

KD  
4707  
BD.2

NEDL TRANSFER  
  
HN 1SVL Z



ENGELHORN'S  
*allgemeine*  
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Wassilissa.  
Von  
Henry Gréville.  
—  
Zweiter Band.



KD 4707

Engelhorn's

Allgemeine

# Romanbibliothek.

Eine Auswahl

der besten modernen Romane aller Völker.

= Alle vierzehn Tage erscheint ein Band. =

Preis pro Band: 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb.: 75 Pf.

Der Vorwurf, welcher so oft gegen das deutsche Volk erhoben wird, daß es keine Bücher kauft und sein litterarisches Bedürfnis aus der Leihbibliothek befriedige, findet zum Teil darin seine Erklärung, daß der Preis deutscher Bücher im Allgemeinen ein hoher, für die Meisten unerschwinglicher ist. Den vielen Tausenden, die gerne Bücher kaufen und sich in ihren Musestunden den edlen Genuß einer guten Lektüre verschaffen möchten, will unser neues Unternehmen die Möglichkeit bieten, sich zu einem beispielloso billigen Preise nach und nach eine eigene Bibliothek anzuschaffen.

Anstatt schmutzige Leihbibliotheksbände zu lesen, wird man künftig zu einem Preise, welcher geringer ist als die

## durchschnittliche Gebühr der Leihbibliotheken

sich die besten und interessantesten Romane aller Völker in schönem, stattlichem Oktavformat und wirklich guter Ausstattung kaufen können.

Unsere „Fünzig-Pfennigbände“ enthalten den Stoff eines gewöhnlichen Romanbandes, der sonst 3 bis 5 Mark kostet.

In einem, höchstens zwei Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschlossen werden, so daß das lästige „Fortsetzung folgt“ wegfällt.

Wir werden weder Mühe noch Kosten scheuen, die Werke der Beliebtsten für unser Unternehmen zu erhalten und einen fortlaufenden Ueberblick über neue Veröffentlichungen nicht alle

**Bücher in neuem Abdruck!** — der Romanliteratur der Welt erhalten werden.

Da der **deutsche Roman** von den Familienjournalen und den bestehenden Romanzeitungen in ausgiebiger Weise gepflegt wird, so werden wir unseren Lesern hauptsächlich die hervorragendsten Erzeugnisse des **Auslandes** in vorzüglichen Uebersetzungen zugänglich machen, ohne wirklich gute deutsche Romane von unserem Programm auszuschließen.

**Erschienen sind bis jetzt:**

**Der Hüttenbestzer.** Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohne Gleichen gefunden — 150 Auflagen! — und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

**Aus Nacht zum Licht.** Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Voll von spannender Handlung.

**Bérv.** Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.

Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem erotischen Reiz.

**Wassilissa.** Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Ein liebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Hieran werden sich zunächst anschließen:

**Die hübsche Miss Reville.** Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.

Eine anziehende englische Familiengeschichte mit brillanten Schilderungen indischen Lebens.

**Ein Ideal.** Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.

**Ihr Gatte.** Von G. Verga. Aus dem Italienischen.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Literatur.

**Die Illusionen des Doktor Faustino.** Von Juan Valera. Aus dem Spanischen.

Das Faustproblem in Spanien.

**In der feinen Gesellschaft.** Von Hamilton Ards. Aus dem Englischen.

Das englische high life wird in diesem gebiegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

**Ein gefährliches Geheimnis.** Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Die letzte Arbeit des beliebten, kürzlich verstorbenen Erzählers.

ND 4707

INTERNATIONAL LIBRARY  
OF  
LAW  
AND  
ECONOMICS

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

Druck von Gebrüder Ardner in Stuttgart.

## Ein Gespräch zwischen Eheleuten.

Die erzählten Familienereignisse verloren plötzlich, selbst in den Augen der zunächst daran Beteiligten, ihre Wichtigkeit, denn alle Entwürfe waren durch die ungeheure Aufregung, welche dem Attentat vom 4. April\*) folgte, wie hinweggefegt. Der Kaiser, wie durch ein Wunder der ihm zugebacht gewesenen Kugel entronnen, erhielt von allen Seiten, aus Petersburg sowohl wie auch aus den entferntesten Provinzen seines Reichs, die Glückwünsche seiner Unterthanen. Daß ihr Gemahl im Chor der Treuen, welche sich um den Thron scharten, fehlen sollte, konnte die Gräfin natürlich nicht dulden. Sie veranlaßte daher durch ein Telegramm seine sofortige Rückkehr.

Der Graf war ein vortrefflicher Mensch, ziemlich intelligent, zuweilen sogar geistreich; ein schlechter Verwalter zwar, denn er war großmütig und nachsichtig, aber ein Edelmann im wahren Sinne des Worts, der sogar seine Dienerinnen grüßte, weil sie Frauen waren.

Er hatte die Gräfin aus Liebe geheiratet. Sein großer Reichtum wurde durch diese Heirat noch vermehrt. Aber seit ihrer Verbindung hatte sich manches verändert: erstens waren achtundzwanzig Ehejahre verflossen, und für den, der zu zählen versteht, sind achtundzwanzig und sechzehn gleich vierundvierzig; daraus folgte, daß der Graf, unbeschadet seiner Eigenschaft als musterhafter Vater und Gatte, gern auf Reisen

---

\*) Das erste (Karakosowsche) Attentat gegen Kaiser Alexander II. am Sommergarten im Jahre 1864.

war, am liebsten, wenn es sein konnte, im Gefolge des Kaisers. Dieser Dienstpflcht entzog er sich nie; dann gab es noch Urlaube, Inspektionsreisen in entfernte Provinzen, wo ein außerordentlicher Gesandter stets wie ein König empfangen wird; kurz, lauter Beschäftigungen, die ihn zu seinem größten Bedauern von der treuen Ehehälfte meist entfernt hielten.

Diesmal aber war das Telegramm so kategorisch und die Notwendigkeit so dringend, daß der Graf den Rest seines Urlaubs — es fehlte nur noch ein Monat —, sein schönes Landgut in der Krim, wo er seine Zeit so angenehm verlebte, und eine schöne Lesghierin, die, man weiß nicht durch welch ein Wunder, aus einer kaukasischen Gefangenen zum Range einer Kosotte erhoben worden war und die in diesem reizenden Aufenthaltsorte eine unbedingte Herrschaft ausübte, preisgab. Der Abschied war übrigens nur kurz, Thränen wurden dabei nicht vergossen, oder falls wirklich etliche geflossen sein sollten, so waren sie bald getrocknet. Die Gefangene hatte eine hübsche kleine Briefftasche bekommen, für deren Inhalt sie viele Batisttaschentücher zum Trocknen ihrer schönen Augen kaufen konnte.

Der Graf kam also in Petersburg an und beeilte sich, dem Monarchen seine Ehrfurcht zu bezeigen. Dieser, der des Grafen Liebhaberei für weite Reisen kannte, mußte über den Eifer desselben, seine Glückwünsche so rasch darzubringen, lachen.

Dann schaute der Graf sich in seinem Hause um und war über das, was er am häuslichen Herde erblickte, ganz erstaunt.

Wassilissa, die gar nicht mehr dem kleinen Mädchen glich, das er im vergangenen Jahr verlassen hatte, fand er reizend. Da er von dem, was sie während seiner Abwesenheit gelitten hatte, nichts wußte, so nahm er sich vor, mit seiner Frau zu sprechen, um der Nichte unter seinen jüngeren Freunden einen Gatten auszusuchen, einen angenehmen Kameraden, bei dem er sich von Zeit zu Zeit zum Mittagessen einladen konnte, um auf diese Weise dem Ceremoniell, das seine Gemahlin wie ihren Augapfel hütete, zu entgehen.

Zu seinem großen Erstaunen wurde das erste Wort, das er über diese Angelegenheit äußerte, von der Gräfin durchaus nicht ermutigend aufgenommen.

„Lieber Graf,“ sagte sie, „das sind meine Angelegenheiten; dieses junge Mädchen steht unter meinem Schutz und

ich werde auch künftig selbst für sie sorgen, falls Sie nichts dagegen haben.“

„Nichts ist mir erwünschter, meine Liebe; aber zwei Köpfe sind mehr wert als einer, sagt ein Sprichwort.“

Die Gräfin blickte ihren Mann zweifelnd an. Ihrer Meinung zufolge war ihr Kopf allein zwei- bis dreimal soviel wert wie der ihres Mannes. Da sie aber viel zu gut erzogen war, um nutzlos zu widersprechen, so wartete sie auf das Ende seiner Eröffnungen.

„Sagen Sie mir doch, Gräfin, wo haben Sie diesen — wie heißt er nur, sein Name ist mir entfallen — diesen Beamten, den Sie mit Wassilissa verheiraten wollten, aufgefischt? Weshalb mußte es denn ein Beamter sein? . . . Ich glaubte ein Militär . . . Ich vermute, es lag ihr nicht viel an ihm . . . sonst wäre die Verbindung doch zustande gekommen . . . Von einem geliebten Manne hätten Sie sie doch wohl nicht getrennt?“

Der Graf drückte sich ziemlich verworren aus, das kam aber daher, weil ihn die Augen seiner Frau genierten. Diese sah ihn an, wie man einen merkwürdigen Gegenstand betrachtet, dessen verdorbenen Mechanismus man zu ergründen sucht. Was faselt er da von dem Beamten, den Wassilissa „geliebt“ habe, von einer Heirat, die zustande gekommen wäre, wenn Wassilissa gewollt hätte? Der Graf war gar nicht auf der richtigen Fährte, nicht im mindesten! Es sagte ihm dies der Blick, der seiner Redeweise ein solch ungeschicktes Gepräge gegeben hatte.

„Ich sehe, mein Lieber,“ sagte die Gräfin, sich in ihrem Fauteuil zurücklehrend, „daß Sie durchaus ungenügend unterrichtet sind.“

Der Graf ahnte, daß jetzt eine Rede folgen würde, und seine treulosen Gedanken flohen bedauernd zu den Ufern des Schwarzen Meeres, wo es sich so wohl lebte, wo niemand Reden hielt . . . Dann raffte er sich auf, holte die Landstreicher wieder ein und brachte sie zu den nicht gar zu kleinen Füßen seiner tugendhaften Ehehälfte zurück.

„Ich wähle für Wassilissa, wie Sie sagten, einen Beamten, geliebt hat sie ihn aber nicht. Vor allen Dingen wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie diesem Kinde, für das ich vor Gott verantwortlich bin, nicht romantische Liebesalfanzereien in den Kopf setzen würden. Sie hat kein Vermögen und darf daher nicht der Gefahr einer Liebesheirat

mit einem armen Manne und einem halben Duzend Kinder ausgefetzt sein.“

„Aber geben wir ihr denn nicht eine Mitgift?“ erwiderte der Graf, den diese Aussicht auf einen armseligen Hausstand mit großer Familie sehr alterierte.

„Gewiß geben wir ihr eine Mitgift; aber Sie werden Ihre Kinder wegen einer Person, die uns eigentlich fremd ist, doch nicht berauben wollen?“

„Ich dünkte,“ sagte der Graf, „daß wir, ohne unsere Kinder zu schädigen, Bassilissa die Möglichkeit gewähren könnten, nach ihrer Neigung zu heiraten, ohne auf Vermögen sehen zu müssen . . .“ Er dachte dabei an die Million eigener Einkünfte.

Die Gräfin blickte ihren Mann gelassen an und wartete mit solch ausgesprochener Resignation auf das Ende seiner Phrase, daß der Graf kurz abbrach.

„Wir geben ihr zehntausend Rubel und eine hübsche Aussteuer,“ sagte die Gräfin.

„Zehntausend Rubel! . . . Damit kann sie ja heiraten, wen sie will!“ rief der Graf. „Das ist schön von Ihnen, meine Liebe, das ist sehr nett! Damit kann sie Pferde und Wagen halten . . . und wenn der Bräutigam auch Einkünfte hat . . .“

Er hielt inne; derselbe unruhige, prüfende Blick, welcher ihn vorhin schon verwirrt hatte, richtete sich wieder auf ihn, um den Grad seiner Zurechnungsfähigkeit zu erforschen.

„Zehntausend Rubel jährliche Einkünfte?“ fragte er weniger zuversichtlich.

Die Gräfin zuckte unmerklich mit den Achseln; muß man doch seinen Mann ehren, — man hat es ja am Fuße des Altars, an jenem wichtigen Tage geschworen, an dem man so vielerlei gelobt hat, was später so wenig gehalten wurde.

„Zehntausend Rubel Kapital . . . Fünf- bis sechshundert Rubel Einkünfte!“

Diese zwei Sätze fielen wie zwei Hammerschläge auf ihn nieder. Der Graf senkte das Haupt und stellte seine Betrachtungen an. Zehntausend Rubel Kapital, das war ungefähr so viel, wie ihm die kurze Herrschaft der schönen Lesghierin in seinem Schlosse am Schwarzen Meer gekostet hatte.

„Allerdings,“ sagte er, „mit fünfhundert Rubel Ein-



künften kann sie nicht Wagen und Pferde halten. Könnten wir diese Summe nicht erhöhen?"

"Sie haben zwei Kinder, mein Lieber. Uebrigens gehören Ihre Einkünfte Ihnen, und es ist Ihre Sache, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen."

Die Gräfin sagte das, die Lippen leicht zusammenknirschend, so gleichgültig, daß der Graf seine barmherzigen Absichten unterdrückte und verraten zu sein glaubte, betreffs . . . Die Liste Don Juans entrollte sich vor seinem inneren Blicke: mille e tre! Er mußte sich sagen, es wäre wirklich ein Wunder, wenn er nicht verraten worden wäre, und diese retrospektive Betrachtung legte ihm Stillschweigen auf.

"Also, mit einem Worte, sie wird diesen Beamten nicht heiraten?" sagte er, um das erloschene Gespräch neu anzufachen.

"Nein . . . Alle Informationen ergaben, daß dieser Mann ein Intrigant war, der Wassilissa nur der Mitgift wegen begehrte."

Der Graf dachte, die Mitgift sei nur gering und Wassilissa hübsch genug; wäre er an dessen Stelle gewesen . . . aber er bereute diesen leichtfertigen Gedanken und hörte um so andächtiger auf die Worte seiner Frau, da die Karwoche zu Ende ging und es Fastenzeit war.

"Kurz," sagte die Gräfin, "ich hob die Verlobung auf; Wassilissa sandte die Geschenke zurück. Alles ist aus."

"Man sprach mir von einem Duell."

"Ja, Schürow war in Petersburg und hat Tschudessow den Arm entzweigeschossen; aber das geht uns nichts an."

Die Gräfin war davon überzeugt, und er würde nicht wohl daran gethan haben, das Gegenteil zu versichern. Der Graf war zu ungenügend informiert, um ihr in dieser Angelegenheit die Spitze bieten zu können und trat daher den Rückzug an.

"Wassilissa bleibt also bis auf weiteres Mädchen?" sagte er lächelnd.

"Was soll sie denn sonst bleiben?" antwortete seine Frau mit jenem Staunen ausdrückenden Zug der Augenbrauen, welches den armen Gatten an das Gefühl seiner Inferiorität erinnerte.

Er versuchte, darüber zu scherzen; es gelang ihm aber nicht, seine Gemahlin heiter zu stimmen, und mit einer Armfündermiene ging er in sein Kabinett. Kaum fünf Minuten

später lachte und plauderte er mit einigen Freunden, die ihn besucht und ihm das Gefühl seines eigenen Wertes wieder zurückgegeben hatten.

## XXXII.

### Die Osternacht.

Karsonabend war gekommen. Ostern ist in Rußland das Hauptfest des Jahres und ersetzt unser Weihnachtsfest. Um elf Uhr abends fuhr die Gräfin Rumjassin mit ihrem Sohn, den jungen Mädchen und einer Anzahl von Schützlingen, die in mehreren Wagen untergebracht waren, zur Kirche.

Dmitrij hatte einen neuen Anzug aus weißer Seide mit Silberborten bekommen, worin er wie ein Sylphe aussah.

Während der drei Messen, die im Laufe der Nacht gehalten wurden, war er sehr andächtig, bei der Frühmette aber doch schon recht ermüdet, obschon man ihm nach dem Mittagessen einige Ruhe gegönnt hatte. Es war das erste Mal, daß er während der Osternacht in die Kirche mitgenommen wurde.

Dreimal verkündete der Priester mit lauter Stimme: „Christ ist erstanden!“ Das versammelte Volk responsierte dreimal: „In Wahrheit, er ist auferstanden!“ und die Anwesenden in der Kirche wechselten mit ihren Nachbarn den dreifachen Friedenskuß.

Dmitrij benutzte diesen Moment der allgemeinen Aufregung, um seiner Cousine ins Ohr zu flüstern:

„Er wird dich nicht küssen, dein Silhouettenmann! Den haben wir gehörig abgeführt, meinst du nicht?“

Wassilissa errötete vor Ueberraschung; sie hatte große Lust, ihren Cousin wegen der Unehreverbietigkeit seiner Aeußerung an einem so geheiligten Orte und zu so feierlicher Stunde tüchtig auszuscheitlen; aber Dmitrij war plötzlich wieder ganz ernst geworden, blickte auf den Ikonostas und sang halblaut mit im Chor: „Er ist auferstanden, er hat den Tod überwunden!“ Sie war daher gezwungen, ihr Vorhaben aufzugeben.

Zina, die Dmitrijs Worte auch gehört, hatte große Mühe, ihr Lachen, das bei der geringsten Veranlassung loszubrechen pflegte, zu unterdrücken; ihre geheime Heiterkeit hätte Wassilissa beinahe auch angesteckt.

Es war diese Kirche, in der Tschudessow — der, nebenbei bemerkt, dieselbe nie besuchte — sich angeblich in Wassilissa verliebt haben sollte. Sie überblickte die geschmückte Menge, welche sich in dem Teile der Kirche befand, in welchem auch sie waren . . . Plötzlich geriet sie außer Fassung, es wurde ihr ein kaum bemerkbarer, respektvoller Gruß von Marizkij zugenickt, der augenscheinlich schon lange auf Wassilissas Blick gewartet hatte.

Diese versank in tiefe Betrachtungen, an denen das christliche Fest nur wenig Anteil hatte. Sollte es bloß Zufall sein, daß die Augen dieses jungen Mannes ihr so häufig begegneten? Und weshalb fand sie, wenn sie an einem Orte war, wo sie seine Gegenwart vermuten konnte, keine Ruhe, bevor sie sich nicht überzeugt hatte, ob er da sei?

Diese heimliche Frage trieb ihr eine plötzliche Röte in die Wangen, und die Antwort, welche darauf erfolgte, vermehrte diese Röte noch.

„Bist du nicht sehr erhitzt?“ fragte Zina und stieß sie leise mit dem Ellbogen an.

„Ich ersticke!“ antwortete Wassilissa wahrheitsgemäß.

„Der Gottesdienst ist bald zu Ende,“ flüsterte Zina und lehnte sich an das Geländer, was für ihren seidenen Gürtel nicht vorteilhaft war.

Dmitrij schloß mit offenen Augen; von Zeit zu Zeit zwang er sich, den Kopf zu erheben und die Augen aufzureißen, um zu zeigen, daß er wirklich noch wach sei; nach einer solchen Anstrengung fiel er jedoch wieder in süßen Schlummer zurück.

Endlich war der Gottesdienst beendet und die Kinder wurden nach Hause geschickt, während die Gräfin noch durch eine Menge Bekannter, die ihre Glückwünsche abstatteten, zurückgehalten ward.

Die Straßen waren glänzend erleuchtet und die Pfosten, welche das Trottoir von der Straßenseite begrenzen, damit die Schlitten nicht hinüberfahren, waren frisch mit schwarzer Farbe angestrichen. „Man hat sie neu gewichst!“ sagte Dmitrij, dessen Schläfrigkeit, seitdem er die Kirche verlassen, vergangen war. Bei jedem dieser Pfosten stand ein Talg-

behälter mit brennendem Docht. - Die Nacht war prachtvoll, lind und klar wie eine Mainacht; reiche Equipagen mit Kassepferden bespannt rollten eilig durch die mit Menschen angefüllten Straßen, das Glockengetön von St. Jaak dröhnte und alle Kirchen sandten ihre hellklingenden, grellen und dumpfen Glockentöne durch die Stadt.

„Das ist lustig,“ sagte Dmitrij; „solch eine Ofternacht ist doch sehr hübsch! Und wenn wir nach Hause kommen, wird gegessen!“

Von der Festung her ertönten Kanonenschüsse. In diesem Augenblicke empfing der Kaiser in der Kirche des Winterpalastes die Festgratulationen des ganzen Hofes.

Dmitrij, der sich mit seiner Schwester und Cousine allein im Wagen befand, konnte nicht ruhig sitzen bleiben. Bei jedem Kanonenschuß klatschte er freudig mit den kleinen Händen; seit langer Zeit schon hatte er keine solche Heiterkeit entwickelt.

Die Equipage hielt an, die Kinder stiegen aus und sandten den Wagen zur Kirche zurück, um eine andere Partie von Gläubigen abzuholen.

Diener, Kammerfrauen und das ganze Hauspersonal, welches vor Ankunft der Herrschaft aus der Kirche zurückgekehrt war, stand im großen Vorsaal, um ihre Glückwünsche, begleitet vom obligaten Ei, das gegenseitig ausgetauscht wurde, darzubringen. Dabei mußten die traditionellen Küsse gewechselt werden, und auch die Kinder mußten diese unvermeidlichen Küsse entgegennehmen. Als dann das abermalige Wagengerassel die Ankunft der Gräfin nebst Gefolge signalisierte, flüchteten die Kinder in den Speisesaal.

„Das alles werden wir aufessen!“ sagte Dmitrij halblaut; ihn hungerte sehr und seine begehrliehen Augen flogen von dem enormen gebackenen Schinken — es war der größte, der aufgetrieben werden konnte — bis zu dem Kalbsviertel, welches als Pendant dem Schinken gegenüberstand; dazwischen befand sich das obligate Butterschäfchen mit gekräuseltem Fell, das durch Pressen der Butter durch Leinwand hergestellt wird — wir bemerken übrigens, daß dieses Paradedstück nur der Zierde und des Symbols halber auf den Tisch kommt —; dann kam ein riesenhafter Kulitsch, ein Rosinentuchen aus dem feinsten Mehl, auf welchem sich ein großes Bouquet aus Papierrosen befand; ferner die rotgefärbten harten Eier, von denen manche Russen ein Duzend

und mehr verzehren können: Alles das reizte den Appetit Dmitrijs so sehr, daß ihm das Wasser im Munde zusammenlief.

Endlich trat die Gräfin ein, die in weiße Seide gekleidet war und deren lange Schleppe rauschend hinter ihr herzog. Sie sah, inmitten ihres Hofstaates von Schützlingen und Dienerschaft, wie eine regierende Fürstin aus, und der Kanonendonner, welcher aus der Ferne herübertönte, schien nur deshalb seinen Schall bis hierher zu senden, um ihrem Empfang einen größern Pomp zu verleihen.

Endlich, nachdem alle Gratulationen, alle Festküsse vorüber waren — die Gräfin Rumjassin hielt dieses Gebot ihrer Kirche, drei Küsse mit jedem ihrer Dienerschaft, bis auf den Stallungen herab, zu wechseln, gewissenhaft; nicht wie die nach modernen Grundsätzen erzogenen Damen —, als alles, wie sich's gebührt, überstanden war, setzte sich die Gräfin an die Tafel; für ihren Gemahl, den sein Rang noch im kaiserlichen Palast zurückhielt, wurde ein Platz reserviert, und das Nachtmahl begann.

Die großen Schüsseln machten die Kunde und das fünfzig-tägige Fasten wurde gebrochen, ein Fasten ohne Milch und ohne Eier, nur mit Fisch und Del, und an gewissen Tagen sogar ohne Fisch. Alle aber waren so ermüdet, daß die Hauptlehre der Mahlzeit dem Rahmkaffee, welcher die eingeschlaferten Geisteskräfte erwecken sollte, zufiel.

Der Graf kam erst gegen Ende der Mahlzeit. Die Gräfin lud ihn ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen; er lehnte jedoch diese Ehre ab, weil er bereits im Palast gespeist habe, und sagte, daß er zum Umfallen müde sei. Dann stand die Gräfin auf und gab das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Fünf Minuten später war der Speisesaal leer und die Lichter ausgelöscht. Nachdem die Tafel abgedeckt war, wurde sie sofort aufs neue für den folgenden Morgen gedeckt, denn während der Osterwoche hält jeder Russe, ob reich oder arm, offenen Tisch. Der verzehrte Schinken wird durch einen frischen ersetzt, das Kalbsviertel durch ein anderes u. s. w. bis zum Sonntag Quasimodo.

Als Zina und Wassilissa fest umschlungen in ihre Stube zurückgekehrt waren, näherten sie sich dem Fenster. Die Illumination der Stadt begann zu verlöschen; einige helle Lampions warfen von Zeit zu Zeit noch einen grellen Schein

auf die Fassaden der Häuser und dann auf das Trottoir herab, verspätete Equipagen fahrten nach Hause zurück und im Osten verkündete ein weißer Streifen am klaren, heiteren Himmel den Beginn der Morgenröte.

„Ich weiß nicht weshalb, aber mein Herz ist voll freudiger Ahnungen! Ostern, Frühling ist da . . . der schöne Frühling, er ist wie wir so jung . . . und auch ebenso einfältig.“ Zina lachte und umarmte ihre Cousine. „Die kleinen Blättchen sehen so ungeschickt aus, wenn sie aus ihren Knöspschen hervorkommen . . . man könnte meinen, sie wüßten nicht, wo sie Platz finden sollen . . . Ich bin so glücklich!“

Wassilissa lächelte Zina zu und erwiderte ihren Kuß; aber ihr Lächeln war nicht das nämliche, unbefangene; eine flüchtige Röthe, ein heimlich gehegter Gedanke sprach auch zu ihr von einem Frühling . . .

„Bald ziehen wir aufs Land,“ sagte Zina, „ich freue mich darauf . . . Aber du sagst ja gar nichts? Bist du nicht auch froh?“

„Doch!“ antwortete Lissa, welche mit Bangen daran dachte, daß sie auf dem Lande Marizkij nicht mehr begegnen würde.

„Ich möchte gar zu gern Prinz Charmant wiedersehen,“ begann Zina aufs neue und kleidete sich hastig aus. „Weißt du, er ist jetzt lange nicht mehr so häßlich wie früher! Hast du es nicht auch bemerkt?“

„Nein.“

„Aber woran denkst du denn?“ rief Zina erstaunt; sie hielt die Arme über ihren Kopf, da sie eben im Begriff war, ihr Haarnetz zusammenzubinden.

Lissa antwortete nur durch ein etwas gezwungenes Lächeln. Zinas Arme sanken herab und sie begab sich ins Bett. Plötzlich richtete sie sich noch einmal auf, schlang die Arme um ihre Kniee und sann nach. Lissa schien bereits zu schlafen.

„Nun ja,“ rief sie (Miß Junior hatte auf zwei Tage Urlaub bekommen), „ich liebe den Fürsten sehr! Er ist gar nicht mehr häßlich und nicht im mindesten einfältig, ein wahrer Don Quigotte! Evviva il principe!“ rief sie plötzlich und sank in ihre Kissen zurück.

Zwei Minuten später war sie fest eingeschlafen.

XXXIII.

Fräulein Justine verliert den Mut nicht.

Die Gräfin hatte die Karwoche mit Beichten und Kasteiungen verbracht. Sie übte ihre Religion mit Eifer und bei ihrer alljährlichen Beichte stellte sie eine strenge und gewissenhafte Prüfung mit sich an. Diese Prüfung, fiel wohlverstanden immer zu ihrem Ruhme aus; denn da sie nur nach Grundsätzen handelte, so fiel es ihr nicht schwer, immer ausgezeichnete Gründe für ihre Handlungsweise ausfindig zu machen.

Als sie diesmal alle wichtigen Begebenheiten, die seit vorige Ostern aufeinander gefolgt waren, an ihrem Geist vorüberziehen ließ und auf die Brautschaft ihrer Nichte kam — da befielen sie indes Zweifel.

„Meine Informationen waren ungenügend,“ sagte sie sich; „ich hatte unrecht.“ Diesen Posten in ihr Soll notierend, fuhr sie in ihrer Selbstprüfung fort. „That ich auch alles, was ich thun konnte, um Wassilissas Vertrauen zu gewinnen?“ fragte sie sich. „Sie ist eine etwas verschlossene Natur . . .“ Die gute Gräfin war, wie die Menschheit im allgemeinen, sehr geneigt, andern Fehler aufzubürden, um ihre eigenen dadurch entschuldbarer zu machen. „Ich hätte sie mehr an mich ziehen und ihr Gelegenheit geben müssen, sich frei auszusprechen.“

Die Gräfin nahm sich jetzt vor, gegen ihre Nichte liebevoller zu sein.

Da der übrige Teil dieser Selbstbetrachtung nichts mit unserer Geschichte zu thun hat, so übergehen wir ihn.

Das Resultat dieser Prüfung war eine größere Leutseligkeit der Gräfin ihren Kindern und dem ganzen Hauspersonal gegenüber. Alljährlich brachte das Osterfest dieses allgemeine Nachlassen; zwei oder drei Monate lang ging dann alles gut, gegen alle war sie sanft und willfährig, nach und nach aber zogen die Grundsätze ihre starren Rahmen wieder fester, das Verhältnis der Gräfin zu ihrer Umgebung wurde gespannter, jeder war genötigt sich strenger zu überwachen — ja es kam nicht selten vor, daß eine Ungnade, wie die von Mademoiselle Bochet, allgemeine Bestürzung hervorrief und im ganzen Hause die strengste Befolgung der geringfügigsten Anordnungen veranlaßte, und so gelangten endlich, wohl oder

übel, die Angelegenheiten ohne besondere Zwischenfälle bis zur Karwoche.

Dann fand die Gräfin an den Stufen des Altars ihre evangelische Sanftmut wieder und das Rad begann seinen neuen Rundlauf wie bisher.

Der Ostersonntag brachte also Frieden in der schönsten Bedeutung des Wortes. Besonders war es Wassilissa, die von der Sanftmut ihrer Tante sehr gerührt war; ihr liebes, gutes Herzchen vergaß alles, was es an Dualen ausgestanden hatte, und empfand nur noch die Regungen einer aufrichtigen Dankbarkeit.

Der glückliche Ausgang des Ereignisses, welches das Leben des Kaisers bedroht hatte, gab Anlaß zu zahllosen Festen, und vierzehn Tage lang folgten Bälle und Gesellschafts-abende ohne Unterbrechung aufeinander. Die jungen Mädchen bekamen Erlaubnis, überall zu tanzen, wo nicht ausschließlich Erwachsene eingeladen waren, und wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß Marizkij mehr als eine Gelegenheit fand, sich mit Wassilissa zu unterhalten.

Hätte man den jungen Offizier gefragt, was er eigentlich beabsichtige, so würde er um eine Antwort verlegen gewesen sein, da Fräulein Górow keine „passende Partie“ für ihn war. Seine Eltern waren reich, seine Familie stand mit den besten Familien des Reichs in Verbindung, ihm war die Möglichkeit geboten, auf eine ganz andere Hand Anspruch zu machen als auf die eines jungen Mädchens, das bereits durch eine rückgängig gewordene Verlobung — noch dazu mit einem Manne, der nicht zur „guten Gesellschaft“ gehörte — etwas diskreditiert war. Und doch wurde Marizkij, wenn er eine Anspielung auf diese unglückselige Verlobung vernahm, rot vor Zorn und mußte an sich halten, um nicht einen Skandal hervorzurufen.

Seit Wassilissa nicht mehr Braut war, hatte sie auch aufgehört gefallsüchtig zu sein. Wenn wir „aufgehört“ sagen, so hoffen wir, daß der Leser das nicht buchstäblich nimmt; denn ein Mädchen kann nicht plötzlich aufhören, gefallen zu wollen; aber der ganz natürliche Wunsch zu gefallen zeigte sich bei ihr nicht mehr so auffällig, man konnte ihn kaum in einer schalkhaften Antwort im Schatten des Fächers erraten.

Alle Damen bewunderten Fräulein Górow wegen dieser vorwurfslosen Haltung in einer so penibeln Stellung, und



die Schranken, welche man anfangs zwischen ihr und den andern jungen Mädchen gezogen hatte, verschwanden bald.

Die Gräfin, welche nur anerkennende Worte über Lissa zu hören bekam, wurde immer zufriedener mit ihr, bis plötzlich ein unvorhergesehener Zwischenfall eine Wendung hervorrief und die bekannten Grundsätze der edeln Dame früher als sonst zur gewohnten Strenge zurückkehren ließ.

Seit die projektierte Heirat in die Brüche gegangen war, begleitete Justine Adamowna Wassilissa, die jetzt wieder mit ihrer Cousine und Miß Junior ausging, nicht mehr. Die Favoritin hatte also Zeit genug ihren melancholischen Gedanken nachzuhängen.

Alles trug zu ihrem Mißgeschick bei: die Lehnstessel, welche sie selbst bestellt hatte und auf denen sie bei den Neuvermählten zu thronen hoffte; der Samowar aus Neusilber, den sie für ihren Wuchs ausgewählt hatte, um, ohne zu ermüden, den Thee für das junge Ehepaar bereiten zu können; die Vorhänge der Wohnung, welche sie selbst hatte aufmachen lassen — alles dies kam mit den sechs großen Koffern, in welchen sich die Aussteuer befand, in die Vorratskammer.

Justine empfand großen Kummer darüber, denn im Grunde genommen war das alles doch für sie bestimmt gewesen. Sie hatte darauf gerechnet im Hause Tschudessow unumschränkte Herrscherin zu sein, und zwar sowohl auf die Autorisation der Frau Gräfin hin als auch aus Dankbarkeit seitens des Eheannes.

Tschudessow aber war anderer Ansicht; sein erster Gedanke war, sich sofort nach der Hochzeit von Justine zu befreien, und es war ihm daher ganz willkommen, als er den ausgesprochenen Widerwillen Lissas gegen die Favoritin wahrnahm.

„Das wird sich ganz von selbst machen,“ sagte er sich. „Am dritten Tage wird meine Frau ihr die Thür weisen und wir werden sie los sein.“

Aber das eigenwillige Geschick, welches sich darin gefällt die edelsten Absichten böswillig über den Haufen zu werfen, hatte beschlossen, daß weder Justine thronen noch Tschudessow ihr die Thüre weisen sollte.

Tschudessow, der fast geheilt war, seinen Arm aber noch in der Binde trug, wandelte schwermütig den Newskij-Prospekt entlang. Seine interessante Blässe kontrastierte vorteilhaft mit dem schönen, schwarzen, aber schlichten Haar und zog die

Blicke der „kleinen Kokotten“ auf sich. Da Tschudessow aber nicht heiratete, so war für ihn auch diese Zauberwelt von Beloutine Jay und Nlang-Nlang noch nicht offen.

Er verschmähte es auch die Augen zu erheben; als er aber an der Ecke der Gartenstraße eine Ledertasche bemerkte, die er schon früher gesehen zu haben sich erinnerte, erhob sich seine Augen von der Tasche bis zur Hand, die sie trug, und von der Hand zum Gesicht; er erkannte Justines mitleidsvolle Augen.

Ein Blick genügte dem Pärchen um sich zu verständigen. Sie stiegen die Treppe, welche in die obere Galerie des Gostinoj-Dwor führt, hinauf, und dieser Platz, der Zeuge ihrer ersten Zusammenkunft, bot ihnen eine schützende Zufluchtsstätte für ihr keusches Gespräch.

„Ah, mein armer Freund, sind das Ereignisse!“ sagte Justine.

Die Frauen haben ein besonderes Geschick ein Gespräch einzuleiten. Während der Mann sich wie ein Bär, der um einen Bienenstock herum schleicht, dreht und wendet, finden sie sofort zwanzigerlei Art, eine Unterhaltung zu beginnen.

„Ja wohl,“ antwortete der Beamte mit trübseliger Miene, „eine gründlich verpfuschte Geschichte!“

„Bah!“ erwiderte Justine tröstend wie jener Engel, der die Gefängnisse besucht auf den Bildern des alten Italien, „man wird etwas Besseres finden.“

„Unterdessen aber habe ich ein Loch in der Schulter und die Reputation eines Dummkopfs.“

„Ihr Arm ist doch geheilt, nicht wahr?“ erkundigte sich Justine voller Teilnahme, ohne die Reputation zu beachten.

„Ja,“ sagte Tschudessow, indem er sein Tuch etwas lockerte, „ich könnte ihn jetzt schon gebrauchen, aber . . .“

„Nein, nein!“ sagte die Favoritin, „lassen Sie ihn vorläufig noch in der Binde, es kleidet Ihnen gut! Da der Fürst fort ist, so sind die Chancen auf Ihrer Seite!“

Tschudessow schien einen Augenblick zu denken, daß diese Chancen einstweilen noch ziemlich wertlos seien; er blickte Justine sogar ziemlich verdrießlich an; aber da er noch immer Junggesell war, so konnte sie ihm vielleicht doch noch von Nutzen sein . . .

„Schade,“ sagte sie nachdenklich, „die Angelegenheit war so gut eingefädelt.“

„Bah!“ erwiderte Tschudessow etwas empfindlich, „das Fräulein war sehr unangenehm!“

„Das gebe ich zu, aber . . .“

„Und die Mitgift miserabel!“

„Einverstanden, aber Protektion und Ausichten . . .!“

Beide Verbündete seufzten einmütig.

„Wo mag dieser unglückselige Fürst damals wohl so plötzlich hergekommen sein?“ fragte Justine zornig.

„Das wollte ich Sie fragen. Ob sie ihm selbst geschrieben haben mag?“

„Nein, das ist unmöglich; ich habe sie nie aus den Augen gelassen.“

Tschudessow zweifelte trotz alledem.

„Vielleicht war es die Komtesse Zenarbe, dieser kleine Kobold . . .“ fuhr Justine fort.

„Fräulein Göröw wird also, wenn sie aufs Land zurückkehren, jenen Goldvogel heiraten? Er ist Gutsnachbar, sagten Sie nicht so?“

Justine nickte bejahend.

„Vielleicht kriegt sie ihn doch nicht,“ sprach sie sinnend; „die Gräfin ist nicht damit einverstanden, und wenn die etwas nicht will . . .“

„Ah, das würde mich sehr freuen!“ rief Tschudessow, auf dessen edlem Antlitz der Glanz einer schönen Seele strahlte.

„Uebrigens,“ begann Justine wieder, „diesen zererschoffenen Arm soll mir die Kleine schon noch bezahlen, ebenso wie alle jene Frechheiten, die ich von ihr erdulden mußte.“

„Meine arme Justine, Sie haben Frechheiten von ihr erdulden müssen?“ sagte Tschudessow, dachte aber dabei, wie doch der Schein trügt; wäre er nicht eines Bessern belehrt worden, so hätte er eher Frechheit seitens der Favoritin vermutet.

„Leider ja! Lauter Abscheulichkeiten sagte sie mir, wenn ich von Ihnen zu sprechen anfang.“

„Was denn zum Beispiel?“ fragte Tschudessow, und schielte dabei nach allen Seiten umher, ob man sie auch nicht beobachte.

„Zum Beispiel,“ — schamhafte Röte bedeckte Justines Gesicht — „bis zu den Worten: ich solle Sie nur für mich behalten, wenn ich Sie so lebenswürdig fände.“

Tschudessow lächelte selbstzufrieden, bemerkte aber auch,

daß das Gespräch eine gefährliche Wendung anzunehmen drohe, und begann den Rückzug anzutreten.

„Leben sie wohl!“ sagte er, „dort kommen Leute. Wenden Sie sich nicht um; ich gehe voraus.“

Er ging, und Justine — o rühmenswerte Unschuld — fiel es nicht einmal ein sich umzuschauen. Es kam nämlich niemand, und Tschudessow benutzte seine Hinterlist nur, um sich aus dem Staube zu machen.

Seit diesem Gespräch war Justines Haß gegen Wassilissa noch tiefer eingewurzelt.

„Nein,“ sagte sie sich als sie am Abend ihre Betrachtungen anstellte, „nein, meine Schöne, wenn ich es verhindern kann, so sollen Sie sicher nicht Fürstin werden. Eine tüchtige Demütigung ist es, was Ihnen für Ihre Naseweisheit gebührt, und falls es von mir abhängt, so sollen Sie sie haben.“

Seit der Ankunft des Grafen sah Justine ihre edle Beschützerin weit seltener; nicht etwa weil der Graf häufig zu Hause gewesen wäre, aber gerade zu den Stunden, wo man weder Besuche macht, noch welche empfängt, war er da, und eben diese Stunden waren es, die bisher Justine gehört hatten; sie sah deshalb den Grafen wie eine Art Dieb an, nur mit den Augen der Seele natürlich, denn äußerlich bezeugte sie ihm die größte Verehrung.

Da sie das Boudoir nicht mehr so häufig wie früher betreten durfte, so verfiel sie auf einen genialen Gedanken. Sie fand in irgend einem Winkel einen großmächtigen Sticdrahmen, der mit einer vorsündflutlichen, von der Gräfin selbst angefangenen Sticerei bedeckt war, und entschloß sich diese Arbeit zum Besten einer Kirche zu beenden.

Die Gräfin billigte diesen heiligen Vorsatz und riet ihr, alle verfügbaren Finger im Hause zu Hilfe zu nehmen.

Als man den Sticdrahmen aus der Rumpelkammer herunterbrachte, fand es sich, daß er wegen seiner Größe nirgends untergebracht werden konnte; nur der kleine Salon vor dem Boudoir der Gräfin hatte just eine Ecke, die Platz genug hatte. Es wurden daher ein Lehnstuhl und eine Etagere fortgenommen und Justine hatte nun den schönsten Posten, um alles, was im Boudoir vorging, zu hören.

Leider erhielt sie schon am nächsten Tage eine derbe Lektion; das Genie ist ja stets Beleidigungen ausgesetzt, das ist schon einmal sein Loos.

Als sie nach dem Mittagessen sich hinter ihren Stickerahmen zurechtsetzte, sagte Dmitrij zu ihr:

„Ah, Sie haben Ihre Maschine ganz nahe an Mamas Thür hingesezt! . . . Justine Adamowna,“ fing er dann mit unschuldiger Miene fort, „was Sie für lange Ohren haben! Mein Kind,“ sagte er dann mit veränderter Stimme den Wolf nachahmend, „das ist, um besser hören zu können!“

Justine erröthete bis an die Schuhsohlen.

„Was sprichst du da, Bursch?“ sagte der Graf vorbeigehend und nahm ihn auf den Arm.

„Das Märchen vom kleinen Kottkäppchen, Papa. Es ist sehr interessant; Fräulein Justine kann es auswendig.“

Der Graf, welcher Justine unbeachtet ließ, gab seinem Sohn einen Kuß und ging weiter.

Am nächsten Tage aber fand er es lästig, er mochte das Boudoir seiner Frau betreten oder es verlassen, immer diesen Stickerahmen auf seinem Wege zu finden, und hinter demselben stets die ruhige unbedeutende Figur Justines auf das altmodische Muster niederbeugt. Diese Hand, welche regelmäßig ihre Wollenfäden zog, machte ihn ganz nervös.

Er sprach mit seiner Gattin darüber.

„Es handelt sich um ein Werk der Barmherzigkeit,“ antwortete diese fromm emporklickend.

„Aber ist es denn notwendig, daß dieses Werk der Barmherzigkeit dicht in Ihrer Nähe gemacht wird? Man ist ja nicht mehr Herr im eigenen Hause!“

Die Gräfin schlug erstaunt die Augen zu ihrem Mann auf.

„Ich habe keine Geheimnisse,“ sagte sie mit der Stimme verletzter Unschuld; „mein Leben liegt wie in einem Glashaufe offen vor jedermann da.“

Der Graf lächelte und küßte seiner Frau die Hand.

„Leider bin ich nicht so tugendhaft wie Sie, meine Teure,“ sagte er; „ich habe Geheimnisse.“

„So? Nun, dann können Sie die Thür schließen.“

Mit ausgesprochenem Hohn wurden ihm diese Worte entgegengeschleudert.

Gerade in dem Moment, als Justine auf der Schwelle des kleinen Salons erschien, schloß der Graf die Thür; er hörte noch den Stickerahmen knarren und das Geräusch von Justines Stuhl auf dem Parkett; die süße Gewißheit, daß die Thür geschlossen sei, hatte er wohl, gleichzeitig aber auch

die Ueberzeugung, daß keines seiner Worte der Horcherin verloren gehen könne.

„Nun, das geht die Gräfin an,“ sagte er sich; „da es in diesem Hause keine Geheimnisse zu geben scheint, so fügen wir uns darein.“

Er setzte sich also seiner Frau gegenüber hin und begann lächelnd:

---

XXXIV.

Der Graf erzielt einen unerwarteten Erfolg.

„Sie haben da ein Meisterstück gemacht, meine Teure,“ sagte der Graf Kumjassin zu seiner Gemahlin.

Die Gräfin blickte ihren Gatten verwundert an, da diese Aeußerung aber ein Kompliment enthielt, so lächelte sie dazu.

„Wassilissas Erziehung läßt nichts zu wünschen übrig, wie mir scheint.“

Das Lächeln verschwand und machte einer peinlichen Aufmerksamkeit Platz. Der Graf ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern und fuhr fort:

„General Sanin sprach gestern mit mir; Sie haben ihn zuweilen mit einer Einladung zum Mittagessen beehrt?“

„Kann wohl sein,“ antwortete die Gräfin.

„Wassilissa hat seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; sowohl ihm wie auch mir erscheint sie als ein ganz reizendes Mädchen. Da er von der Auflösung jener unseligen Verlobung hörte . . .“

Das Wort war schlecht gewählt; die Gräfin nahm eine äußerst würdige Haltung an, kreuzte die Hände über die majestätischen Falten ihres Kleides und wartete mit Resignation auf das Ende der Phrase. Der Graf fuhr fort:

„Der General fragte mich gestern — vielleicht im Scherze —, ob es mir wohl mißfallen würde, ihn Neffe zu nennen . . .“

Der Graf lachte; sein Lachen fand aber kein Echo, er brach es daher ab.

„Und was antworteten Sie ihm?“ fragte die Gräfin liebenswürdig.

„Ich antwortete, es würde mich sehr freuen, Onkel eines alten vortrefflichen Kameraden zu werden, daß aber unsre Richte unter Ihrem unmittelbarem Schutze stehe und daß daher diese Angelegenheit speciell Sie anginge . . . natürlich alles im Scherze.“

Die Gräfin billigte das Gesagte durch ein Kopfnicken und flüchtiges Lächeln.

„Ich versprach ihm dann,“ begann der Graf wieder, „mit Ihnen darüber zu sprechen, und wie Sie sehen, hielt ich mein Wort.“

Beide schwiegen; die Gräfin ließ ihren Gemahl ohne das mindeste Zeichen von unschicklicher Hast, auf Antwort warten.

„Nun, mein Lieber,“ antwortete endlich die edle Dame, „sagen Sie Ihrem Freunde, daß seine Werbung meiner Richte zwar zu großer Ehre gereiche, daß wir sie aber nur für einen artigen Scherz halten.“

„Meinen Sie?“ Der Graf sah sehr verblüfft aus.

„Ich sagte, einen artigen Scherz,“ wiederholte die Gräfin lebenswürdig. „General Sanin, der seine hohe militärische Stellung mit vieler Grazie ausfüllt und seine zwei-, drei-, vierundfünfzig Jahre . . . wie viel sind es doch?“

„Achtundvierzig!“ fuhr der gekränkte Graf etwas lebhaft auf. „Wir sind im gleichen Alter und wurden gleichzeitig befördert!“

„Meinetwegen also achtundvierzig! . . . und der außerdem mit großer Würde eine ansehnliche Zahl von Orden auf seiner breiten Brust trägt“ (die Gräfin unterdrückte ein mit dem Ernst des Gegenstandes nicht zu vereinbarendes Lächeln); „wie können Sie verlangen, daß dieser lebenswürdige General — ich habe ihn übrigens von Herzen gern — der Gatte von Wassilissa werde, die noch ein Kind ist? Nein, mein Freund, Eheleute müssen gut zu einander passen, das ist die erste Bedingung,“ sagte die Gräfin lächelnd.

Diese Heiterkeit, dieser scherzhafte Ton überraschten den Grafen; er verlor den Faden seines Gedankenganges.

„Sie weisen ihn also ab?“ stotterte er betreten.

„Ganz entschieden, mein Lieber. Das wäre ja ein Unsinn! Wie konnten Sie nur eine solche Poste ernst nehmen?“

„Ich sah schon viel Possierlicheres recht gut gelingen,“ erwiderte der Graf, der wieder ruhiger geworden war; „im

Grunde genommen ist mein Freund Sanin doch gewiß mehr wert als, mit Respekt zu melden, jener Tsch . . .“

Er hielt inne und biß sich auf die Lippe; aus dem Antlitz seiner Frau war jede Spur von Heiterkeit verschwunden.

„Ich glaubte,“ begann er, um seinen Fehler wieder gut zu machen, „daß Sie es eilig haben, daß Sie sie gern los werden möchten . . .“

„Ah, lieber Graf, Sie sprechen ja wie ein Vormund im Baudeville!“ sagte die Gräfin höhnisch. „Ich sollte mich meiner Nichte entledigen wollen? Da hätte ich sie ja vor siebzehn Jahren gar nicht anzunehmen brauchen.“

Der Graf dachte, das wäre für alle Teile vielleicht das beste gewesen, namentlich aber für Wassilissa selbst.

„Ich habe gar keine Eile sie zu verheiraten, mein Lieber,“ begann die Gräfin aufs neue; „Zina erscheint vor dem nächsten Winter nicht wieder in Gesellschaften, und bis dahin . . .“

Des Grafen Gesicht klärte sich wieder auf. Er erinnerte sich Schürow's, des Duells, welches Lissas Verlobung gelöst hatte; er sah die Möglichkeit einer glänzenden Verbindung, die seine vielgeliebte Nichte zu einer der reichsten Grundbesitzerinnen Rußlands machen würde . . .

„Da fällt mir eben Schürow ein, teure Freundin!“ sagte er, „ich traf ihn lezt hin, diesen unermüdlichen Freund des Reisens! Denken Sie nur, nachdem er beinahe schon auf seinem Gute angekommen war, erfuhr er von dem Attentat. Kaum nahm er sich die Zeit, vollends nach Schürowo zu reisen um dort einige Angelegenheiten zu ordnen und ein paar Besuche zu machen — da war er auch schon wieder mit der Glückwunschadresse der Adelskorporation seines Gouvernements auf dem Rückwege. Er erkundigte sich nach Ihrem Befinden; ich forderte ihn natürlich auf, Sie zu besuchen . . . Er kommt, Sie können sich darauf verlassen . . . Mich wundert nur, daß er nicht schon dagewesen ist . . . Dieses Duell, unter uns gesagt . . . sollte dieser liebe Fürst nicht etwas von Ihnen zu erbitten haben? . . . He, he! Das wäre doch gewiß keine Bosse! Wo ich nur meinen Kopf hatte, daß ich daran nicht schon früher dachte!“

Die Gräfin warf einen höhnischen Blick auf ihren so unglücklich inspirierten Gemahl.

„Dieser Schürow ist ein Einfaltspinsel, und ich habe ihm das auch deutlich genug gesagt.“

Der arme Graf glaubte zu träumen.



„Sollten Sie sich etwa mit ihm entzweit haben?“ fragte er, nur um etwas zu erwidern.

„Durchaus nicht! Mein Haus steht ihm wie bisher offen! Dieser liebe Fürst müßte auch wirklich sehr schlecht erzogen sein, wenn er es nicht verstände, eine verdiente Lektion von mir hinzunehmen. Ich halte ihn für einen Ehrenmann; Sie brauchen nichts für ihn zu fürchten, und wenn er uns besucht, so wird er mit der größten Artigkeit empfangen.“

Dieses Rätsel war dem Grafen zu kompliziert und er verzichtete daher auf den Versuch, es zu lösen; er hatte heute offenbar kein Glück. Schweigend zupfte er an seinem Schnurrbart, was bei ihm ein Zeichen großer Verlegenheit war, und da er nichts mehr vorzubringen wußte, stand er auf, küßte artig die Hand seiner Frau und empfahl sich mit den Worten:

„Was Sie thun, liebe Freundin, ist wohlgethan.“

„Wollen Sie ausgehen?“ fragte diese mit der lebenswürdigsten Laune.

„Ich gehe ins Palais,“ antwortete der Graf.

Wenn er keinen andern Ausweg wußte, so pflegte er ins Palais zu gehen; dort war er sicher einige Freunde oder Gardeoffiziere vom Dienst zu treffen, bei denen er stets ein sicheres Asyl gegen den tugendhaften Unwillen seiner teuren Ehehälfte fand.

„Biel Vergnügen, mein Lieber!“ sprach die Gräfin.

„Danke!“ erwiderte er, mit den Sporen klirrend.

Eben im Begriff sich zu entfernen, traf ihn noch ein Pfeil seiner Gattin:

„Sagte ich Ihnen schon, daß wir am Donnerstag aufs Land ziehen?“

„Nein!“ rief der Graf erstaunt und machte bei dieser unerwarteten Neuigkeit wieder Front. „So zeitig?“

„Der Mai ist vor der Thür, es ist die beste Jahreszeit, um für die Gesundheit zu sorgen. Auf baldiges Wiedersehen!“

Die Gräfin trällerte eine bekannte Operettenarie und begab sich in ihre Gemächer. Sie sang nur selten; wenn sie sich aber dieses Vergnügen gestattete, so geschah es mit einer Stimme, die noch falscher klang als die König Ludwigs XV.

Der Graf ging seiner Wege; es dauerte aber ziemlich lange, bis er den vollständigen Gebrauch seiner Geisteskräfte, die ihm durch mancherlei Gemütsbewegungen abhanden gekommen waren, wieder erlangt hatte.

Auf dem Wege ins Palais kreuzte sein Wagen sich mit dem von Schürow. Beide Kutscher hielten, mit einer Art von Divination, ehe sie noch Befehl dazu erhalten hatten, ihre Pferde an.

„Wohin, Fürst?“ fragte der Graf.

„Ich weiß es nicht . . . Treffe ich vielleicht die Gräfin zu Hause?“

„St! Sie sind ein wenig in Ungnade bei ihr. Fahren Sie jetzt nicht hin!“

„Danke. Aber wann meinen Sie, daß ich . . .“

„Apropos, Sie wissen doch, daß die Gräfin Donnerstag aufs Land fährt?“

Der arme Prinz Charmant fragte sich, ob nicht vielleicht irgend ein schwarzes Teufelchen sich in seine Angelegenheiten mische . . . Er hatte nicht ganz unrecht. Als er nach Hause gekommen war, überlegte er, ob er nicht wieder nach Schürowo reisen sollte. Was hoffte er? Wahrscheinlich nichts; vielleicht glaubte er nur, seine Ungnade dort besser ertragen zu können, wo die reinere Landluft der Gräfin Windfahne nach günstigerer Richtung wenden könnte.

Justine, die hinter ihrem gewaltigen Stuhlrahmen wie eine Spinne in ihrem Neze lauerte, hatte kein Wort des Gesprächs zwischen den beiden Eheleuten verloren.

Als sie am nämlichen Abend bei der Frau Gräfin zur Audienz vorgelassen wurde, fragte sie, ob sie sich bereit zu halten habe, um mit der Gutsherrin aufs Land zu reisen, oder ob sie in Petersburg bleiben würde.

Sie erhielt die gnädige Antwort, daß ihre Gegenwart im Asyl zu unentbehrlich sei, um daran denken zu können, sie demselben zu entziehen. Die Gräfin teilte ihr gleichzeitig mit, daß sie während ihrer Abwesenheit die Oberaufsicht über alle Wohlthätigkeitsanstalten zu führen habe, und befahl ihr, jeden Sonnabend einen ausführlichen Rapport über alle Ereignisse der vergangenen Woche einzusenden.

Justine war von dieser Ehre nur sehr wenig erbaut; erstens, weil das, was man ihr auftrug, langweilig war, und dann auch, weil das Leben im Hause der Gräfin, wenn die Herrin nicht da war, den fürstlichen Luxus, an den sie sich bereits gewöhnt hatte, vermissen ließ. Man servierte ihr wohl täglich vier gut zubereitete Speisen, aber was wollte das bedeuten!

Indes der Befehl war nicht zu umgehen; sie konnte sich

übrigens in dieser Stellung für den nächsten Winter gewisse Vorteile sichern und wagte daher nur noch folgende bescheidene Bemerkung:

„Wird es wohl auch passend sein, Frau Gräfin, daß ich in einem Hause bleibe, welches auch von dem Herrn Grafen allein bewohnt wird?“

Die Gräfin blickte sie so verwundert an, als ob sie aus den Wolken gefallen wäre.

„Nun, und was wäre denn dabei,“ sagte sie, „daß der Graf und Sie das gleiche Haus bewohnen?“

„Nichts! . . . ich dachte nur . . . es war eine dumme Idee von mir, die ich da hatte; ich bitte die Frau Gräfin demütigst um Verzeihung,“ sagte die Favoritin unterwürfig, als sie bemerkte, daß der Wind nicht von der günstigen Seite wehe.

„Schon gut!“ sagte die Gräfin, ihr den Rücken zuwendend. „Guten Abend!“

Die schlechte Laune der edeln Frau dauerte ziemlich lange. War dieses Geschöpf von einer Einfalt, sich einzubilden, daß jemand darüber beunruhigt sein könnte, sie unter dem gleichen Dache mit dem Grafen Rumjassin zu wissen! Diese unvorsichtige Frage that Justinen mehr Schaden, als hundert konstatierte Lügen es vermocht hätten. Sie hatte damit eine unwiderlegbare Probe von Albernheit abgelegt.

Die Gräfin mußte eingestehen, daß diese abgeschmackte Idee Mangel an gesundem Menschenverstand verrate; nichts aber ist so gefährlich wie der erste Streich gegen eingemurzelte Ueberzeugungen, welche nur auf willkürliche Launen basiert sind. Die erste geschwundene Illusion entzieht dem ganzen Gebäude seinen Eckstein.

Zwar war Justine durch die vagen Gerüchte, welche des Grafen übler Ruf bis zu seiner Gemahlin hatte gelangen lassen, einigermaßen gerechtfertigt; denn im Grunde genommen wußte diese mehr, als es den Anschein hatte.

„Auch daran ist mein Mann schuld,“ sagte sie sich; „hätte er nicht den abscheulichen Ruf eines Libertins, so wäre dieses Mädchen nicht auf solche Gedanken gekommen . . . Für so einfältig hätte ich sie aber doch nicht gehalten!“

Diese zweischneidige Betrachtung, welche gleichzeitig ihren Mann und Justinen traf, that der Gräfin wohl und sie ging befriedigt zu Bett.

Zwei Tage vor der Abreise aufs Land fand noch ein

diplomatisches Diner statt, zu welchem, beiläufig bemerkt, Fürst Schürow keine Einladung erhielt.

Kinder und Schüllinge, Lehrer und Gouvernante speisten oben; auf ihren Teil kam nicht viel mehr als Gläserklang und Speisenduft.

Dmitrij wollte sich aber damit nicht abspeisen lassen und wurde rebellisch. Als der Haushofmeister ihm eine Schüssel mit den übrig gebliebenen Resten des Geflügels präsentierte, sagte er in moralisierendem Tone:

„Ich begreife nicht, wenn unten zwölf Personen bei Tische sitzen und du vierundzwanzig Wachteln hast rupfen lassen, weshalb da für uns nichts übrig geblieben sein sollte.“

„Oh! vierundzwanzig, mein junger Graf, Sie über-treiben . . .“

„Durchaus nicht! Es waren vierundzwanzig, ich habe sie vorhin in der Speisekammer selbst gezählt. Wo sind die andern zwölf, die da unten nicht gegessen worden sind? Du weißt, ich werde es Mama sagen.“

„Ich habe sie für morgen aufbewahrt,“ murmelte der alte Schurke, bleich werdend; denn unter den am Tische Sitzenden waren mindestens acht Personen, welche mit Dmitrijs Reklamation innerlich einverstanden waren.

„Für morgen?“ fragte dieser. „Du bist wohl nicht recht klug, du Tropf! Hättest sagen müssen, die Kaze hat sie aufgefressen oder der Koch hat sie verbrennen lassen! Geh und hole sie, wir werden sie gleich aufessen! Fort, auf der Stelle!“

Der Haushofmeister verschwand, verwünschte aber diesen kleinen Schlingel, der seine Nase überall hineinsteckte. Und so geschah es, daß der sogenannte Kagentisch am Tage des diplomatischen Dinners der Gräfin Rumjassin Wachteln zu essen bekam.

Am nächstfolgenden Tage fuhr der ganze Hausstand aufs Land.

---

### XXXV.

#### Wassilissa bietet ihrer Tante die Stirn.

Die beiden Cousinen fanden diesmal nicht alle Freuden des vorigen Sommers in Rumjassino wieder. Das Element des Kampfes war in ihr früher so einförmiges, weil friedliches Leben eingetreten.

Miß Junior hatte ihre alten Lieblingsgewohnheiten wieder aufgenommen: des Morgens der Rahmkaffee, während des Tages ein süßes Schlummerstündchen und am Abend das zeitige Zubettegehen. Ihr war das ein Paradies, nachdem sie im Laufe des Winters so lange Promenaden zu Fuß und endlose Abendgesellschaften, bei denen sie als Anstands-dame gegenwärtig sein mußte, durchgemacht hatte.

Es hatte übrigens den Anschein, als ob sich in dem altertümlichen Geleise des edeln Hauses nichts verändert habe. Die Gräfin war gegen alle gütig; nur wenn sie mit Wassilissa sprach, schien sie wie zerstreut zu sein; für die Schelmereien ihres Sohnes hatte sie mehr Nachsicht als sonst, und zwar, wie wir hinzufügen müssen, weil sie bei dem Leben in freier Natur weniger davon wahrnahm.

Aber diese Sanftmut schien den beiden Cousinen, welche die Erfahrung vorsichtig gemacht hatte, voller Gefahren.

Vom Fürsten sah und hörte man nichts. Der arme Schürow, welcher einen Tag später als die Gräfin auf seinem Gute angelangt war, befand sich in einer verzweifelten Lage. Die Strenge der grausamen Schloßherrin flößte ihm einermäßig Furcht ein. Zeigte er sich in Kumjassino, so würde es vielleicht scheinen, als ob er sich vor Wassilissa als Retter aufspielen wolle. Und Wassilissa selbst, würde sie nicht vielleicht meinen, sie müsse ihn aus Dankbarkeit lieben? Vor sechs Monaten hätte ihm das vielleicht noch genügt . . . jetzt nicht mehr. Er wollte um seiner selbst willen, nur um seiner selbst willen geliebt sein. Je älter, desto ehrgeiziger ward er.

Jeden Tag gegen Mittag ließ er anspannen, um nach Kumjassino zu fahren; um halb eins aber befahl er wieder auszuspannen, weil er befürchtete, entweder von der Gräfin zu schlecht oder von Wassilissa zu gut empfangen zu werden, oder aber er fuhr anderswohin. So war der halbe Juni vergangen, ohne daß er sich in Kumjassino gezeigt hätte. Er hatte, wie es die Sitte verlangt, sich bei Ankunft der Gräfin nach ihrem Befinden erkundigen lassen, seither aber strich er um Kumjassino herum, ohne es zu wagen, einzutreten; gerade wie ein aus dem Paradiese vertriebener Adam.

Eines Nachmittags kamen die beiden jungen Mädchen, als sie im Garten umherliefen, zu einem Felte, welches die Gräfin auf der höchsten Stelle des Blumengartens hatte aufschlagen lassen. Es war dies eine Art von Observatorium, wenn man diesen Ausdruck auf das Asyl einer so eleganten Dame

wie die Gräfin anwenden könnte; dieses Zelt war sehr schön, hatte nach allen Seiten hin Portieren, die man öffnen und durch welche man die mannigfaltigsten und reizendsten Ausblicke auf Garten und Park haben konnte.

Die jungen Mädchen stürzten atemlos ins Zelt, das sie leer glaubten, und warfen sich lachend auf den Rasen, wo sie vor den sengenden Sonnenstrahlen geschützt waren.

„Ihr lauft zu viel, Mesdemoiselles!“ ertönte hinter ihnen die moralisierende Stimme der Gräfin.

Erschreckt sprangen die Missethäterinnen auf und standen, rot vor Hitze, vor Schreck und Verwirrung aufrecht da. Man hätte in ihre roten Wangen hineinbeißen mögen wie in die sammetartige Schale eines reifen Pfirsichs.

„Es ist ungesund, in der Hitze so zu laufen; ihr könntet krank werden,“ fuhr die etwas sanfter gewordene mütterliche Stimme fort.

Zina, kerngerade, mit herabhängenden Armen, atemlos und kaum zu atmen sich getrauend, mit wirrem, durch den Lauf gelockertem Haar, bot das Bild eines reizenden Mädchens. Ihre geschmeidige und harmonisch gebildete Gestalt schien kaum den Boden zu berühren, nicht wie ein Engel, sondern wie Atalanta, die im Begriff ist, ihren Lauf neu zu beginnen. Ihre Augenwimpern hoben und senkten sich wie die Flügel eines Vogels, die zerknitterte Schleife am Gürtel, vom heftigen, aber unterdrückten Atem gehoben, bewegte sich unmerklich, und die Füße des jungen Wildfangs zitterten vor Begier, fortzulaufen.

„Bei dir, Zina, mag es noch hingehen, du bist noch ein Kind!“ sagte die Mutter, indem sie ihre Tochter wohlgefällig betrachtete; „aber du, Lissa,“ fuhr sie fort und wandte sich gütig, ohne das Lächeln von ihrem Antlitz zu verschrecken, an ihre Nichte; „du bist schon ein großes Fräulein — ein Mädchen, das jeden Tag heiraten könnte; du solltest nicht mehr das kleine Mädchen spielen. Wie ihr beide ausseht! Kommt näher!“

Die Schuldigen gehorchten; die Gräfin strich die zerdrückten Schleifen glatt, fuhr mit der Hand über das rebellisch gewordene Haar, gab jeder einen freundschaftlichen Klaps auf die Wange und sagte dann ganz sanft:

„Geht, kleine Tollköpfe, und lauft nicht so arg.“

Zina und Lissa gingen, nachdem sie diese Hand, welche so huldvoll gewesen war, geküßt hatten, gemessenen Schrittes

aus dem Zelte; während die Gräfin, auf der Chaiselongue ausgestreckt, ihre unterbrochene Lektüre wieder aufnahm.

Als die Mädchen nach etwa hundert Schritten in einer versteckten Allee angekommen waren, wo sie durch dichte Sträucher gegen jene Mauer aus gestreifter Leinwand dort oben geschützt waren, blieb Zina stehen, zuckte höchst komisch mit Lippen und Nasenflügeln und sagte dann:

„Om! ich wittere Pulverdampf. Mama ist zu gütig, das ist unnatürlich. Und du, he! riechst du auch das Pulver, mein alter Kamerad?“

Lissa nickte bejahend und sagte:

„Bah! Jetzt, seit ich im Feuer war . . .“

Beide brachen gleichzeitig in ein Lachen aus und blonde und braune Locken tanzten um die beiden vereinigten Köpfchen herum.

„Laß uns einstweilen laufen!“ rief Lissa, „ich fühle mich so leicht, so leicht . . . wie ein Vogel! Fürchtete ich nicht, mein Kleid zu zerreißen, so würde ich auf diese Pappel hinaufklettern, ohne mich mehr anzustrengen als beim Laufen.“

„Wollen wir das lieber sein lassen,“ sagte Zina mit schelmisch leuchtenden Augen. „Von der Pappel oben sieht man Mama, oder vielmehr Mama würde uns sehen.“

Da sie nun nicht fliegen konnten, so wälzten sie sich auf dem Rasen umher.

„Ah!“ sagte Zina, mit einem Seufzer der Befriedigung wieder aufstehend, „ah, wie das gut thut, Dummheiten zu machen; das verjüngt ordentlich!“

Und sie lachten wieder.

Mit dem Pulvergeruch hatte es seine Richtigkeit. Am folgenden Morgen nach dem Kaffee erhielt Wassilissa den Befehl, zu ihrer Tante zu kommen.

„Schon?“ sagte Zina schmollend.

Lissa hatte aber noch von gestern her einen Strahl von Freude im Herzen und konnte daher kein den Umständen angepaßtes Gesicht machen. Trotz des Ernstes, welchen derartige Audienzen beanspruchten und den sie sonst so leicht, wie man einen Handschuh anzieht, anzunehmen verstand, kam sie diesmal leicht wie ein Bachstelzchen in das große kahle Zimmer, welches der Gräfin als Geschäftsstube diente.

„Setze dich, meine Liebe,“ sagte die Gräfin freundlich.

Lissa nahm einen Stuhl und setzte sich ihrer Tante gegenüber gehorsam nieder.

„Ich hoffe, mein Kind, du hast nicht vergessen, was vergangenen Winter in Petersburg passierte.“

Lissas Antlitz wurde rot. Eine nervöse Bewegung ihrer auf dem Schoße gefalteten Hände bewies, daß sie nichts davon vergessen habe.

„Ich hoffe ferner,“ fuhr die Wohlthäterin fort, „daß du begriffen haben wirst, wohin Eigensinn und Hochmut führen.“

Wassilissa wurde noch röter, ihre Finger krampften sich noch fester zusammen und ihre Hände blieben unbeweglich.

„Du hast mich zur Strenge genötigt, mein Kind, sogar zur Härte, obgleich es so einfach, so leicht gewesen wäre, mir Vertrauen und Unterwürfigkeit entgegenzubringen, um allen Unannehmlichkeiten, die du zu erdulden hattest, aus dem Wege zu gehen.“

Die Gräfin hielt inne. Ihre Rede war einstudiert, sie konnte sich daher Muße gönnen, den Erfolg derselben zu beobachten. Armfelige Menschen, dachte sie, die sich durch den leichten Fluß einer Improvisation hinreißen lassen; sie kommen dahin, wohin der Wind sie treibt, nicht aber, wohin sie selbst wollen.“

„Ich ließ dir Zeit, dich zurechtzufinden, mein Kind,“ fing die Gräfin nach längerer Pause wieder an, während Wassilissa unterdessen so unbeweglich, so aufmerksam dafuß, als ob sie sich vor einem photographischen Apparat befände; „du hast Muße gehabt nachzudenken, dich der Thatsachen zu erinnern und, wie ich hoffen will, dein Unrecht einzusehen?“

Das war eine Frage, der Ton verriet es.

Die Wangen des jungen Mädchens hatten ihre natürliche rosige Färbung wieder angenommen; jetzt wurden sie ein wenig bleicher und das blonde Köpfchen neigte sich ernst, ohne daß es möglich gewesen wäre, in den niedergeschlagenen Augen zu lesen, ob dies Zeichen der Unterwürfigkeit eine bloße Höflichkeit oder ob es der Beweis einer tiefen Ueberzeugung sei.

„In der Hoffnung,“ begann die Gräfin wieder, „daß du begriffen haben wirst, wie sehr undankbar du gegen mich warst — ich wollte doch nur dein Glück —, in dieser Hoffnung habe ich dir verziehen, gänzlich verziehen, mein Kind, als ich meine Ofterbeichte ablegte, denn du weißt es, ich liebe dich.“

Wassilissa erhob diesmal ihre Augen und der feuchte Blick derselben bewies, daß dieses junge Herz, welches so



schwer geprüft worden war, die heilsamen Regungen der Dankbarkeit und kindlichen Liebe kenne. Lissa küßte die Hand ihrer Tante zweimal, das erste Mal, wie sich's gebührt, mit Ehrerbietung, das zweite Mal leidenschaftlich, aus Liebe.

„Hast du aber diese Verzeihung auch verdient, mein Kind?“ begann die Gräfin aufs neue. „Bis jetzt habe ich dir vollkommene Freiheit gelassen, du hast deine früheren Beschäftigungen wieder aufgenommen, es scheint mir sogar, du siehest etwas träger geworden — im Sommer macht das übrigens nicht viel aus; — du hattest nie Gelegenheit, mir zu zeigen, daß du den Wunsch habest, mir zu gefallen; ich habe noch keinen Beweis deines Gehorsams gesehen . . . Kannst du mir wohl versprechen, daß von nun an dieser bedauernswerte Eigensinn, der mich so sehr betrübte, aus deinem Herzen verschwunden und aus deinem Leben verbannt sei?“

Wassilissa, welche die ernstliche Absicht hatte, alles, was nur irgend möglich war, zu thun, antwortete:

„Ich verspreche Ihnen, Tante, daß ich nicht eigensinnig sein will.“

„Gut, mein Kind. Ich konstatiere dieses freiwillig gegebene Versprechen und bitte dich in Zukunft kein Mißtrauen gegen mich zu hegen. Ich bin deine beste Freundin, meine gereifte Erfahrung sieht die Schlingen der Welt und ihre Gefahren dort, wo deine kindliche Unwissenheit nichts oder, was noch schlimmer ist, nur Vergnügen sieht. Verlaß dich daher, was die Sorge für deine Leitung anbetrifft, auf mich und sei gehorsam. Willst du mir das versprechen?“

Wassilissa blickte ihre Tante an, und ihre unschuldigen Augen drückten einen gewissen Zweifel aus, wie weit wohl dieser Gehorsam gehen müsse.

„Wirst du es mir versprechen?“ wiederholte die Gräfin.

Ihre Stimme hatte sich verändert, ihr Gesicht, welches eben noch ruhig war, war hart und drohend geworden . . . Wassilissa, die Augen fest auf die Tante gerichtet, antwortete leise, aber fest:

„Ich verspreche es Ihnen, Tante . . . wenn es nicht meine Kräfte übersteigt.“

Der Sturm, welchen nichts vorher verkündet hatte, brach plötzlich mit unerhörter Gewalt los.

„Wenn es nicht deine Kräfte übersteigt, sagst du? Du hältst mich also für einen Henker, entartete Tochter! Seit einer Stunde spreche ich mit dir in Güte, ich bemühe mich,

dir zu beweisen, daß ich nur dein Bestes will, und du machst, ohne irgend einen Grund, Vorbehalte in deinen Versprechungen? Willst du etwa, daß ich dir vor Gericht unterschreibe, nichts von dir zu verlangen, was über deine Kräfte geht! Wo hast du denn dergleichen Ansichten her? Du bist wohl toll!"

Wassilissa ließ diese Flut von Vorwürfen über sich ergehen. Die Gräfin war aufgestanden und zermalnte sie durch ihren ganzen Zorn, durch ihren hohen Wuchs, durch ihre gestikulierenden Arme, die sie gen Himmel erhob. Sie dagegen, klein, gebrechlich und zierlich wie ein Kind, stand vor ihrer gefürchteten Tante da und schwieg.

"So antworte doch!" rief die Gräfin außer sich. „Woraus schließt du, daß ich etwas, was über deine Kräfte geht, von dir verlangen könnte? Wann könnte dergleichen vorgekommen sein? Mit welchem Rechte wirfst du mir eine solche Roheit vor? Bin ich etwa ein Henker, der die Kinder peinigt? Wodurch habe ich dir Veranlassung gegeben, so mit mir zu sprechen, mir Bedingungen, Vorbehalte zu machen? Wann?"

Wassilissa schwieg noch immer.

"Wann?" wiederholte die Gräfin; „wirfst du wohl antworten, elendes Mädchen!" rief sie wütend und schüttelte sie heftig am Arm.

Wassilissa erhob ihre großen klaren Augen zu ihrer Wohlthäterin empor und sprach:

"An dem Tage, an welchem Sie mich gegen meinen Willen an Herrn Tschudessow verheiraten wollten."

Die Gräfin, stumm vor Zorn, trat zurück. Sie, der die höchsten Personen bei Hofe Ehrerbietung und Achtung bezeigten, ihr wagte man die Stirn zu bieten. Und wer? Dieses kleine Mädchen, das ihr alles verdankte — alles, außer der Geburt, — ein solcher Wurm wagte es, ihr eine Wohlthat vorzuwerfen, als ob es ein Verbrechen gewesen wäre, eine Wohlthat, den Schlußstein einer so gewissenhaften Erziehung.

Noch nie in ihrem ganzen Leben hatte die Gräfin eine solche Aufregung gehabt. Sie wollte sprechen, doch die Stimme versagte ihr; sie hätte die Undankbare zu ihren Füßen schleudern mögen — sie war wie angewurzelt. Und Wassilissas Augen, klar und hart wie Stahl, waren starr auf sie gerichtet.

Wassilissa, kreideweiß, aber aufrechtstehend, fürchtete sich nicht.

„Nieder auf die Kniee!“ rief endlich die Gräfin mit rauher Stimme, „auf die Kniee!“

Da Wassilissa sich nicht regte, trat sie einen Schritt näher, packte die Kleine am Arm und warf sie auf die Kniee nieder. Das junge Mädchen leistete keinen Widerstand.

„Bitte mich um Verzeihung!“ sagte die Gräfin, welche ein wenig zu sich gekommen war.

„Wofür, Tante?“ antwortete Wassilissa knieend.

„Für deine Undankbarkeit! Dafür, daß du deine Wohlthäterin beschimpft hast!“

„Wenn ich undankbar gewesen bin, Tante, so bitte ich um Verzeihung. Ich weiß sehr wohl, was ich Ihnen schulde, und werde es nie vergessen.“

„Bitte mich um Verzeihung, daß du mich beschimpft hast!“

Wassilissa, immer noch knieend, schüttelte den Kopf.

„Ich schwöre vor Gott, der mich richten mag, Tante, daß der Gedanke, Sie zu beleidigen, mir nie in den Sinn gekommen ist, und daß ich Sie nicht beleidigt habe, wenigstens nicht wissentlich.“

„Wie? Indem du behauptetest, daß ich dich gegen deinen Willen habe verheiraten wollen!“

Wassilissa stand entschlossen auf.

„Tante,“ sprach sie, „Gott möge mich vor dem Unglück bewahren, Sie zu beleidigen; ich schwöre vor ihm und vor Ihnen, daß ich nicht die geringste Absicht hatte, Sie durch meine Worte zu verletzen; Sie wissen aber sehr gut, daß Sie mich gegen meinen entschieden ausgesprochenen Willen mit Herrn Tschudessow verlobt haben. Ich werde Ihnen in allem gehorfolam sein, Tante — aber so weit, einen Mann zu nehmen, den mein Herz zurückweist, geht mein Gehorfolam nicht.“

„Seht einmal!“ sagte die Gräfin mit niederschmetterndem Hohne; „das Fräulein hat ein Herz, welches den Ehe- mann, den man ihr vorschlägt, annimmt oder ablehnt! Wahrscheinlich bedauerst du den Verlust des Fürsten? Nun, so geh doch hin zu ihm und sage, daß du ihn gern heiraten möchtest. Das wird ihm gewiß große Freude machen; er kann dann sagen, daß er eine Frau hat, die keine Furcht kennt.“

„Gefinnungen, welche einen solchen Schritt meinerseits ermöglichen würden, können nicht die Früchte einer von Ihnen geleiteten Erziehung sein, Tante,“ antwortete Wassilissa einfach.

Ein wie die Klinge eines Federmessers scharfer Blick schoß zwischen ihren gesenkten Augenlidern hervor und überzeugte sie, daß der Pfeil getroffen habe.

„Du betrauerst sie also sehr, diese vornehme Heirat? Denn, was die Person des Fürsten selbst anbetrifft, so kann ich nicht annehmen, daß er der Gegenstand deines Bedauerns sein könnte. . . du hast ihn zu selten gesehen. Dein Bedauern gilt also der vornehmen Heirat.“

„Höchstens, Tante, könnte ich mir erlauben zu bedauern, daß Sie es nicht für nötig fanden, mich von seiner Absicht in Kenntniß zu setzen.“

Die Gräfin erhob die Hand, um die schamlose Wange derjenigen, welche so zu ihr sprach, zu schlagen.

Aber sie hielt inne und bekreuzte sich.

„Du wirst noch schuld sein, daß ich mich vergesse,“ sagte sie. „Gott möge dir meine Sünde verzeihen, denn die Verantwortung dafür liegt auf deinem Gewissen. Also du warst es, die dem Fürsten geschrieben hat, daß er dich gegen mich verteidigen möchte? Und er fand kein anderes Mittel, als auf deinen Bräutigam zu schießen? Das ist äußerst galant. . . ganz und gar ritterlich. . . Du hast ihm also geschrieben? Gehe es!“

„Nein, Tante,“ antwortete Wassilissa fest, „ich habe ihm nicht geschrieben.“

„Lügnerin!“ schrie die Gräfin wütend.

Wassilissa blickte ihre Tante so herausfordernd an, daß deren Zorn keine Grenzen kannte.

„Sie haben mich die Wahrheit achten gelehrt, Tante,“ sagte sie, „wo hätte ich wohl lügen lernen sollen?“

„Hinaus!“ rief die Tante und stampfte mit dem Fuße.

Bleich, mit funkelnden Augen und erhobener Stirn war Wassilissa im Begriff hinauszugehen.

„Vor allem bitte mich wegen deiner Frechheit um Verzeihung!“ sprach die Tante, mit den Zähnen knirschend.

Wassilissa blieb schweigend stehen.

„Bitte mich um Verzeihung, sage ich dir!“ wiederholte die Gräfin mit einer Stimme, die vor Zorn fast versagte.

„Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, Tante,“ sagte das junge Mädchen, ohne sie anzusehen. „Ich bedaure, daß alle meine Worte Ihnen wie Beleidigungen klingen. Sie zu beleidigen, kommt mir gar nicht in den Sinn, Gott ist mein Zeuge; aber ich kann nicht gestehen, daß ich gelogen oder

sonst einen Fehler begangen habe, wenn mein Herz vor Gott rein ist.“

„Gut, geh!“ sagte die Gräfin und begab sich auf ihren Betplatz. Wassilissa ging hinaus, durchschritt das Nebenzimmer, schloß die Thür, that einige Schritte und fiel bewußtlos im Korridor nieder.

### XXXVI.

#### Die Gräfin hat ein neues Projekt.

Während eine der Kammerfrauen, welche Lissa regungslos daliegen sah, sich erschrocken beeilte Miß Junior zu benachrichtigen und das arme Kind ins Bett zu bringen, lag die Gräfin vor ihren Heiligenbildern auf den Knien und suchte durch eifriges Gebet den verlorenen Frieden wiederzuerlangen.

In einer Anwandlung von wahrer Inbrunst bat sie Gott, er möge ihr Demut verleihen und ihr den rechten Weg zeigen; tiefe Reue über den Zorn, zu dem sie sich hatte hinreißen lassen, hatte diese Zerknirschung hervorgerufen.

Nachdem sie eine halbe Stunde lang auf den Knien gelegen und ihr Blut wieder etwas abgekühlt hatte, stand sie auf, bekreuzte sich noch einmal und setzte sich dann in den weichen Lehnstuhl ans Fenster, welches nach dem Garten hinausging.

Das zarte Grün, das Gemurmel des Baches in der Schlucht, der kühle, duftige Schatten der Linden, welche das Haus vor den Sonnenstrahlen schützten, stellten die gewohnte Gedankenfolge der Gräfin bald wieder her; sie überließ sich ihren Betrachtungen.

Mit einer durch das soeben verrichtete Gebet neu erlangten rührenden Demut beseitigte sie die Erinnerung an die Beleidigungen, die sie von ihrer Nichte erduldet hatte, und zog sich die Richtschnur, nach der sie ihre Handlungsweise regeln wollte.

Dieses Mädchen hat einen unlenksamen Charakter; ihre Sanftmut ist nur scheinbar. Sobald man ihr wirkliches In-

teresse berührt, tritt das wahre, freche, eigenfinnige, undankbare Individuum mit überraschender Gewaltthat hervor.

Das Bild eines aus einer Dose emporschnellenden Teufelchens zog flüchtig vor dem geistigen Auge der Gräfin vorüber, ohne jedoch eine Spur zu hinterlassen. Die Angelegenheit war zu ernst, um einem so thörichten Vergleich Raum zu geben.

„Die Sanftmut, mit der sie behandelt wurde, hat ihren Charakter verdorben,“ sagte die Gräfin traurig; „Wohlleben, Milde, das Leben inmitten einer höflichen und gewählten Gesellschaft haben nur ihre schlechten Instinkte gereift, anstatt die Entwicklung der guten zu befördern. Was für traurige Naturen es doch gibt!“

Die Gräfin nickte sorgenvoll mit dem Kopf und fuhr fort:

„Die allerschärfste Disciplin, heilsame Strenge, vernünftig angewandte Härte, um die Widerseßlichkeit dieses blonden Kopfes zu besiegen, das thut noth! Es ist erstaunlich, so lange sie noch klein war, selbst noch im vorigen Jahre, ließ nichts eine derartige Entwicklung von Eigensinn, eine solche Starrköpfigkeit vermuten. Sie schien ein gutes, leicht leitbares Kind zu sein . . . Sollte sich dieser Fehler erst ganz kürzlich entwickelt haben?“

Hier, wie vorhin, trat wieder die Vorstellung des Teufels in Verbindung mit dem Gedanken an Fräulein Bochet vor den Geist der edeln Dame, verschwand aber wie ein chinesischer Schatten. Die Gräfin empfand eine solche Antipathie gegen die arme Schweizerin, daß sie gewaltsam ihren Gedanken eine andere Richtung geben mußte.

„Ja, erst seit Kurzem . . . seit der Tschudessowschen Geschichte! . . . Was konnte sie denn gegen diesen jungen Mann einwenden? Er sah gar nicht übel aus; sein Haar war allerdings etwas zu schlicht, aber was hatte das auf sich. Freilich er war ein unbedeutender Tropf, die Folge bewies es; aber abgesehen, daß sie nicht reif genug war, um den Wert eines Mannes beurteilen zu können, war sie schon bei der ersten Begegnung ihm gram, und zwar bloß deshalb, weil ich ihn ihr als Bräutigam vorgeschlagen hatte.“

Ein plötzlicher Lichtstrahl erleuchtete die Gräfin.

„Der Widerspruchgeist! Das ist es, es ist der Geist des Widerspruchs!“

Glücklich, den zu bekämpfenden Feind endlich gefunden zu haben, streckte die Gräfin die Füße auf dem Schemel,

verschränkte die Hände und ließ ihre Gedanken in die Ferne schweifen.

„Man schlägt ihr einen Gatten vor — sie weist ihn ab; er mißfällt ihr — sie ist ihm gegenüber gefallsüchtig! Alles nur Widerspruchsgeist! Und verbietet man ihr an einen andern zu denken, so kann man sicher sein, daß dieser es ist und kein anderer, den sie gern haben möchte.“

Einen Augenblick tauchte in ihr der Gedanke auf, einen Versuch zu machen; sie ließ ihn aber fallen, weil sie sich sagte, daß der Kampf bereits zu heftig entbrannt sei, um einen Zeitverlust zu gestatten.

„Armes Kind!“ begann sie wieder, voll Mitleid für die Unglückliche; „welch eine traurige Zukunft bereitet es sich! Ach, unser Leben ist eine ewige Nachgiebigkeit, von der Hochzeit an bis zum Grabe. Die Ehe ist eine end- und widerspruchslose Unterwerfung. Was wird ihr Los sein? Ein fortwährender Kampf mit dem Gatten, häusliche Scenen, Gewaltthaten, denn diese Unglückliche ist von einer maßlosen Heftigkeit; hat sie es doch gewagt, mit mir, mit ihrer Tante und Wohlthäterin, so zu sprechen, wie wird sie sich da erst ihrem Manne gegenüber vergeffen? Ihr Haus wird eine Hölle werden!“

Die Gräfin schauderte und dankte Gott, daß er ihren eigenen Hausstand so gesegnet habe, indem er seit Beginn des Honigmondes bis jetzt vollkommene Unterwürfigkeit und Duldung in ihm erhalten habe — es fiel ihr freilich nicht ein, daß jene Tugenden in der göttlichen Wagschale sich auf der Seite ihres Mannes befanden.

„Welche Zukunft! und dabei noch nicht einmal achtzehn Jahre alt! Solche Fehler werden mit den Jahren zu wahren Lastern! Man muß durchaus darauf hinarbeiten, ihrem Herzen ein wenig Milde und Sanftmut einzulößen, diese unumgänglichen Eigenschaften einer vollkommenen Frau, einer vollendeten Welt dame. Sie muß sich bessern, sie muß!“

Die Gräfin stand auf; so erhoben sich vor Zeiten die Kreuzfahrer mit dem Rufe: „Gott will es!“

„Wie?“ sagte sie eifrig, „ich habe dieses Kind von der Wiege an zu mir genommen, mir verdankt es alles, wodurch es gefällt, ich habe die Vorzüge seines Leibes und seiner Seele entwickelt, und nun, im letzten Moment, beim Eintritt in die Ehe — denn verheiratet muß sie sein, bevor ich Zina in die Gesellschaft einführe, dagegen läßt sich nichts sagen . . .“

Nach diesen Betrachtungen in schlichter Prosa kam der lyrische Charakter in den Reflexionen der edeln Dame wieder zur Geltung und ihre poetische Ueberschwenglichkeit erhob sich bis auf den höchsten Gipfel.

„In dem Augenblicke, wo ich sie den Händen eines Gatten übergebe, wo ich ihr einen häuslichen Herd gründe, an dem sie das heilige Feuer zu hüten und ihre Kinder in der Furcht Gottes und meiner eigenen zu erziehen hat, sollte ich vor der Aussicht, mein Werk zu beenden, weil es zu schwierig ist, zurückweichen? Ich sollte eine schlecht vorbereitete, vielleicht gar mißgestaltete Seele allen Kämpfen der Welt preisgeben, ohne es versucht zu haben, sie auf den rechten Weg zu führen, ohne ihr die notwendigsten Pflichten zu lehren?“

Dieser Erguß ihrer Begeisterung und die Klarheit, durch welche sich ihre Entschlüsse auszeichneten, versetzten sie wieder in die richtige Gemüthsverfassung.

„Sie muß sich bessern . . . sie muß mich um Verzeihung bitten,“ sagte sie sich; „nicht meinerwegen, ich habe diese grausame Demütigung, die grausamste meines Lebens, Gott anheimgegeben, als Sühne für meine täglichen Vergehen; aber um des Beispiels willen muß sie mich um Verzeihung bitten, um des Principis willen! Man darf einem Kinde nicht erlauben, seine Wohlthäterin so zu beleidigen; das Princip der elterlichen Autorität, welches in meine Hände gelegt ward, würde dadurch vernichtet werden. Vor allen Dingen muß sie mich also um Verzeihung bitten und dann muß sie sich unterwerfen. Ich verlange Beweise des Gehorsams von ihr, mehr oder minder wichtige Beweise, und sie wird sie mir geben müssen!“

Nach diesem feierlichen Entschlusse fügte die Gräfin in mütterlicher Güte hinzu:

„Wir werden es zuvörderst mit der Sanftmut versuchen.“

Ein Schellengeläute, welches seit einigen Minuten immer näher kam, brachte die Betrachtungen der Gräfin, als sie diese barmherzige Phase ihrer Entwicklung erreicht hatten, zum Stillstand.

Bei der Anfahrt angelangt, verstummte das Schellengeläute; ein anständig gekleideter Herr stieg aus einer dreispännigen Kalesche, der sogenannten Trojka, und ließ bei der Frau Gräfin anfragen, ob sie geruhen wolle, den Ispravnik des Kreises zu empfangen.



Die Gräfin geruhte zu bejahren und der Isprawnik wurde im kleinen Salon, der sich neben dem Speisesaal befand, empfangen.

Die Mehrzahl dieser Klasse von Leuten — Beamte, deren Befugnisse denen von Landpolizeikommissaren gleichkommt — besteht aus Männern in gereifteren Jahren; dieser dagegen war ein noch junger Mann von guter Haltung und gewählter Sprache.

Die Gräfin behandelte ihn mit geringschätziger Höflichkeit, welche aber eine gewisse Vertraulichkeit nicht ausschließt, in der Art wie man den gut gezogenen Jagdhund eines hochgeachteten Gastes, den man um keinen Preis verletzen möchte, behandelt. Der Isprawnik war gerade recht gekommen, den beunruhigten Geist der Gräfin aufzuheitern. Sie lud ihn zum Frühstück ein und ließ sich Skandalgeschichten und kleine Klatschereien aus der Umgegend von ihm erzählen, z. B. wie ein Müller aus dem Fischteich seines Guts herrn alle Forellen herausgefischt hatte, ohne daß man ihm etwas anhaben konnte und dergleichen.

Als das Frühstück fast beendet war, geruhte die Gräfin zu bemerken, daß ihre Nichte nicht zugegen sei, und erkundigte sich beim Haushofmeister nach der Ursache.

Dieser antwortete, das Fräulein sei krank.

Bei dieser Gelegenheit fiel es der Gräfin auf, daß die Nase ihrer Tochter sowohl als auch von Miß Junior sehr rot sei und daß der junge Graf Cile zu haben scheine und gern aufgestanden wäre. Aber sie legte diesen Anzeichen nur wenig Gewicht bei, da sie von der Idee beherrscht war, daß in nächster Zeit noch ganz andere Ereignisse eintreten würden; sie schenkte daher der Unterhaltung mit dem Isprawnik nur noch mehr Aufmerksamkeit, so daß dieser, stolz auf den Erfolg, sein möglichstes that, um ihn zu verdienen. Während der Nachmittagsstunden geriet die Unterhaltung ein wenig ins Stocken, der Stoff fing an auszugehen. Die Gräfin hatte beschlossen, den Gast bis zum Abend bei sich zu behalten, da sie keine Lust hatte allein zu bleiben; sie schlug daher einen Spaziergang in den Garten vor und begab sich mit ihrem Gast in die schattigen Laubgänge.

„Ich habe Ihre Frau noch nie gesehen,“ sagte sie plötzlich, nur um ein Gespräch zu beginnen.

„Aber, Erlaucht, ich bin gar nicht verheiratet,“ sagte der Isprawnik zuvorkommend.

„Ach ja! es ist wahr . . . das war der andere, Ihr Vorgänger. Auch dessen Frau habe ich nie gesehen. Eine Priesterstochter, glaube ich?“

„Ich weiß es nicht, Erlaucht.“

„Weshalb sind Sie noch nicht verheiratet?“

„Weshalb? Das ist schwer zu sagen, ich weiß es selbst kaum. Man findet in unseren Gesellschaftskreisen nicht leicht eine passende Frau. Eine Popentochter möchte ich nicht haben; wenn man eine gute Erziehung erhalten hat, Sie begreifen, Frau Gräfin . . .“

„Ja, ja, ich begreife das wohl; Sie möchten gern eine distinguierte Frau haben.“

„Natürlich! Ich bin nicht ohne Vermögen, habe nicht sehr weit von hier ein hübsches Gut. Auch möchte ich nicht eine Frau nehmen, die gar kein Vermögen besitzt; dann auch die Familie! Sie wissen, wie unangenehm es ist, wenn man schlecht erzogene Schwiegereltern hat!“

„Sie sind wählerisch!“ sagte die Gräfin lachend.

Sie spielte mit diesem Manne wie mit ihrem Schößhündchen; es machte ihr offenbar Vergnügen, von den Heiratsprojekten eines Isprawnik erzählen zu hören.

„Gewiß, Frau Gräfin!“ sagte der Beamte mit liebenswürdiger Miene, in der sich eine gewisse Selbstgefälligkeit mit Bescheidenheit paarte.

„Sie haben ganz recht!“ sagte die Gräfin halb lachend, halb ernsthaft. „Also Sie sind reich?“

„Reich, Frau Gräfin, heißt für Sie — Millionär sein; in Ihren Augen bin ich also arm. Ich habe 2—3000 Rubel Einkünfte vom Grundbesitz, einen schönen Wald, den ich noch nicht fällen lassen wollte, da ich ihn als ein Reservekapital betrachte“ — (die Gräfin zeigte durch ein Kopfnicken ihren Beifall), „und mein Gehalt — das ist alles.“

„Das ist ganz nett,“ sagte die Schloßherrin. „Sie scheinen mir auch ein solider Mann zu sein; soll ich Sie verheiraten?“

„Gräfin, eine solche Ehre . . .“

„Haben Sie Zutrauen zu mir?“

„Ich überliefere mich Ihnen mit gebundenen Händen und Füßen; diese ganz besondere Auszeichnung beschämt mich!“

„Ich verpflichte mich zu nichts. Eine solche Frau, wie Sie sie wünschen, ist nicht leicht zu finden; eine jede paßt

nicht für Sie; sollte ich aber eine finden, so lasse ich es Sie wissen.“

„Ah, Madame, mein größter Wunsch wäre, eine Frau aus Ihren Händen zu erhalten.“

„Sie würden sie also unbesehen von mir annehmen?“

„Unbesehen, Frau Gräfin; ich habe ein unbegrenztes Vertrauen in den Takt und den Geschmack Eurer Erlaucht.“

Das Gespräch hatte den Anschein eines Scherzes, aber die Blicke der Sprechenden zeugten von dem Ernst des Inhalts.

Der Tag endete auf die angenehmste Weise, und als der Abend herannahte, fuhr der Isprawnik in seiner hübschen Kalesche, von ehrgeizigen Hoffnungen erfüllt, davon.

Nach den Ereignissen des Morgens war es unerhört, daß die Gräfin sich trällernd in ihre Gemächer zurückzog.

### XXXVII.

#### Wassilissa schöpft wieder Mut.

Wassilissa hatte einen traurigen Tag verlebt. Als sie nach halbstündiger Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, wich sie jeder Erklärung aus. Man hatte der Gräfin im ersten Moment von dem Geschehenen nichts gesagt, weil sie sich in dieser Stunde nicht gern stören ließ. Nachdem die Waise zu sich gekommen war und man davon anfang, den Vorfall ihrer Tante zu melden, bat sie so dringend es doch nicht zu thun, daß die Kammerfrau, welche etwas Außergewöhnliches ahnte, sich leise entfernte.

Wankend verließ Wassilissa ihr Bett, machte einen Schritt und sank weinend in Zinas Arme.

„Ah, Geliebteste,“ sagte sie zu ihr, „ich habe deine Mutter beleidigt! Sie wird mir nie verzeihen . . . mir bleibt nichts übrig, als zu sterben.“

Als Miß Junior und Zina sahen, wie sie weinte, brachen auch sie in Thränen aus, und alle drei überließen sich dem süßen Genuß eines gemeinschaftlichen Schmerzes.

Lissa bedurfte einer solchen nervösen Umstimmung um sich erholen zu können. Nachdem sie sich so weit beruhigt hatte,

um Erklärungen geben zu können, und die andern, um solche entgegenzunehmen, erzählte sie in wenigen Worten, was geschehen war.

„Sie ist deine Mutter, Zina,“ sagte sie schließlich, „und meine Wohlthäterin; weder in deiner Gegenwart noch vor Gott will ich sie beleidigen, nicht einmal in Gedanken; aber ich kann es nicht leugnen, daß sie mir Tshudessow aufgenötigt hat, und ich kann nicht versprechen einen andern zu nehmen, bevor ich nicht weiß, ob er mir gefällt. Thäte ich es dennoch, so wäre es schlecht von mir, das fühle ich.“

Tiefe Stille trat nach diesen Worten ein. Miß Junior bewunderte Lissas Festigkeit und Zina mußte sich sagen, ohne daß dieses Urteil ihrer kindlichen Liebe Abbruch gethan hätte, daß die Mutter ihre Rechte überschritten habe.

„Was soll daraus werden!“ rief die Engländerin und erhob ihre gefalteten Hände.

„Ich weiß es nicht; wahrscheinlich werde ich sehr unglücklich; aber ich beschwöre Sie, Miß Junior, seien Sie, wenn es sein muß, mein Zeuge, daß ich nicht die Absicht hatte, meine Tante zu beleidigen und daß, so sehr ich mich auch durch ihre Härte und Ungerechtigkeit, ja, durch ihre Ungerechtigkeit gegen mich gekränkt fühle, ich doch nicht aufgehört habe, sie zu lieben und zu achten.“

Die Engländerin versprach alles; sie sah im Geiste einen Zwinger mit wilden Tieren, sah Lissa, den christlichen Jungfrauen gleich, die ihr Glaubensbekenntnis ablegen, wie hinter einem Schleier vor ihren Augen erscheinen. Wir bemerken ausdrücklich, daß ein Band von Chateaubriands „Märtyrern“ aufgeschlagen auf ihrem Tische lag.

Nach dem Frühstück blieb Zina mit ihrer Cousine allein; Miß Juniors Rührung war doch nicht so groß, daß sie ihrem Schlummerstündchen hätte widerstehen können.

„Siehst du, Zina,“ sagte Wassilissa, „man wird uns wieder trennen, ich bin davon überzeugt; die Scene, welche diesen Morgen stattfand, war zu ernst, als daß ich nicht eine strenge Strafe zu gewärtigen hätte, und, ohne mich von dir zu trennen, kann man mich nicht bestrafen; alles übrige wäre mir gleichgültig.“

„Aber auf diese Weise bestraft man auch mich zugleich!“ rief die ungestüme Zina.

„Du wirst sehen, daß man uns trennt . . . ich fühle mich leidend . . . verlaß mich nicht! Suche mich in dem Winkel,

in welchen man mich stecken wird, auf; du hast mich schon einmal beschützt, beschütze mich auch ferner.“

Lissa weinte; sie fühlte sich schwach und hilflos und sank an Zinas edelmütiges Herz. Diese war in einer Stimmung, daß sie am liebsten in Gegenwart ihrer Mutter irgend etwas zerrissen oder zertrümmert hätte.

„Ich werde dich beschützen,“ sagte sie energisch, „ich schwöre es dir! . . . und sollte ich das Haus anzünden.“

„Das würde nicht viel nützen,“ sagte Lissa, in Thränen lächelnd; „aber dein Versprechen wird mir die Verbannung erträglicher machen.“

Der Tag verging, ohne daß Lissas Vorahnungen eingetroffen wären. Das junge Mädchen erschien nicht zum Mittagessen, die Cousine ließ ihr einige Speisen aufs Zimmer bringen, sie konnte aber nichts genießen. Einige Momente fieberischer Aufgeregtheit abgerechnet, war das arme Kind seit dem Morgen wie schlafbefangen, blieb im Bette liegen und sprach nur wenig.

„Wenn sich dieser Zustand nicht ändert,“ sagte Miß Junior zu ihrer Schülerin, „so setze ich die Frau Gräfin davon in Kenntnis.“

„Thun Sie, was Sie wollen,“ antwortete Zina; „ich an Ihrer Stelle würde aber nichts sagen. Je länger meine Mutter Lissa vergift, desto besser ist es für diese.“

Die Nacht brach an; Wassilissa schlief ruhig.

Mehr als einmal sprang Zina aus dem Bette, um auf das Atmen ihrer Cousine zu horchen; nach einer solchen Krise wäre mehr Aufregung ihr natürlicher erschienen; diese Ruhe erschreckte sie.

Endlich, durch die für sie so ungewohnte Rolle einer Krankenwärterin ermüdet, schlief Zenarde gegen Morgen ein und erwachte erst, als ihre Gouvernante sie weckte.

„Stehen Sie doch auf, Miß Zina,“ sagte diese, „es ist bald neun Uhr. Wenn Ihre Mutter käme, würden wir einen schönen Verweis bekommen.“

Zina kleidete sich rasch an. Das Fenster war offen und die reine, aromatische Luft strömte herein. Sie sah nach Wassilissa und war überrascht, diese noch schlafend zu finden.

„Wie?“ sagte sie, „wir sprechen ganz laut, draußen lärmt man und sie schläft trotzdem?“

„Ich warte nur, bis Sie angekleidet sind, um es der

Frau Gräfin zu melden; dieser langandauernde Schlaf scheint mir sehr seltsam.“

Nachdem Zina fertig war, sandte sie eine Kammerfrau zu ihrer Mutter.

Unterdessen näherte sie sich der Cousine und blickte voll banger Zärtlichkeit in das zarte, bleiche, auf dem Kissen ruhende Gesichtchen. Die blonden Flechten hatten das Nachthäubchen abgestreift und umschlangen den Hals der jugendlichen Schläferin; die langen Augenwimpern beschatteten die Wangen, der halbgeöffnete Mund atmete leise und schwach und es bedurfte großer Aufmerksamkeit, um die Respiration wahrzunehmen.

„Sie flößt mir Furcht ein,“ sagte Zina halblaut; „sie sieht wie tot aus! . . . ich will versuchen sie aufzuwecken.“

Miß Junior hielt sie zurück, als sie sich eben herabbeugen wollte, um Lissa mit einem Kusse zu wecken.

„Warten Sie,“ sagte sie, „Ihre Mutter muß sie so sehen; ich bin ebenso besorgt wie Sie.“

Ein Rauschen von Seide verkündete die Ankunft der Gräfin, welche mit gleichgültiger Miene eintrat.

„Was gibt es hier?“ fragte sie. „Du hast mir sagen lassen, daß meine Nichte krank sei?“

Zina trat, ohne ein Wort zu sprechen, zurück, und die Augen der Gräfin richteten sich auf das blasser, hübsche, bewegungslose, unempfindliche Gesicht ihrer Nichte.

Die Gräfin hatte unterwegs gewiß eine schöne Rede einstudiert, aber Worte sowohl wie Gedanken stockten beim Anblicke der Veränderung in diesem jungen Wesen, das gestern noch voller Fröhlichkeit war und jetzt einer Toten gleich. Was konnte in dieser rebellischen jungen Seele vorgegangen sein? Welch entsetzlicher Gedankenaufbruch mußte da stattgefunden haben, um die Lebensgeister so ins Stocken zu bringen?

„Ist sie schon lange in diesem Zustande?“ fragte die Gräfin Miß Junior.

„Seit sie von ihrer Ohnmacht erwachte.“

„Sie ist ohnmächtig gewesen? . . . Wann war das?“

„Gestern, Mama, als sie von dem Gespräch, zu welchem Sie sie befohlen hatten, zurückkehrte!“ antwortete Zina, die jetzt Mut gefaßt hatte.

„Weshalb hat man mich nicht davon benachrichtigt?“ fragte die Gräfin gebieterisch; sie fand jetzt, daß sie unrecht

hatte, auf Lissas Nichterscheinen bei den gestrigen zwei Mahlzeiten so wenig Gewicht gelegt zu haben.

„Sie wollte es nicht.“

Zinas Antwort war so kategorisch, daß ihre Mutter ihr einen Blick zuwarf; aber die mütterliche Gereiztheit wurde von einer ernstern Besorgnis um die kranke Waise verdrängt, welche, vielleicht durch die Schuld derjenigen, die ihre Beschützerin hätte sein sollen, krank geworden war. Nicht etwa, daß sich die Gräfin in moralischer Beziehung einen Vorwurf gemacht hätte, aber für materielle Pflege hätte gesorgt werden können; glücklicherweise schien noch nichts versäumt zu sein.

„Hat sie sich beklagt?“ fragte die Gräfin und näherte sich dem Bette.

„Nein, Madame; seit gestern und die ganze Nacht hindurch hat sie, ohne zu erwachen, geschlafen. Sie hat auch nichts gegessen, verlangte nichts und wies alles zurück.“

Die Gräfin näherte sich noch mehr; ihr seidenes Kleid machte ein nervenaufregendes Geräusch. Zina runzelte ihre schönen schwarzen Brauen; ihre Cousine regte sich noch immer nicht.

Die Gräfin fing an, sich zu fürchten. Sie beugte sich über die Waise und horchte auf ihre schwachen, unregelmäßigen Atemzüge; dann erhob sie sich, blickte noch einmal auf dieses Antlitz, welches unauslöschliche Spuren des Leidens an sich trug, und sagte, durch eine unwiderstehliche Regung des Mitleids hingerissen:

„Mein armes Kind!“

Dann küßte sie die bleiche Stirn.

Wassilissa, die plötzlich erwachte, öffnete erschrocken die Augen; ein Zittern überlief ihren Körper; sie sah anfangs nur das schwarze Kleid ihrer Tante und hielt sich für tot. Aber warme, parfümierte Hände ergriffen die ihrige, welche kalt und leblos auf der Decke lag; sie erhob die Augen und erblickte ihre Tante, die sie mit einer Güte, mit einer Teilnahme anschaute, welche sie in deren Augen nicht zu finden erwartete.

„O Tante!“ sagte sie schwach.

Eine flüchtige Röthe färbte ihre Wangen, verschwand aber sofort. Ihre Augen suchten nochmals jenen für sie so ungewohnten Blick zu erhaschen, welcher die versiegte Quelle ihrer Seele erschlossen hatte.

Was die Gräfin an Vorwurf, Vergebung, Reue und Liebe

in den Augen ihrer Nichte las, ist ein Geheimnis zwischen ihr und Gott geblieben.

Das junge Mädchen versuchte, sich auf dem Arm aufzurichten, fiel aber zurück. Sie versuchte es noch einmal und diesmal konnte sie ihren Kopf an den Busen ihrer Tante anlehnen.

Die Gräfin legte sie sachte auf das Kissen zurück, welches Zina und die Gouvernante unterdessen aufgeschüttelt hatten.

„Wo fehlt es dir, mein liebes Kind?“ fragte sie.

„Nirgends, Tante, ich bin nur schwach; aber ich glaube, mir ist schon besser . . . O Tante, wie sind Sie gütig!“

Ein Thränenstrom unterbrach Wassilissa's Worte. Die Tante setzte sich neben sie, nahm ihre Hand in die ihrigen und gab den andern ein Zeichen, hinauszu gehen. Man gehorchte und die Thür wurde vorsichtig geschlossen.

Lissa weinte noch lange; ihre Tante, die sehr ergriffen war, ließ sie weinen; sie dachte, junge Mädchen haben das Bedürfnis, sich zuweilen auszuweinen, und nach dieser offenbar nervösen Krise können Thränen nur wohlthuend wirken.

Als die Nichte endlich ruhig geworden war, begann die Gräfin:

„Du siehst, mein Kind, wie lieb ich dich habe, da ich trotz des gestrigen Vorfalles doch hergekommen bin.“

Wassilissa nickte bejahend und sah ihre Tante zärtlich und dankbar an.

„Wir wollen jetzt nicht mehr davon sprechen; Gott hat es übernommen, dich zu bestrafen, du siehst es selbst. Ich will gern die gestrige peinliche Scene aus meinem Gedächtnis verbannen.“

Sie umarmte ihre Nichte, welche ihre Hände mit Küssen bedeckte.

„Vor allen Dingen wirst du jetzt etwas essen und aufstehen, wenn du kannst. Sollte dein Zustand sich nicht bessern, so lasse ich den Arzt holen; ich glaube aber die Kräfte werden zurückkehren, sobald du etwas Speise zu dir genommen haben wirst; komme dann in mein Kabinett, wir wollen ernsthaft miteinander sprechen. Bist du jetzt überzeugt, daß ich dich liebe und daß ich keine Menschenfresserin bin?“

Die Gräfin konnte, wenn sie wollte, bezaubernd lächeln; sie blickte ihre Nichte voller Güte an; dies Lächeln gab ihrem Antlitz einen wundervollen Reiz. Wassilissa war bezaubert und antwortete gehorsam:



„Ja, Tante, ich glaube es.“

„Nun, da du von dieser Wahrheit überzeugt bist, so vertraue mir und Alles wird gut gehen. Ich verlasse dich jetzt; in einer Stunde komme ich wieder, um nachzusehen, wie es dir geht.“

Sie warf beim Hinausgehen noch einen Blick auf die Kranke; das nämliche reizende Lächeln, der gleiche zärtliche Blick bezauberten Wassilissa nochmals und sie erwiderte beides durch ein schwaches, aber vertrauensvolles Lächeln.

Gleich darauf kehrte Zina zurück.

„Ah, wie gut deine Mutter ist!“ sagte Wassilissa mit etwas festerer Stimme; „wir sind versöhnt.“

Ein glückliches Vorrecht der Jugend hatte Lissa plötzlich alle erduldeten Leiden vergessen lassen; mehr noch, ihr Urtheil über die Gräfin war ein total anderes geworden. „Wie gütig sie ist!“ rief sie. Und doch war es dieselbe Gräfin, welche sie auf die Kniee niedergelassen hatte und sie zwingen wollte das Gegentheil der Wahrheit auszusagen. Ist diese Leichtfertigkeit, sich Illusionen hinzugeben, nicht eine der dauerhaftesten Grundlagen des Glücks? Menschen, welche einen klaren Blick haben, zahlen für diese Scharfsichtigkeit häufig nur zu teuer.

„Ausgeföhnt? Welch ein Glück, Welch ein Glück!“ rief Zina und hüpfte im Zimmer umher. Sie hüpfte so sehr, daß sie fast die Fleischbrühe, welche für Lissa gebracht wurde, ausgegossen hätte.

Lissa aß ein wenig und versuchte dann aufzustehen. Anfangs schwankten ihre zarten Füßchen noch, bald aber kehrten die Kräfte zurück, und sie saß in einem am Fenster befindlichen Lehnstuhl, schaute hinaus, wo die Sonne zwischen den Blättern spielte und freute sich ihres Lebens.

„Wie wäre das schön, wenn ich, zwar noch schwach, unter diesen schönen Bäumen, des Abends, beim Anbruch der Nacht, wandeln könnte . . . nicht allein — das würden meine Kräfte nicht erlauben —, aber mit . . . mit Zina? . . . Nein, Zina ist zu lebhaft, zu unbändig, sie würde mich, gegen meinen Willen, zum Laufen fortreißen . . . Aber am Arme eines Mannes, eines starken, zuverlässigen, zärtlichen, respektvollen Mannes, an den ich mich furchtlos anlehnen könnte . . . Wäre ich hier auf dem Lande gestorben, ohne Petersburg, ohne Marizkij wiedergesehen zu haben . . .“

Marizkij war es also, mit dem sie am liebsten des Abends

die Allee entlang gewandelt wäre . . . Nein, ohne ihn wieder-  
gesehen zu haben, hätte sie nicht sterben mögen, denn . . .

Denn sie liebte ihn!

Aber sie lebte, lebte wirklich, und war mit ihrer Tante  
ausgeföhnt. Hatte dieselbe ihr Unrecht doch eingesehen, da  
sie so gütig gewesen war. Nun war alles gut! Ah, welches  
Glück, zu leben, besonders zur schönen Sommerzeit und nach-  
dem man schon gefürchtet hatte, sterben zu müssen! Köstliche  
Thränen entströmten ihren Augen.

„Nun, jetzt weinst du schon wieder,“ sagte Zina, welche  
die träumerischen Regungen ihrer Freundin beobachtet hatte.

„Ah, Geliebte, ich bin so glücklich!“ sagte Lissa und legte  
die Arme um den Hals ihrer Cousine.

---

### XXXVIII.

#### Ein anderer Vorschlag.

Die Gräfin hatte ihre Ungerechtigkeit nicht eingesehen,  
wie das phantastische Köpfchen ihrer Nichte voraussetzte. Eine  
Ungerechtigkeit? Was denn für eine? Worin sollte dieselbe  
denn bestanden haben?

Nein, in der plötzlichen Krankheit der Nichte hatte sie  
den Finger Gottes erkannt, und da sie sich sagte, daß diese  
Strafe vorläufig genüge, so beschloß sie den Plan einer  
Neuerziehung Lissas, der gestern in ihr gereift war, fort-  
zusetzen.

„Ich glaube nicht, daß es so schwer sein wird, als ich  
befürchtete. Ich bin überzeugt, daß meine Nichte von Hause  
aus nicht böse ist, ihr Starrsinn ist ein Fehler des Charakters  
und stammt nicht aus dem Herzen. Sie ist nicht undankbar,  
nur stolz und eigensinnig; dagegen läßt sich ankämpfen. Bei  
dieser Gelegenheit will ich auch ihre Verschwiegenheit auf die  
Probe stellen.“

Dann sagte ihr eine leise, innere Stimme auch, man  
müsse das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, und, um  
dieses starrköpfige Mädchen endgültig zu besiegen, dürfe man  
nicht warten, bis es seine Kräfte wiedererlangt habe.

Mit diesen Gefühlen erwartete sie Lissa nach dem Mittag-

essen in dem gestreiften Zelte. Zina begleitete sie und entfernte sich dann, wie es sich für ein wohlgezogenes Kind schickt.

Die Gräfin wies ihrer Nichte einen für eine Genesende sehr bequemen niedrigen Schemel neben sich an und streichelte ihr liebevoll das Haar.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, der jetzt noch blaue Himmel fing an, sich grünlich zu färben, leichte Wölkchen waren rosig angehaucht, andere im Zenith hatten eine goldgelbe Färbung; das Gras richtete sich nach der Hitze des Tages wieder auf und Wassilissa, die durch eine gute Mahlzeit gekräftigt war, schien neu aufzuleben.

„Es ist also ausgemacht, mein Kind, daß du von nun an vernünftig sein wirst,“ sagte die Gräfin gutmütig.

„Ja, Tante,“ sagte Wassilissa heiter.

„Ich will dir nun ein Geheimnis anvertrauen; es handelt sich um eine Angelegenheit, die dich betrifft.“

Wassilissa fühlte, wie alle überstandenen Schrecken plötzlich wieder neu auflebten, schwieg aber.

„Da dieses Geheimnis aber nicht dich allein betrifft und da Indiskretion für . . . für andere gefährlich wäre, so wirst du mir dein Ehrenwort geben, mit niemand darüber zu sprechen. Kennst du die Wichtigkeit eines Ehrenwortes?“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Tante!“ sagte Wassilissa aufrichtig und in einem Tone, der bewies, daß sie nicht als Kind, sondern als Erwachsene spreche.

„Nun also, meine liebe Wassilissa, ich habe dir folgendes zu sagen: Du versprachst vollständiges Vertrauen und wirst sehen, daß ich dessen nicht unwürdig bin; vorher aber mußt du mir durch irgend ein Opfer beweisen, daß deine Unterwerfung nicht bloß ein leeres Wort ist. Bist du willens meine erste Forderung zu erfüllen?“

Aus Furcht, das bisherige gute Einvernehmen zu stören, entschloß sich Lissa bejahend zu antworten, reservierte sich aber einen kleinen Rückhalt.

„Ich glaube ja, Tante,“ sagte sie so ungezwungen, daß man dieses „ich glaube“ nötigenfalls als Scherz gelten lassen konnte.

Die Gräfin gab sich auch damit zufrieden, ihre Absicht war eine andere.

„Es handelt sich also um folgende Angelegenheit: Man sprach mir von einem jungen Mann, der sich um deine Hand

bewirbt. Er ist jung, sieht gut aus, ist von adliger Abkunft, besitzt ein ganz genügendes Vermögen . . .“

Wassilissa horchte auf. Sollte dieser junge Mann etwa Marižkij sein? Hatte er vielleicht geschrieben oder schreiben lassen? Sie wartete.

„Darf ich ihm sagen lassen, daß du seinen Antrag annimmst? schloß die Gräfin.

„Ohne ihn zu kennen, Tante?“ fragte Lissa ausweichend.

„Du vertraust mir nicht genug, mein Kind . . . Könnte ich wohl etwas anderes als dein Wohl im Auge haben? Du sollst eine Dame und Gutsbesitzerin werden . . .“

Wassilissa schwieg und fühlte, daß der thörichte Traum, den sie soeben geträumt, sich, einem Schatten gleich, verflüchtigte.

„Du willst also durchaus seinen Namen wissen?“ begann die Gräfin aufs neue. „Bedenke, daß dies ein Zeichen des Mißtrauens ist und daß wir übereingekommen sind . . . Uebrigens ich will ihn dir nennen, aber nur unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses. Ich habe dein Wort — es ist Herr Kusnow, unser Isprawnik.“

Ein eisiges Schweigen folgte diesen Worten. Wassilissa erhob ihren Kopf und blickte ihre Tante an. Die heutige Sanftmut war also nur eine Fassade gewesen; die Grausamkeit, der Hochmut von gestern waren Wirklichkeit! Aus was für einem Metall war denn eigentlich dieses Weib, welches mit ihr spielte wie eine Katze mit der Maus, ehe sie sie kaltblütig zerfleischt?

Hierin irrte Wassilissa. Der Gräfin lag gar nichts daran, ihre Nichte mit Kusnow zu verheiraten, obschon ihr, im Grunde genommen, bei ihrer Ansicht betreffs der Notwendigkeit, den leichtsinnigen Unverstand junger Mädchen „lenken“ zu müssen, diese Verbindung für Lissa recht passend schien. Die vertraulichen Eröffnungen des Isprawniks hatten sie günstig beeinflusst und sie nahm sich vor den Gehorsam ihrer Nichte auf die Probe zu stellen, indem sie ihr diesen Freier vorschlug. Hätte Wassilissa ja gesagt, dann würde sie sie an ihr Herz gedrückt, sie ihr liebes Kind genannt, ihre Unterwürfigkeit gelobt haben und hätte diesem Projekt wahrscheinlich keine weitere Folge gegeben. Vielleicht hätte sie ihr sogar gleich mitgeteilt, daß dieser Vorschlag nur eine Prüfung gewesen sei.

Aber der forschende Blick Wassilissas eröffnete plötzlich

einen noch hundertfach tieferen Abgrund als gestern zwischen diesen beiden Frauen, welche von nun an unversöhnliche Feinde geworden waren.

„Du antwortest nicht? . . . Ich erwartete deine Antwort,“ sagte die Gräfin hochmütig.

„Ich hoffe, Tante, es ist ein Scherz,“ sagte Wassilissa fast mit dem nämlichen Ton.

Der Gedanke, ob es nicht vielleicht besser wäre zu gestehen, daß wirklich nur ein Scherz beabsichtigt war und ob sie von dieser wirklich zu gefährlichen Prüfung nicht Abstand nehmen sollte, hielt Lissas Schicksal eine halbe Sekunde lang in der Schwebe.

Aber der Ton, in welchem die Gegenfrage gehalten war, hatte die herrschsüchtige Aber der edeln Dame empfindlich berührt, und das entscheidende Wort entfuhr ihren Lippen:

„Ich bin nicht gewohnt, zu scherzen, mein Fräulein; wähle gefälligst einen andern Ton, wenn du mit mir sprichst.“

„Ich glaubte nicht, Tante, daß Sie mit Vorbedacht der Nichte des Grafen Kumjassin zumuten würden, den Isprawnik dieses Kreises zu heiraten. Diese Herren wählen gewöhnlich ihre Frauen in andern Gesellschaftskreisen.“

Lissa sprach diese Worte mit unverkennbarem Hohn. Der ganze Stolz ihrer Rasse lag darin.

„Deine Mutter ist auch aus keiner höheren Klasse!“ entgegnete die Gräfin.

„Zugegeben! aber mein Vater war Ihr Cousin und von altem Adel! Der Mann ist es, der die Frau adelt.“

Bei dieser Antwort wäre die Gräfin fast vom Sessel gefallen. Wer hatte diesem kleinen Mädchen wohl solche kategorische Grundsätze gelehrt?

Die gute Dame vergaß, daß sie an ihrem eigenen Tisch, in Gegenwart vornehmer Gäste, diese und ähnliche Principien hundertmal ausgesprochen hatte.

„Wer kein Vermögen besitzt,“ erwiderte sie, etwas einlenkend, „hat nicht das Recht, so empfindlich zu sein. Was hast du an diesem Herrn auszusetzen?“

„Nichts, Tante; ich liebe ihn nicht . . .“

„Du liebst ihn nicht? Nun, das wäre noch schöner, wenn du ihn liebtest!“

Ja, die Gräfin hatte es allerdings gesagt; sie bereute aber auch diese Worte, welche zu einer so mächtigen Waffe in den Händen ihrer Nichte geworden waren.

„Ich verlange nicht, daß du ihn liebst . . . du sollst mir nur aus Gehorsam sagen, daß du einwilligst, den Mann zu heiraten, den ich dir vorschlage.“

Es war dies ein großes Zugeständnis, und die Gräfin hoffte, daß es als solches anerkannt werden würde. Ihre Nichte blickte sie einen Augenblick an und war fast im Begriff, diese stillschweigende Uebereinkunft, welche eine scheinbare Unterwerfung einer scheinbaren Forderung entgegenstellte, zu acceptieren; als sie sich aber erinnerte, wie man in der Tschudessowschen Angelegenheit mit ihr verfahren, fürchtete sie, in eine Falle zu geraten.

„Du willst mir also dieses Zeichen von Gehorsam nicht geben?“ wiederholte die Gräfin.

„Ich kann es nicht, Tante. Verlangen Sie von mir alles, nur dies nicht. Es hängt davon das Glück oder Unglück meines ganzen Lebens ab, und ich bin noch nicht achtzehn Jahre alt; es ist zu schrecklich.“

„Du verweigerst mir also den Gehorsam?“ sagte die Gräfin mit funkelnden Augen.

„Nicht den Gehorsam, Tante! Ich weigere mich, einen Mann zu heiraten, der weder durch Erziehung noch durch Gewohnheiten und Geschmacksrichtung mit mir auf gleicher Stufe steht und den ich nicht liebe.“

„Du wirst dich schon noch beugen müssen!“ sprach die Gräfin mütend, aber Ruhe heuchelnd, und stand auf.

Wassilissa antwortete nicht.

„Höre, Nichte, mein letztes Wort,“ sagte die Wohlthäterin. „Man soll nicht sagen, daß mir ein kleines Mädchen, das ich mit Wohlthaten überhäuft habe, Widerstand geleistet, offenen Trotz geboten hätte. Du bist eigensinnig, und ich habe einen festen Charakter; eine von uns beiden muß nachgeben. Nun, ich schwöre dir, daß ich nicht die Nachgebende sein werde.“

„Ich auch nicht!“ sagte Wassilissa, welche marmorbleich geworden war.

Die Gräfin trat einen Schritt näher; wären ihre Augen, wie man zu sagen pflegt, Dolche gewesen . . . Glücklicherweise erinnerte sie sich der gestrigen Scene und verspürte keine Lust zu einer Wiederholung.

„Du willst mich in Zorn versetzen!“ sagte sie trocken, „es soll dir aber nicht gelingen. Der Kampf ist entbrannt, ich sage es dir im voraus, daß ich dich zermalmen werde.“

„Sie können mich töten, Tante,“ sagte das junge Mädchen, „aber es wird Ihnen nicht gelingen eine Einwilligung durch Gewalt zu erlangen, die ich Ihrer Güte, Ihren liebevollen Worten verweigern mußte. Nach dieser Weigerung wäre es Feigheit, wenn ich später nachgeben würde.“

Wäre Waffilissa der Gräfin Tochter gewesen und hätte diese auf solche Weise einer Tante widerstanden, mit welchem Stolze würde die Gräfin sie umarmt haben! Aber jetzt war sie die Tante, und der Standpunkt ändert alles.

„Sehr wohl,“ sagte sie. „Was da auch kommen möge, erinnere dich, daß du es selbst gewollt hast.“

Die vornehme Dame verließ das Zelt und ging nach Hause. Das Klauschen ihres Seidenkleides auf dem Kiese verlor sich nach und nach.

Waffilissa, allein geblieben, blickte auf die Landschaft. Vor ihr bildete der Fluß jenseits des Gartens eine unübersteigbare Schranke, hinter ihr befand sich das Haus, welches ein Kerker für sie werden sollte. Links war die Kirche, das Pfarrhaus und die Wohnungen des übrigen Kirchenpersonals. Rechts, in einiger Entfernung, begrenzte ein kleines Gehölz, in welchem sich der Kirchhof des Dorfes befand, das Gesichtsfeld. Die Holzkreuze waren nicht sichtbar, aber man ahnte sie zwischen den Gebüsch. Weiter, hinter dem Kirchhofe, war die Landstraße, der Weg, welcher nach Petersburg, zur Freiheit, führte; aber der Kirchhof lag dazwischen.

Hätte sie sich auch über den Kirchhof hinwegflüchten können, was wäre auf dieser Landstraße aus ihr, allein, ohne Paß, ohne Geld geworden? Was konnte sie thun? Ihrer Mutter schreiben? Aber diese arme Frau, welche sich nicht getraut hatte, als es sich um die Verlobung mit Tschudessow handelte, ihre Stimme zu erheben, wo hätte sie wohl die Energie hergenommen, ihre Tochter von der Gräfin zu befreien? wie hätte sie eine weite Reise, allein und ohne Geld machen können.

Waffilissa rang die Hände.

„Wenn ich tot sein werde,“ sagte sie sich, „so wird man mich dort begraben . . . Ich werde bitten, daß man mich dort, am Rande der Landstraße, welche nach Petersburg führt, beerdigt . . . Vielleicht wird man mir diesen letzten Wunsch nicht versagen. Es geht zu Ende mit mir,“ sagte sie, die Hände ringend; „mein Urtheil ist gefällt; möchten die Qualen nur nicht zu lange dauern.“

Jetzt hörte sie die Schritte Zinas über den Rasen näher kommen und die junge Komtesse trat zu ihr ins Zelt.

„Meine Mutter ist fortgegangen,“ sagte sie, „ich bin daher zu dir gekommen; was gibt es?“

„Deine Mutter ist mehr erzürnt als je. Ich kann nicht gehorchen . . .“

„Was verlangt sie?“ sagte Zina aufgebracht.

„Sie will . . . Ich habe versprochen, es nicht zu sagen.“

„So! Das hat sie dich versprechen lassen? Es muß also etwas recht Abscheuliches sein?“

Wassilissa antwortete nicht.

„Was das wieder für ein Einfall ist! Und du sagst, du könntest das, was sie verlangt, nicht thun?“

„Unmöglich!“

„Ist sie sehr böse?“

„Sie hat geschworen, daß sie nicht nachgeben würde, und ich habe das Gleiche geschworen. Es ist der Krieg, Zina, der Krieg auf Leben und Tod zwischen ihr und mir — mir, einer Ameise, welche sie unter ihrem Fuße zertreten kann. Ich bin verloren . . . aber ich werde mutig sterben.“

Wassilissa erhob das Haupt. Sie war ein braver Soldat, wie ihre Cousine sagte.

„Du weißt, daß ich da bin, um dich zu beschützen!“ tröstete Zina.

„Was kannst du allein gegen deine Mutter ausrichten?“

Zina nahm ihre Cousine, die noch sehr schwach war, unterm Arm, senkte den Kopf und dachte nach.

„Erstens bin ich nicht ganz allein, Dmitrij wird mir helfen.“

Um ihre Freundin nicht zu betrüben, schien Zina diesem Gedanken beizustimmen, ohne indes etwas davon zu erhoffen. Was konnte sie von Dmitrij für eine Hilfe erwarten? Schürows vielleicht . . . aber er konnte doch die Gräfin nicht zum Duell herausfordern.



XXXIX.

**Kinder müssen gehorsam und unterwürfig sein.**

Die jungen Mädchen kehrten langsam ins Haus zurück, denn Wassiliffas Schwäche hatte wieder zugenommen.

Sie hatte kaum die große Stube betreten, da befahl sie ein Frösteln und sie mußte sich zu Bette begeben; ein Fieber war im Anzug.

Die von dem Vorfall benachrichtigte Gräfin schickte nach dem Arzt; in Rußland sind aber die Entfernungen sehr groß, bis zur nächsten Stadt waren fünfundzwanzig Werst, der Arzt konnte also erst am Nachmittag des nächsten Tages kommen. Das Fieber hatte nachgelassen, dagegen war die Empfindungslosigkeit des vorvergangenen Tages wieder eingetreten. Der Arzt war nicht sonderlich geschickt, und wenn er auch wirklich eine viel verschiedenartigere Praxis gehabt hätte, als es in der That der Fall war, so hätte er schwerlich die Lösung des Rätsels, welches auch einer größeren medizinischen Kapazität unzugänglich geblieben wäre, gefunden.

Er verordnete daher Ruhe, Stärkungsmittel und, wenn das Fieber wiederkehren sollte, Chinin. Hauptsächlich aber sind Aufregungen zu vermeiden," fügte er hinzu, nachdem er vernommen hatte, daß die Krankheit mit einer Ohnmacht begonnen habe, die auf eine Gemütsbewegung gefolgt war.

Möge derjenige, welcher etwas Besseres weiß, den ersten Stein auf ihn werfen.

Wir müssen gestehen, daß die Gräfin nicht an diese Krankheit glaubte. Eine Krankheit, die sich nur durch Schwäche und unüberwindliche Schlassucht äußert, war, ihrer Meinung nach, gar keine Krankheit. Wassiliffa aß etwas Hühnerfleisch und weiche Eier, trank gute Fleischbrühe und Bordeauxwein; was brauchte es weiter, um sie wieder herzustellen.

Nach drei Tagen sah die Gräfin in dieser Krankheit eine List, um durch Mitleid eine neue Versöhnung anzubahnen, und beleidigt durch eine solche ungeheuerliche Forderung, ließ sie Wassiliffa in ein kleines Zimmer bringen, welches sich neben ihrer Schlafstube befand und keinen andern Ausgang hatte.

Das Fenster dieser Stube war auf der Gartenseite, es befand sich nur fünf Fuß hoch über dem Boden und die

Sonne schien hinein. Aber für ein krankes Kind war dieses freundliche Stübchen doch ein Kerker und alle Kerker sind bekanntlich düster.

Um die Wachsamkeit noch zu erhöhen, ließ die Gräfin die Thür, welche in ihr Zimmer führte, ausheben; die Oeffnung wurde durch einen Vorhang verdeckt, und auf diese Weise war Waffilissa von der übrigen Welt ganz abgesondert.

Nach Ablauf von weiteren vierundzwanzig Stunden sah die Gräfin sich doch genötigt einzuräumen, daß ihre Nichte wirklich krank sei: Auf solche Weise kann man nicht bei strenger Ueberwachung Stumpfsinnigkeit und Unempfindlichkeit heucheln.

Waffilissa war leidend. Aber was war es für ein Uebel? Der Arzt konnte es nicht erklären. Man hatte ihn nochmals kommen lassen, er wußte nicht mehr als das erste Mal. Auch jetzt verordnete er Ruhe und keine Aufregungen.

Die Gräfin achtete nicht darauf und sie hatte ihre Gründe.

„Eine romanhafte Krankheit!“ sagte sie. „Soll ich deshalb nachgeben, weil dieses kleine Mädchen einen so bössartigen Charakter hat und sich krank macht?“

Bis zu jenem Grad der Verirrung war die Gräfin gelangt, bei welchem man alle vorkommenden Ereignisse der Idee, die man verfolgt, unterordnet. Es fehlte nur wenig und sie hätte auch die Elemente in ihre Kombinationen mit inbegriffen. Ihre Nichte mußte gehorchen! — alles andere war nichts. Von dem Tage an, an dem sie sagen würde: „Tante ich thue alles, was Sie wollen,“ hätte man Waffilissa wie eine Königin gehätschelt und hätte sich sehr gehütet sie mit der Erfüllung ihres Versprechens zu drängen. Die Gräfin schmeichelte sich, daß dieses schöne Resultat, durch welches ihre Nichte die Tugend der Demut und des Gehorsams, die ihr so sehr fehlten, erlangen würde, leicht zu erzielen sei.

Indessen vergingen die Tage, ohne daß Anzeichen zum Vorschein gekommen wären, die auf eine moralische Abspannung hingedeutet hätten. Jeden Morgen und jeden Abend kam die Tante in das Zimmer der Patientin und fragte mit ruhiger Stimme:

„Hast du nachgedacht, Nichte? Hast du dich entschlossen, mir zu gehorchen?“

„Nein, Tante,“ antwortete das mutige Opfer.

„Sehr wohl. Ueberlege!“

Mit diesen Worten ging die Gräfin wieder fort und der lange Sommertag zog heiß und drückend über den schlaftrunkenen Körper des jungen Mädchens dahin. Wir sagen, über den Körper, denn ihr Geist hatte, trotz der Schwäche des Körpers, die Widerstandsfähigkeit noch nicht verloren.

Diese Gefangenschaft dauerte schon acht Tage, als Wassilissa eines Abends einen Kopf über den Rand des Fensters auftauchen sah. Wir sagten schon, daß dieses Fenster nach dem am wenigsten besuchten Teil des Gartens, nach dem Gemüsegarten, hinausging.

Die Gefangene glaubte anfangs es sei irgend ein müßiger und neugieriger fremder Diener.

„Lissa!“ ertönte da plötzlich die verhaltene Stimme ihrer Cousine.

Wassilissa, die sich, wie gewöhnlich, im Bette befand, erhob ihren Kopf und erkannte Zenaidens Züge.

„Bist du es, Geliebte?“ sagte sie.

Zina, aus ihren früheren Turnstunden Nutzen ziehend, kletterte in die Höhe und sprang ins Zimmer. Wieviel Geschicklichkeit und Thatkraft sie hatte aufwenden müssen, um sich, ohne bemerkt zu werden, einen Stuhl zu verschaffen, kann hier unmöglich erzählt werden. Sie mußte diesen Stuhl in der Diensthofwohnung stehlen, mußte ihn unter schlau erfundenen Vorwänden über den Hof und in den Garten schaffen . . . kurz, es war eine lange Geschichte, die wir aus Mangel an Raum mit Stillschweigen übergehen.

Die Cousinen umarmten sich innig, und Zina erschraf, als sie Lissas Magerkeit bemerkte.

„Gibt man dir auch zu essen?“ fragte sie angstvoll.

„O ja, genug! Beruhige dich nur.“

„Ich habe dir Früchte mitgebracht; verstecke sie in dein Bett,“ sagte Zina und leerte ihre Taschen. „Habe Geduld, ich arbeite für dich.“

„Wie? Du wärest im Stande . . .“

„Ja, der Fürst ist hier.“

„Hier?“

Wassilissas Gesicht nahm eine lebhaftere Färbung an.

„Weshalb ist er gekommen?“

„Es war die höchste Zeit! Ein Dummkopf ist er, weil er nicht früher gekommen ist. Für diese Dummheit werde

ich ihn bei den Ohren nehmen. Sage mir, Lissa, würdest du ihn heiraten, wenn er es verlangte?"

"Nein, Zina," antwortete sie ganz leise.

"Weshalb nicht?"

"Ich liebe ihn nicht genug . . . ich . . ."

"Einen andern?" fragte Zina lebhaft.

Lissas Gesichtsfarbe wurde noch röter.

"Dann wird die Sache schwieriger," sagte die junge Komtesse nachdenklich. "Ich nahm an, du würdest ihn geheiratet haben . . . Er hätte dich entführt, man würde euch in Schürowo trauen, und nun willst du nicht? Ist es auch dein Ernst?"

"Ja," sagte Lissa schwach, "ich kann nicht . . . vor drei Monaten wohl, jetzt . . ."

Seit ihrer Gefangenschaft dachte sie nur noch an Marizkij. In diese Vision flüchtete sie sich während ihrer schlaflosen Stunden wie in eine Oase. Ihr Gehirn, das durch Blutarmut ermüdet war, konnte nur noch einen Gedanken in sich aufnehmen. Die Erinnerung an die tiefen Augen, deren Blick sie in der Osternacht in Verwirrung gesetzt hatte, verfolgte sie bis in ihre Träume.

"Nun," sagte Zina, die ihren Entschluß gefaßt hatte, "dadurch wird freilich die Schwierigkeit größer, ich bin deswegen aber nicht böse. Wenn du wüßtest, wie gut er ist!"

"Wer, der Fürst?"

"Ja, er erkundigte sich nach dir, man antwortete ihm, du seiest krank, da blinzelte ich ihm mit einem Auge zu . . . Wer behauptet, daß er einfältig sei? Er verstand mich gleich! Während Mama sich mit dem alten General unterhielt — weißt du, der so taub ist, man muß immer schreien, wenn man sich ihm verständlich machen will —, suchte mich der Fürst in einer Fensternische auf und ich sagte ihm: 'Man quält sie, sie muß entführt werden.' Er antwortete: 'Gut, ich will dafür sorgen.' Dann sprachen wir von andern Dingen, da man uns hätte hören können. Daß du ihn nicht heiraten willst, muß ich ihm sagen . . ."

"Ja," antwortete Lissa.

"Natürlich ändert das die Sache sehr . . . Adieu, habe Mut, du siehst, ich denke an dich."

Sie umarmte ihre Cousine innig und schlüpfte dann, wie sie gekommen war, aus dem Fenster.

In dieser Nacht sah Lissa im Traume die nach Peters-

burg führende Landstraße, welche sich weit, unendlich weit hinzog; ganz am Ende derselben schien ein kleiner schwarzer Punkt seine Arme nach ihr auszustrecken. Das war Marizkij.

Aber ach! als sie sich am nächsten Morgen wieder in der kleinen Stube sah, gewahrte sie, daß es nur ein Traum gewesen war.

„Mich entführen?“ dachte sie; „welche Tollheit! Das ist eine Idee, die dem zärtlichen Herzen Zinas alle Ehre macht; man kann aber ein junges Mädchen nicht so leicht entführen! Wenn der Fürst es auch könnte, er würde es nicht wollen. Und dann, entführt werden von einem Manne, der nicht mein Gatte werden soll! Ich würde mich bei keinem Menschen sehen lassen dürfen. . .“ Das arme Kind vergrub sein Köpfchen ins Kissen und fing bitterlich an zu weinen. „Es geht zu Ende mit mir,“ schloß sie, „ich fühle, daß mein Ende herannahet; der, welcher mich von hier entführt, wird der Totengräber sein.“

---

## XL.

### Zenaïde erhält Succurs.

Nachdem Zenaïde ihre Cousine verlassen hatte, kehrte sie in den Salon zurück, wo man ihre Abwesenheit nicht bemerkt hatte, und schlüpfte zum Piano hin, um dort in den Notenheften zu blättern.

Fürst Schürow, der sie beobachtete, näherte sich ihr und lavierte dabei außerordentlich geschickt.

Was hatte er alles ausgestanden, der arme Fürst, seit dem Augenblick, wo er, in seine Kalesche steigend, den Befehl gab, nach Kumjassino zu fahren.

Er bereute diesen Befehl; dreimal hatte er schon den Mund geöffnet, um Gegenbefehl zu erteilen, und ebenso oft lehnte er sich wieder in seine Kissen zurück und ließ die Pferde weiterlaufen. Erstaunt, an der Stelle, wo sein Herr gewöhnlich umzukehren befahl, keine derartige Ordre zu empfangen, mäßigte der Kutscher den Lauf seines Biergespanns. Vergebliche Mühe! Der Fürst hatte beschlossen heute den Boden von Kumjassino zu betreten, und sein Wagen setzte

ihn, der über seine Kühnheit erstaunt und durch diese energische That ermutigt war, vor der Anfahrt des gräßlichen Hauses ab.

Glücklicherweise waren bereits Gäste bei der Gräfin: zwei bis drei alte Fräulein, der Friedensrichter des Kreises, der alte taube General, von dem Zina so unehrerbietig gesprochen hatte, und einige Nachbarn und Nachbarinnen.

Es war ein Sonntag, und man war daher sicher, wenn man nicht zu frühzeitig kam, Gäste bei der Gräfin anzutreffen, da an diesem Tage in Rumjassino offene Tafel gehalten wurde.

Der Fürst wurde besser empfangen, als er erwartete. Selbst die Gräfin wäre verlegen gewesen, wenn sie hätte erklären sollen, weshalb sie ihm so liebenswürdig ihre Hand zum Kusse reichte. Vielleicht geschah es bloß aus heimlichem Kastengeist, der in dem Fürsten, inmitten dieser Schaar von Menschen, die ihr unebenbürtig waren, einen Ehrenmann aus ihrem Stande erkennen ließ. Vielleicht riet ihr auch ein unbestimmtes Gefühl, ihre Liebenswürdigkeit überhaupt zu erhöhen, um ein Gegengewicht herzustellen gegen die Grausamkeit . . . Bardon! gegen die berechnete Strenge, welche sie gegen Wassilissa entfalten zu müssen glaubte.

Mochte nun der Grund sein, welcher er wolle, dank diesem Empfange strahlte der Fürst von Geist und bezauerte alle.

Seit er den anonymen Brief empfangen, welcher ihn veranlaßt hatte, Wassilissa zu Hilfe zu eilen, war er ein ganz anderer Mensch geworden. Sein Leben, welches bis dahin, wie das einer großen Zahl russischer Adliger jener Zeit, keinen eigentlichen Zweck hatte, war ihm, seit er fühlte, daß er andern mehr nützen könne als sich selbst, kostbarer geworden.

Als Zina ihn zu Hilfe rief, um eine Unterdrückte zu retten, hatte sie damit dem Fürsten in seinen eigenen Augen einen moralischen Wert beigelegt, von dem er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte; und das Vergnügen sich nützlich machen zu können, hatte sich in ihm mit einer süßen Genugthuung seiner Eigenliebe verbunden.

„Die junge Komtesse hat in mir hervorragende Eigenschaften entdeckt,“ sagte sich, vor Freude strahlend, der gute Fürst, und dieses stumme Einverständnis, diese Art von geheimer Mitschuld mit „der jungen Komtesse“ war ihm so lieb, daß er öfters sogar wachend davon träumte, teils um darüber

zu lachen, teils auch um mit einer Art von Genugthuung darüber zu lächeln.

Die Bestürzung des Fürsten war daher groß, als er den lakonischen Bescheid: „Sie ist krank!“ erhielt und Zinas Augenzwinkern ihm sagte, daß Lissa nicht bloß leide, sondern vollständig in Ungnade gefallen sei.

Anfangs glaubte er, daß er selbst daran schuld sei, die Liebenswürdigkeit der Gräfin bewies ihm aber, daß seine Persönlichkeit nichts damit zu schaffen haben könne.

Es handelte sich also um eine neue, von der ersten ganz verschiedene Ungnade.

Zinas Worte stürzten ihn dann in eine noch weit peinlichere Verlegenheit, und als sie zurückkehrte, beeilte er sich die abgerissene Unterhaltung vorsichtig wieder anzuknüpfen.

„Wollen wir einen Walzer spielen, Fürst?“ sagte Zina, als er sich ihr näherte.

Gleichzeitig warf sie ihrer Mutter einen bittenden Blick zu.

„Es ist schon so lange her, seit ich vierhändig gespielt habe,“ sagte sie.

Die Gräfin nickte ihre Einwilligung zu. Die Tochter hatte das Richtige getroffen; alles, was Zinas Ausbildung fördern konnte, war in den Augen ihrer Mutter von großer Wichtigkeit.

Ein Walzer wurde aufgeschlagen. Der Fürst hatte ihn unter dem Haufen von Noten ausgewählt, weil er ihn mit geschlossenen Augen spielen konnte. Nach den ersten acht Taktten wurde das Gespräch im Salon wieder aufgenommen.

„Ich habe sie soeben gesehen!“ sagte Zina und schlug einen Triller. „Sie ist eingeschlossen.“

„Wie haben Sie es möglich gemacht?“ antwortete der Fürst und hämmerte auf den Daß los.

„Durch das Fenster.“

Der Fürst wurde durch diese Antwort so verblüfft, daß er eine ganze Reihe falscher Töne anschlug, so daß die Gräfin sich nach ihm umwandte.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit der größten Höflichkeit, „ich vergaß die Wiederholung.“

Sie begannen aufs neue und der Walzer wurde ohne Unfall zu Ende gespielt.

„Ich muß Ihnen im voraus sagen, daß sie nicht Ihre Frau werden will!“ sagte Zina, während sie ein Pizzicato vortrug.

„Das thut nichts!“ antwortete ihr Mitspieler, indem er einen kräftigen Accord anschlug.

„Wie? . . . Das macht Ihnen nichts?“ wiederholte Zina.

Jetzt war die Reihe an ihr, eine falsche Note anzuschlagen, aber sie beeilte sich ihren Schnitzer durch eine brillante chromatische Tonleiter zu verdecken. Die Gräfin, welche die Brauen gerunzelt hatte, nahm ihre einen Augenblick unterbrochene Unterhaltung wieder auf.

„Wenn sie mich nicht liebt, so kann ich nichts dafür!“ antwortete der Fürst, „es ist dies aber kein Grund, sie leiden zu lassen.“

„Philosoph!“ antwortete Zina im Telegrammstil, der den Umständen angepaßt war.

„Was soll geschehen?“ begann Schürow, geschmeichelt durch das wohlwollende Lächeln, welches den Ausruf des jungen Mädchens begleitete.

„Sie entführen! — wie und wann Sie wollen, und sie an einen sichern Ort bringen! Es ist Ihre Sache, das zu bestimmen . . .“

„Wie verständigen wir uns?“ fragte er.

„Kommen Sie öfters her, aber eilen Sie; sie ist sehr schwach.“

„Schreiben?“ warf der Prinz mitten in einen diatonischen Lauf hinein, welchen Zina bis in die höchsten Töne hinaufführte.

„Ja . . . Den Zettel nur mir allein geben . . .“

Das Finale verdeckte das letzte Wort, welches vielleicht ein wenig zu laut ausgesprochen wurde, und beide Spieler erhoben sich, um die Komplimente der Gesellschaft entgegenzunehmen. Sie hatten sie, unter uns gesagt, redlich verdient.

„Sie haben ein hübsches Talent, Fürst; ich wußte nicht, daß Sie ein so guter Musiker sind,“ sagte die Gräfin. „Sie sollten öfters kommen, um mit meiner Tochter vierhändig zu spielen, sie kommt sonst aus der Übung, seit meine Nichte unwohl ist.“

„Fräulein Górow ist doch hoffentlich nicht gefährlich krank?“ fragte einer der Gäste teilnehmend.

„Nein,“ antwortete die Gräfin lächelnd. „Ich glaube, sie ist nicht so krank, wie sie wähnt; es ist ein wenig Eigensinn dabei im Spiel.“

Man sprach von etwas anderem.

Unter dem Vorwande, daß er noch weit bis nach Hause



habe, ließ der Fürst seinen Wagen vorfahren. Als ihm die erfrischende Nachtluft entgegenwehte, atmete er erleichtert auf. Die Hitze des Saales, der Glanz der Lichter, der Lärm der Gespräche hatten ihn ermüdet. Der Gedanke, daß ein Kind, das sich nicht verteidigen kann, einige Schritte von diesem glänzenden Saale, wo sich die Besucher mit aromatischem Eis delectierten, gefangen sei, erweckte in ihm eine dem Alpdrücken ähnliche, schmerzhaft empfundene Empfindung.

Aber welches Vertrauen ihm Zenarde schenkte!

Er war bis zu Thränen gerührt. Der Gedanke, daß ihn dieses junge Mädchen als natürlichen Beschützer der Unglücklichen ansehe, daß sie ihn an ihrer Verschwörung Theil nehmen lasse, daß sie sogar eine Korrespondenz mit ihm wage, eine geheime Korrespondenz, die sie, falls sie entdeckt würde, schwer kompromittieren konnte — alle diese Gedanken versetzten den Fürsten in eine Art von Ekstase.

„Welcher Mut und welche Energie!“ sagte er voll Bewunderung. „Sie ist weit bedeutender als ihre Cousine.“

Sofort aber machte sich der gute Schürow Vornwürfe, daß er mehr an Zina als an die unglückliche Gefangene denke, und er beeilte sich, diesen Fehler wieder gut zu machen.

„Sie entführen! . . . Das ist leichter gesagt, als gethan . . . Und da sie mich nicht heiraten will . . .“

Der Fürst war ganz erstaunt, daß ihm dieser Gedanke gar keinen Schmerz verursache und daß, im Gegenteil, seine Aufgabe ihm unter dieser neuen Bedingung annehmbarer erschien.

„Da sie mich nicht heiraten will, so kann ich mich auch nicht offen mit dieser Angelegenheit befassen. Ich muß sogar zu vermeiden suchen, daß mein Name dabei genannt werde, das arme Mädchen würde sonst eine Schmach davontragen, die nicht wieder gut zu machen wäre.“

Der Fürst begann nun einen sehr geschickten Plan zu entwerfen. Wir wollen dem Leser nicht zumuten, die Einzelheiten desselben, die gefaßten und wieder aufgegebenen Entschlüsse, die Fahrten zum Telegraphenbureau — kurz, alle die Scherereien, welche damit verbunden waren, zu verfolgen.

Es verging eine ganze Woche; Zenarde hatte ihre Cousine nicht wiedergesehen, und da sie sich nicht durch Geduld auszeichnete, so kam ihr die Zeit unendlich lang vor. Das Leben in Rumjassino nahm seinen gewöhnlichen einförmigen Verlauf, und der war nicht geeignet, ihr die Langeweile zu vertreiben.

Dmitrij allein schien ihre geheime Ungebuld zu teilen. Er schlich um sie herum, als ob er eine Frage an sie richten wollte, dann entfernte er sich wieder, ohne ein Wort zu sprechen.

Endlich, als sie eines Tages nach einem beendeten Spiel allein beisammen waren, steckte Dmitrij seine Händchen unter den Arm seiner großen Schwester und führte sie an eine ganz von Bäumen entblößte Stelle des Gartens, wo sie niemand behorchen konnte.

„Was fällt dir nur ein, mich hierher in die Sonne zu führen?“ fragte die Schwester. „Als ob es nicht im Schatten schon heiß genug wäre!“

„Es ist wirklich sehr heiß, liebe große Schwester, aber in den schattigen Alleen gibt es manchmal Wölfe,“ antwortete Dmitrij bedeutungsvoll. „Glaube mir, laß uns lieber hier bleiben.“

Dieses „glaube mir“ war so drollig, daß Zenarde ihren Bruder küßte und nicht länger widerstrebte.

„Du lachst, weil ich von Wölfen rede?“ antwortete Dmitrij mit wichtiger Miene. „Im Winter gibt es in unsern Wäldern wirkliche Wölfe, diese schießt man tot; — aber es gibt auch noch anderswo Wölfe, nicht bloß im Walde; da ist zum Beispiel ein Wolf im ‚Kleinen Rotkäppchen‘, und ein anderer im Zimmer von Justine Adamowna in St. Petersburg.“

Zenarde mußte laut auflachen; Dmitrij blieb ernsthaft und fuhr fort:

„Und auch hier in Rumjassino ist einer,“ sagte er mit gesenkten Augen.

„Wo denn, mein lieber Professor?“ fragte Zina, sich über seine Rede belustigend.

„In Cousine Lissas Zimmer ist einer, der sie zuletzt noch auffressen wird,“ sagte Dmitrij und heftete seine Blicke an den Boden.

Seine Hand zitterte auf dem Arm Zinas und ein schnell unterdrücktes Schluchzen machte seine junge Brust erbeben.

Zenarde, durch diesen unerwarteten Gefühlsausbruch sehr überrascht, umschlang das Kind und drückte es an ihre Brust. Die Augen des kleinen Knaben begegneten denen der älteren Schwester und beide verstanden sich.

„Hast du sie gesehen?“ fragte Zenarde leise. „Komm, laß uns gehen, damit wir nicht beobachtet werden.“

„Ja, ich sah sie; gestern, während Mama im Garten

war, schlich ich mich in ihr Zimmer, als ob ich meinem Ball nachlief. Es war sonst niemand in der Nähe, ich kroch auf allen Vieren hinein und betrachtete sie. Sie schlief . . . O, Zina, wie sie sich verändert hat! Sie wird gewiß sterben!“

„Ich bitte dich, weine nicht,“ sagte Zenaïde, die selbst kaum imstande war, ihre Thränen zurückzuhalten; „man würde nach der Ursache forschen.“

„Ich sage dann, daß ich mir weh gethan habe, und werde nicht lügen!“ rief das Kind außer sich und brachte sich dann durch Kratzen mit den Fingernägeln drei bis vier blutige Risse auf dem Rücken der linken Hand bei. Zina konnte ihn nicht daran verhindern.

„Da,“ sagte er, „jetzt darf ich weinen!“

Zina betrachtete ihren Bruder, diesen jungen Helden, mit Entzücken. Sie küßte ihn leidenschaftlich, umschlang seinen Hals, drückte ihn an sich und ging mit ihm weiter.

„Sie ist also sehr krank?“ begann Zina mit bewegter Stimme.

„Ich sage dir, sie wird sterben! Und der Wolf ist — unsere Mutter! Das ist fürchterlich, Schwester! Was kann sie ihr gethan haben, daß sie sie so schrecklich quält?“

„Ich weiß es nicht. Sie darf es nicht sagen, man hat es ihr verboten.“

„O, der Wolf, der Wolf!“ flüsterte Dmitrij und ballte seine Fäustchen. „Weißt du, Zina, daß ich in diesem Augenblick Mama gar nicht liebe!“

Zenaïde bemühte sich, diese durch die Ungerechtigkeit verbitterte junge Seele zu befänstigen.

„Mag sie Lissa doch fortschicken, wenn sie sie nicht mehr liebt!“ sagte Dmitrij mit kindlicher Logik. „Aber sie hat kein Recht, sie sterben zu lassen, denn sie ist nicht ihre Tochter! O, wenn ich nur größer wäre!“ fügte er wütend hinzu.

„Was würde dir das helfen?“

„Ich würde sie retten! In der Nacht würde ich Diebe, fingierte Diebe nach dem andern Theil des Hauses schicken; Mama würde dorthin gehen, um zu sehen, was da los ist; man würde großen Lärm machen, und unterdessen — futsch — ist Wassilissa fort und der Wolf hat nichts mehr zu fressen.“

Bis jetzt hatte Zina noch gezögert, den Bruder in ihre Pläne einzuweihen; sie sagte sich, er sei noch zu jung; jetzt aber überzeugte sie sich, daß eine solche energische Seele und ein so ergebenes Herz ihr nur von großem Nutzen sein könnten.

„Höre,“ sagte sie, „versprich mir, nichts zu verraten . . . selbst wenn man Unschuldige bestrafen sollte.“

„Selbst dann nicht?“ fragte Dmitrij unruhig.

„Selbst dann nicht, oder ich darf dir nichts sagen.“

„Ich verspreche es dir . . . mein Wort darauf,“ sagte das Kind.

„Wassilissa soll entführt werden!“

„Wirklich?“ rief Dmitrij entzückt.

„Still! Nimm dich in acht! Ja, sie wird gerettet werden.“

„Durch wen?“

„Der Fürst will dafür sorgen!“

„Mein guter Freund Schürow? O, wie ist er lieb!“ sagte Dmitrij und machte im Taumel seiner Freude Luftsprünge.

Die Kratzwunden an seiner Hand brachten ihn wieder zu sich und er näherte sich seiner Schwester.

„Du kannst uns von Nutzen sein. Es kommt bald ein Brief an, der uns sagen wird, was wir zu thun haben. Wenn ich nicht instande sein sollte ihn Lissa zu übergeben, so wirst du es thun.“

„Ja, ja! ich krieche auf allen Vieren zu ihr hinein, wie gestern!“ rief das Kind. „Auf allen Vieren, auf allen Vieren!“

„Du bist ein guter Junge,“ sagte Zina, gerührt von diesem hochherzigen Enthusiasmus.

„Wenn ich sehe, wie du es machst, und von dir lerne, meine Gute, meine Vortreffliche, meine Geliebte, dann werde auch ich gut,“ rief der kleine Knabe und hing sich an ihren Hals. „Und der Wolf soll sie nicht fressen!“

„Jetzt geh und spiele allein, damit man keinen Verdacht hat, daß du an einer Verschwörung teilnimmst.“

Dmitrij lief davon. Als zur Mittagsstunde beide ins Haus zurückkehrten, bemerkte die Gräfin die fieberhafte Röthe ihres Sohnes.

„Man könnte glauben, du habest geweint,“ sagte sie zu ihm. „Was hat es da wieder gegeben?“

„Ich habe geweint, Mama,“ sagte Dmitrij.

„Weshalb?“

Der kleine Knabe hielt seine Hand hin, auf der sich deutlich vier rote Streifen zeigten.

„Bloß deshalb? Ein Knabe! Und darum weinen? Ich

hielt dich für tapferer, mein Lieber!" sprach die Gräfin verächtlich.

Dmitrij warf einen Blick auf seine Schwester und wurde durch ihren Gegenblick hinlänglich belohnt.

---

XLI.

Ein Gespräch im Ananashause.

Den nächsten Tag widmete die Gräfin der christlichen Liebe. Die kranken Bauern der umliegenden Dörfer wußten, daß sie wöchentlich zweimal bei der Gräfin Rumjassin Rat, Arznei, Weißbrot, Fleischbrühe und zuweilen auch etwas Wein erhielten.

Die so hochmütige Gräfin, welche ihre Autorität so streng aufrecht erhielt, wurde an diesen Tagen sanftmütig und geduldig; sie wickelte kleine Kinder aus ihren Windeln, betastete die kranken Körperchen, verband Wunden, stach mit der Lanzette Eiterherde auf, ließ zur Ader und impfte, ohne sich über widerlichen Geruch, Ermüdung oder Ekel zu beklagen.

In Erfüllung dieser Pflichten einer barmherzigen Schwester der Armen dünkte sich die hohe Gräfin nicht über die andern Menschen erhaben. Die russischen Damen sind es meistens gewöhnt, auf ihren Gütern so zu handeln. Die weite Entfernung von den Städten zwingt die Bauern sich häufig ohne Arzt zu behelfen, und die Gutsbesitzer betrachten es in der Regel als selbstverständliche Pflicht, den armen Leuten Hilfe zu spenden. Unter der Aufsicht ihrer Mütter lernen die jungen Mädchen auf diese Weise manche hygienische Geseße sowie auch ein wenig Hausarzneikunde. In jedem Herrschaftshause befindet sich eine kleine Apotheke und selten kehren die Kranken ohne Vinderung ihrer Uebel von dort zurück.

Es war ein regnerischer Morgen und noch niemand hatte sich eingefunden; gegen Mittag aber heiterte sich das Wetter auf und nach einer kleinen halben Stunde waren Vorzimmer und Flur von einer Menge Leidender aus der Umgegend angefüllt. Diejenigen, welche aus weiter Entfernung kamen, befanden sich noch unterwegs.

Die Gräfin war, wie gewöhnlich, mitten unter der Menge, ihre Kammerfrau begleitete sie, um Arzneimittel und Leckerbissen unter die Kranken und Genesenden zu verteilen.

Während die Gräfin dieser häuslichen Beschäftigung oblag, hielt Schürows Wagen vor der Thür.

„Entschuldigen Sie mich, lieber Fürst,“ sagte sie, ohne sich stören zu lassen; „ich bin noch eine bis zwei Stunden beschäftigt. Gehen Sie indes in den Garten, meine Tochter wird Ihnen die Gewächshäuser zeigen, ich komme dann später nach.“

Schürow war über diesen Umstand, auf den er zwar gerechnet hatte, der aber minder günstig hätte ausfallen können, erfreut; er ging in den Garten, während ein Diener die junge Komtesse benachrichtigte.

Zina, von der unvermeidlichen Miß begleitet, erschien bald; mit freundlichem Lächeln begrüßte sie alle diese elenden und leidenden Gestalten, welche sich um sie herumdrängten, und fand, durch einen angeborenen Liebreiz, den ihre Mutter nicht besaß, den sie aber von ihrem Vater geerbt hatte, für jedes Leid ein liebevolles Wort, für jedes Kind eine Liebeskosung. Dann entfernte sie sich, Freude und Trost hinter sich zurücklassend.

Die Gräfin fuhr in ihrem Werk der Barmherzigkeit methodisch, ohne Enthusiasmus, aber auch ohne Widerwillen fort. Während sie damit beschäftigt war, hatte sie keine Nerven.

Der Fürst saß am Eingang des Gartens auf einer Bank. Beim Nahen Zinas stand er auf; sie reichte ihm die Hand, er legte einen Zettel, den er in der seinen verborgen gehalten hatte, hinein und das junge Mädchen steckte ihn hastig in ihre Tasche, noch bevor Miß Junior Zeit gefunden hatte, auf die wiederholten Fragen des Fürsten nach dem Zustande ihrer kostbaren Gesundheit Antwort zu geben.

„Mama sagt, ich soll Ihnen die Gewächshäuser zeigen,“ sprach Zenaïde. „Kommen Sie, Fürst, das ist ein hübscher Spaziergang. Ich bin überzeugt, sie werden Ihnen gefallen, obschon sie nicht so reich sind wie die Ihrigen.“

Man plauderte, man lachte, man sprach über Politik und Litteratur; Miß Junior war von der Liebenswürdigkeit des Fürsten entzückt; er hatte ihr noch nie so viel Beachtung geschenkt. Die Fenster der Gewächshäuser waren teilweise offen, das Wetter war prächtig. Alles, bis auf das letzte Pflänzchen wurde gewissenhaft bewundert. Zina schien Freude

daran zu finden, die Blätter jeder Myrte und jedes Drangenbäumchens zu zählen. Noch nie erfüllte ein Cicerone seine Pflicht so gewissenhaft wie sie.

„Jetzt wollen wir die Ananas besehen. Miß Junior,“ sagte sie auf englisch, „sollte Ihnen die Hitze lästig fallen, so rate ich Ihnen, uns nicht zu begleiten.“

„Ja, ich bekomme jedesmal Kopfschmerz, wenn ich diese abscheulichen Warmhäuser betrete; aber was würde Ihre Mama sagen?“

„Mama? Die wird nichts sagen, da sie nichts davon erfährt. Hier haben Sie ein Buch, ich hatte es in der Tasche; setzen Sie sich hierher. Sollten Sie Mama kommen sehen, so folgen Sie uns. Uebrigens werden wir nicht lange bleiben; wir haben keine Lust, uns lebendig rösten zu lassen.“

Zina öffnete die Thür zum Warmhause und lud durch ein Lächeln den Fürsten ein, ihr zu folgen; dann, damit der Zugwind die Ananas nicht schädige, schloß sie die Thür.

Der Gärtner kam ihnen entgegen; sie schickte ihn fort und befand sich nun in diesem Glaskäfig mit Schürow allein.

„Ich bewundere Sie!“ sagte dieser. „Sie denken an alles.“

Zina erröthete und wandte sich unwillig ab.

„Au!“ dachte Schürow, „das war dumm, dies Compliment klang wie eine Bosheit.“ „O, verzeihen Sie gnädiges Fräulein,“ flüsterte er, „seien Sie überzeugt, daß kein Gedanke . . .“

„Ich kann Ihnen keinen Gedanken unterlegen, der mich erröthen machen könnte,“ sagte die junge Komtesse edelmütig und wandte ihm ihr noch erröthetes Gesicht zu. „Die Umstände sind daran schuld, daß ich mich in die Lage versetzen mußte, verlegen zu werden . . . Glauben Sie nicht, mein Herr,“ fügte sie lebhaft hinzu, „daß ich für mich zu thun imstande wäre, was ich jetzt für eine andere thue . . . Meine Kühnheit setzt mich selbst in Erstaunen. Aber wir wollen die kostbare Zeit nicht verlieren! Was haben Sie mir zu sagen?“

„Zunächst muß ich Ihnen, sagen, mein Fräulein,“ antwortete der Fürst ernst und überzeugend, „daß ich nie so viel wahren Mut mit solcher Selbstverleugnung vereint gefunden habe. Vor allen andern Frauen können Sie meiner Achtung und Ehrerbietung versichert sein.“

Zina dankte durch eine Kopfneigung und lächelte wieder.

„Und weiter?“ sagte sie lustig.

„Sie haben in Ihrer Tasche einen Plan, von dem ich mir Erfolg verspreche. Frau Górow ist in der nächsten Stadt.“

„Tante Górow? O, das ist gut! Das war ein sehr guter Gedanke.“

„Fräulein Górow kann nur mit ihrer Mutter entfliehen. Ich habe diese also benachrichtigt; sie wartet — mit welcher Bangigkeit können Sie sich denken — auf die Vereinigung mit ihrer Tochter. Die Entführung muß ohne meine Beihilfe versucht werden. Damit Ihre Cousine dieses Haus mit erhobenem Haupte verlassen kann, ist es notwendig, daß ich an dem betreffenden Abend mich anderswo befinde, bei einem Nachbar, den Ihre Mutter kennt; man nennt das, glaube ich, ein *Ulibi*.“

„Das ist sehr gut, Fürst, sehr gut von Ihnen gedacht. Jetzt ist die Reihe an mir, Sie zu bewundern.“

„Fräulein Górow wird alles, was sie bedarf, im Wagen finden. Der Kutscher ist mir ergeben; ich habe ihn von einem andern Gut kommen lassen, man kennt ihn hier nicht und er kehrt wieder dorthin zurück; alles ist in der nächsten Stadt aufs erste Zeichen in Bereitschaft. Welchen Tag bestimmen Sie?“

„Morgen womöglich!“ antwortete Zina ohne Zögern; „Lissa wird mit jedem Tag schwächer.“

„Aber was fehlt ihr?“

„Sie stirbt vor Kummer. Entschuldigen Sie, Fürst, wenn ich diesen traurigen Gegenstand nicht weiter berühre.“

Der Fürst verneigte sich. Er war jetzt gar nicht mehr einfältig und begriff alles aufs halbe Wort.

„Morgen abend also? Wie wollen Sie sie aber aus dem Hause schaffen, ohne daß Ihre Mutter etwas merkt?“

„Ich habe eine Idee,“ sagte Zina, den Kopf senkend. „Meine Mutter wird anderweitig beschäftigt sein . . . Aber das ist mein Geheimnis.“

„Sehr wohl! Kann sie gehen?“

Zinas Arme sanken trostlos herab.

„Gehen? Ich fürchte sehr, sie wird es nicht können! Wird sie weit gehen müssen?“

„Der Weg ist zwar nicht sehr weit, Fräulein, aber der kleine Friedhof muß überschritten werden; würden wir näher kommen, so könnte man uns entdecken; die Straße macht dort eine Biegung, das kommt uns zu statten. Haben Sie nicht eine Vertrauensperson hier?“



„Niemand,“ antwortete das mutige Mädchen. „Aber, wenn es sein muß, trage ich sie. Ich bin groß und stark.“

Der Fürst verneigte sich und küßte mit unbegrenzter Ehrerbietung das Ende von Zinas Gürtelschleife.

„Dies, mein Fräulein, ist die Huldigung eines Mannes, der sich Ihnen gegenüber sehr klein dünkt.“

Zina, die anfangs von diesem Zeichen der Ehrfurcht, dem ersten, das sie von einem Manne seines Ranges empfing, verwirrt war, erhob den Kopf und reichte Schürow die Hand.

„Ich glaube, Fürst,“ sagte sie, „daß wir würdig sind, uns gegenseitig zu verstehen.“

Schürow hatte große Lust, diese nicht gerade kleine, aber wunderbar schön geformte Hand, welche sich ihm so freimütig darbot, zu küssen; aber er sagte sich, daß der Zeitpunkt schlecht gewählt wäre, er drückte sie also wie die eines Kameraden, eines Freundes.

„Wollen wir jetzt gehen?“ sagte Zina. „Vergessen Sie nicht, meiner Mutter zu sagen, daß Sie in Ihrem ganzen Leben keine so schönen Ananas gesehen haben. Nichts würde ihr mehr Vergnügen machen.“

Sie wollte eben fortgehen, als sie schmerzerfüllt stehen blieb.

„Ah!“ sagte sie, „ich Unvorsichtige! Zum Reisen braucht man Geld und ich habe fast nichts! Ich hätte meinem Vater schreiben müssen.“

„Frau Göröw wird dafür sorgen,“ antwortete der Fürst diskret. „Sie hat sich eine genügende Summe verschafft . . .“

Zina getraute sich nicht, den Fürsten anzusehen, aber die Röthe ihres Halses und ihrer Wangen konnte man nicht ausschließlich der Hitze des Warmhauses zuschreiben.

„Sie sind gut,“ sagte sie schließlich; „ich danke Ihnen im Namen der Leidenden.“

Das Gespräch nahm dann eine andere Wendung und verlief mannigfaltig und interessant, bis die Gräfin hinzukam.

Zina benutzte diesen Moment, um sich davonzumachen, und Miß Junior, um ihr unterbrochenes Schläfchen fortzusehen.

Ein Blick überzeugte Zina, daß ihre Mutter den Fürsten in das Zelt hinaufführe, und ohne zu zögern begab sie sich in das Zimmer der Gräfin.

XLII.

Wassilissa macht sich Bewegung.

Wassilissa war in der That weit weniger krank, als man meinte, jedoch kränker, als ihre Tante zugeben wollte. Die Blutarmut, an der viele junge Mädchen aus den höheren Gesellschaftskreisen des Nordens, trotz anscheinend blühender Gesundheit, leiden, hatte sich plötzlich ihrer bemächtigt. Aber abgesehen von dem Kräfteverlust, einer Folge von zu großem Wassergehalt des Bluts, hatte sie nicht den geringsten Keim eines ernstern Uebels in sich.

Schon am ersten Tage, als sie sah, daß sie vergebens kämpfen würde, hatte sie ihre Partie verloren gegeben. „Eher will ich sterben, als nachgeben,“ hatte sie sich gesagt, und da sie keinen andern Ausweg als den Tod sah, faßte sie den Entschluß je eher, desto lieber zu sterben.

Sie blieb im Bette liegen, denn das Aufstehen war eine Anstrengung; sie überließ sich der Schlassucht, weil sie während des Schlafes nicht zu denken brauchte; sie wurde immer schwächer, weil sie wenig aß; und je schwächer sie wurde, desto mehr schwand auch ihr sonst schon geringer Appetit. Auf diese Weise mußte sie, falls nicht eine kräftige Reaktion eintrat, zu Grunde, das heißt ins Grab gehen.

Der Besuch ihrer Cousine hatte sie, wenn auch nicht gerettet und geheilt, so doch wenigstens auf dieser abschüssigen Bahn aufgehalten, indem er einen schwachen Hoffnungsstrahl in ihr Leben warf. Die Aussicht auf eine Flucht, so unausführbar sie ihr auch im ersten Augenblick erschien, war von nun an die Quintessenz ihrer Gedanken.

Am nächsten Tage nach diesem Besuch, während ihre Tante im Salon war und sie sich allein sah, schlüpfte sie, was seit vierzehn Tagen nicht geschehen war, aus dem Bett.

Wie waren diese kleinen, des Gehens ungewohnten Füße so schwach! Wie knickten sie ein! Wie wurde ihr Kopf gleich schwindlig! Kaum stand sie aufrecht, da fühlte sie auch schon, daß sie umsinken würde. Aber sie hielt sich tapfer; sie schien neue Kräfte zu fühlen, machte drei Schritte und ließ sich, atemlos und stumm zwar, aber doch hoffnungsfroh, auf einen Lehnstuhl nieder sinken.

Der Morgen war noch kühl, die Hitze hatte noch nicht jenen Teil des Gartens, nach dem ihr Fenster hinausging, erreicht; sie atmete die wonnige Luft; und dort, hinter jenem mit Kreuzen besäeten Hügel, sah man die Straße, den Weg nach Petersburg.

Ein freudiges Lächeln umspielte ihre Lippen; die weißen Kreuze flößten ihr keine Furcht mehr ein. Sollten ihre Kräfte sie verlassen, so konnte sie sich auf diese Kreuze stützen, Atem schöpfen und ihren Weg fortsetzen.

Einen Augenblick später gelang es ihr, nicht ohne Mühe, das Bett wieder zu erreichen, und sie nahm sich vor, so oft sie allein sein würde, diesen Versuch zu wiederholen.

Der Mut, von dem sie während des vergangenen Winters so viele Proben abgelegt hatte, Thatkraft sowohl als auch Widerstandsfähigkeit kehrten von nun an, nach Maßgabe der Uebungen, die sie mit ihren noch schwachen Kräften vom Lehnstuhl zum Fenster und vom Fenster zum Bett anstellte, nach und nach wieder zurück.

Sie gewöhnte sich daran, den Fenstervorhang herunterzulassen, und verringerte auf diese Weise während eines Theils des Tages lieber ihren Anteil an Luft und Licht, als daß sie sich der Gefahr aussetzte, bei ihren Uebungen von außen beobachtet zu werden.

Die Gräfin, welche mit der Wendung, die diese Angelegenheit genommen hatte, sehr unzufrieden war, machte jeden Morgen und jeden Abend ihren obligaten Besuch.

„Bist du geneigt, mir zu gehorchen?“ fragte sie.

„Ich kann nicht, Tante!“ antwortete Wassilissa.

„Sehr wohl!“ sagte dann die Gräfin und entfernte sich, obgleich ihr Lissas Lage nahe ging, verlezt und durch dieses kleine entschlossene Mädchen, das nichts fürchtete und das selbst durch seine Schwachheit stark war, besiegt.

Die Gräfin würde gern zehntausend Rubel gegeben haben, wenn man ihr Mittel und Wege gezeigt hätte, um aus dieser fatalen Lage, in die sie durch eigene Schuld geraten war, herauszukommen. Unter der Dienerschaft des Hauses ging bereits das Gerücht, das Fräulein sei von dem Einsperren und Abschließen von menschlicher Gesellschaft sehr krank. Man beschuldigte die Gräfin, daß sie, um ihre Nichte zu schwächen, sie zwingen im Bette zu bleiben; dieses und tausenderlei andere Gerüchte ahnte die Gräfin nur — denn welcher kühne Sterbliche hätte es wohl gewagt, sie ihr mitzuteilen —, aber alle

diese ungreifbaren Anschuldigungen trafen ihren Stolz auf das empfindlichste.

„Ich gebe nicht nach, ich schwöre es dir!“ hatte sie zu ihrer Nichte gesagt. Sollte sie nun dennoch nachgeben?

Noch einmal ließ sie den Arzt kommen. Dieser, sehr erstaunt, die Kranke, der Reisen, Wasserkur, tonische und reizende Mittel, — kurz, alles, was kräftigend wirkt, nötig war, im Bette zu finden, drückte der Gräfin sein Erstaunen aus.

„Sie sagen, daß sie Bewegung haben müsse, Doktor? Sehr wohl, von morgen an wird sie sich Bewegung machen.“

Am darauffolgenden Tage hatte sich Dmitrij zu der schlafenden Wassilissa hingeschlichen Als sie aufwachte, ließ ihr die Gräfin Schlafrock und Pantoffeln bringen.

„Du wirst jetzt aufstehen und dreimal im Zimmer auf und ab gehen; der Arzt hat es verordnet.“

Lissa glaubte, sie sei bei ihren Gehversuchen ertappt worden. Sie schützte daher eine große Schwäche vor, ließ sich Schlafrock und Pantoffeln anziehen und machte, auf ihr Kammermädchen gestützt, mit kläglichem Miene drei Schritte und erklärte dann, daß sie zu ermüdet sei.

„Gut,“ sagte die Gräfin, „setze dich. Du wirst gleich wieder beginnen.“

So wurde Wassilissa genötigt ihre neu erworbenen Kräfte zu entwickeln, und es kam ihr sehr zu statten, daß sie sich bereits geübt hatte, denn ihre Tante verstand keinen Spaß und ertrug in dieser Beziehung ebensowenig Widerspruch als in anderer.

Nachdem die Gräfin Wassilissa erlaubt hatte, sich wieder ins Bett zu begeben, war das arme Kind so erschöpft — freilich ebenso sehr durch die moralische Nötigung, als durch die physische Anstrengung — daß sie in einen tiefen Schlaf versank.

Als Zina ihre Mutter, welche sich noch mit dem Fürsten unterhielt, verlassen hatte, ging sie entschlossen und mit sicheren Schritten an der Stube, in welcher sich die Diensthofen unterhielten, vorbei — man hatte sie glücklicherweise nicht bemerkt, — erreichte das Zimmer ihrer Mutter und war im Nu bei Wassilissa, welche, ihre Einsamkeit benützend, langsam in ihrem Kerker auf und ab ging.

Zenaïde hatte ihre Cousine seit dem Abend, an welchem sie mit dem Fürsten gesprochen, nicht wieder gesehen; sie bemerkte, daß ihr Zustand sich gebessert habe. Das junge Mädchen

war zwar immer noch recht mager, ihre Augen aber lebhafter und der wärmere Teint ihrer Wangen zeugte von erhöhter Lebenskraft.

„Du bist auf?“ rief sie und bedeckte sofort den eigenen Mund mit der Hand, um ihr unvorsichtig lautes Sprechen zu dämpfen. . . . Niemand hatte sie gehört. Mit leiserer Stimme fuhr sie fort: „Du kannst also gehen? . . . Gottlob!“

„Deine Mutter hat es mir befohlen, aber sie weiß nicht, daß ich schon so stark bin,“ antwortete Lissa mit einem schelmischen Lächeln, einem Schatten von jenem Lächeln, das alle ihre Tänzer in Petersburg so bezaubert hatte.

„Desto besser!“ sagte Zina. „Höre . . . morgen ist der Tag!“

„Morgen?“ sagte Wassilissa, wurde blaß und wäre fast hingefallen.

„Gott, wie dumm ich bin!“ rief Zina und führte sie zu ihrem Bett, wo sie sie in ihrem Eifer warm zudeckte.

„Ich hätte dir das vorsichtiger beibringen müssen . . .“

„Sprich, sprich nur!“ begann Wassilissa wieder; „die erste Ueberraschung ist überwunden, ich bin jetzt wieder stark.“

„Also morgen. Da lies diesen Zettel, ich habe noch nicht Zeit gehabt, ihn zu lesen; du gibst ihn mir dann zurück.“

Sie steckte ihr den Brief des Fürsten zu und Lissa verbarg ihn unter der Decke.

„Sei also morgen abend um drei Viertel auf neun Uhr bereit. Alle werden dann am Theetisch sein. Hast du deine Uhr?“

Wassilissas Uhr lag auf dem Tisch. Zina stellte sie nach der ihrigen.

„Wirst du bereit sein?“

„Gewiß; aber in Pantoffeln kann ich doch nicht fortgehen.“

„Das ist richtig!“ antwortete Zina ratlos; „wenn man dir aber deine Stiefelchen zu frühzeitig brächte, so könnte sie jemand finden . . .“

„Thut nichts,“ antwortete Lissa, „ich stecke sie ans Fußende des Bettes. Aber ich habe weder Kleid noch Hut.“

„Alles das ist im Wagen — und deine Mutter auch.“

„Meine Mutter!“ rief Lissa. „Ich werde meine Mutter wiedersehen!“

Sie brach in Thränen aus; nicht weil sie für ihre Mutter,

die sie so selten sah, eine leidenschaftliche Anhänglichkeit gefühlt hätte, aber weil alles, was sich außerhalb der Mauern des Rumjassinschen Hauses befand, ihr schon so tot und verloren vorgekommen war, daß der Gedanke, aufs neue ins Leben zurückzukehren, geliebte Wesen wiederzusehen, sie überwältigte.

Draußen wurde jetzt ein Geräusch vernehmbar; es war die Stimme des Fürsten, der, als er den Garten durchschritt, mit der Gräfin absichtlich sehr laut sprach. Das Blut der beiden Verschwörerinnen erstarrte.

„Ich muß jetzt gehen. Gib mir den Brief wieder,“ flüsterte Zina.

„Ich habe ihn ja noch nicht gelesen!“ antwortete Lissa klagend.

„Nun, behalte ihn,“ erwiderte ihre Cousine, welche mit ihren Entschlüssen schnell fertig war. „Ich hole ihn heute abend, wirf ihn mir zum Fenster hinaus.“

Leicht wie eine Schneeflocke entschlüpfte sie. In demselben Moment als sie den Salon betrat, kam auch die Gräfin durch die andere Thür herein; die Vorhänge hinter dem jungen Mädchen bewegten sich noch.

Schürow fürchtete für sie, aber die Gräfin bemerkte nichts.

„Nun, Zina, da du gerade hier bist, so bitte den Fürsten vierhändig mit dir zu spielen.“

„Gern, Mama. Fürst, wir wollen jetzt gerade eine Stunde lang spielen, ganz als ob wir eine Lektion nähmen. Es ist halb vier.“

Zina hatte ihre Uhr hervorgezogen. Mechanisch blickte auch der Fürst auf die seinige.

„Die Ihrige geht zwölf Minuten nach,“ sagte die junge Komtesse.

„O, mein Fräulein, meine Uhr geht so richtig wie die Sonne.“

„Nun, dann geht die Sonne nach,“ antwortete Zina und blickte ihn ernst an. „Ich bin das Observatorium, welches die Zeit regelt.“

„Ah so!“ sagte der Fürst, der erst jetzt begriff. „In diesem Fall muß ich meine Uhr nach der Ihrigen richten, mein Fräulein,“ sagte er und verneigte sich.

Zina atmete erleichtert auf.

Die Gräfin war zerstreut; sie blätterte in einem Buche, das den Titel: „Das Wohlwollen, Studien über Moral,“ führte.

„Weshalb fangen Sie nicht lieber an, anstatt sich um ein Nichts zu streiten?“ sagte sie anmutig lächelnd.

Die Musik begann mit einem solchem Feuereifer, daß die Gräfin ganz entzückt davon war.

„Dieser junge Mann hat doch ganz ausgezeichnete Eigenschaften“, dachte sie, „ausgezeichnetere, als ich vermutete . . . Und sehr reich ist er auch!“

Die Gräfin dachte ihre Gedanken nicht aus, aber sie hinderte auch die „jungen Leute“ — wie sie von jetzt an zu sagen pflegte — nicht daran, als diese ihr Klavierpiel bis fünf Uhr fortsetzten.

Gott weiß, wieviel fragmentarische Sätze die „jungen Leute“ unterdessen wechselten. Jedenfalls so viel, daß schließlich ganze Gedankenreihen daraus entstanden waren.

Ob nun die neuen Reflexionen der Gräfin, oder ob ein böser Geist, der sich in alles mischt, was ihn nichts angeht, daran schuld war — kurz, Zina fand keine Möglichkeit sich nach dem Mittagessen aus dem Salon zu entfernen. Ihre Mutter nahm sie fortwährend in Anspruch, schließlich gab sie ihr auch noch den Auftrag, Thee zu machen.

„Zeige uns, daß du eine gute Hausfrau bist,“ sagte sie lächelnd.

Zina sah den Abend zu Ende gehen; sie hätte gern irgend eine Dummheit begangen, um fortgeschickt zu werden und um dann ans Fenster ihrer Cousine hinaulaufen. Gestern hätte sie es noch, ohne zu zögern, gewagt; jetzt aber war in ihr ein neues Gefühl, das Gefühl der weiblichen Würde erwacht, welches sie verhinderte, sich „vor einem Fremden“ ausschelten zu lassen.

Während die Gräfin im Nebenzimmer mit dem Verwalter konferierte, der, um Befehle entgegenzunehmen, zufällig gekommen war, gab sie dem Fürsten einen unmerklichen Wink und rief ihren Bruder.

Dieser war schon seit dem vorigen Tag beständig auf der Lauer. Er kam sofort herbei, und während Schürow sich in eine Erzählung von der Belagerung Sewastopols verwickelte, aus der er sich nicht mehr recht herauszufinden mußte — moran übrigens auch nichts lag — und auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Zuhörer im Saale in Anspruch nahm, benutzte Zina die Gelegenheit, um ihrem Bruder ins Ohr zu flüstern:

„Geh unter Lissas Fenster; da es warm ist, muß es

offen sein; rufe sie; sie wird dir dann ein Papier hinauswerfen. Verliere es nicht; bringe es mir in einem Taschentuch, welches du dir von meiner Kammerfrau geben läßt."

Der Knabe wollte eben fortgehen, da besann sich plötzlich Herr Wachtel auf seine Pflichten und rief:

"Wohin gehen Sie, Dmitrij?"

"Er soll mir etwas besorgen," sagte Zina. "Geh nur, Dmitrij, und bringe mir eins von jenen, die rot gemerkt sind."

Jetzt lief der kleine Knabe ungehindert davon.

Einige Augenblicke später kam die Gräfin wieder.

"Wo ist Dmitrij?" fragte sie und blickte in die Runde.

"Er holt mir ein Taschentuch, Mama. Ich ließ aus Versehen Wasser aus dem Ssamowar auf das meinige laufen."

Zu einer andern Zeit wäre Zina nicht ohne Verweis davongekommen; heute aber war die Gräfin wirklich bei ausgezeichneter Laune; sie antwortete daher nichts und verlangte eine Tasse Thee — aber ohne Zucker.

Dmitrij durchschritt, um seinen Auftrag auszuführen, das von Dienern gefüllte Vorzimmer; dann lief er, anstatt sich zur Hausthür hinzubegeben, in sein Zimmer, öffnete das Fenster, sprang in den Garten, rannte um das Haus herum und war unter Lissas Fenster, das durch eine Nachtlampe erhellt war.

Der Fenstervorhang war herabgelassen, aber das Fenster stand offen; er kletterte wie eine Katze hinauf und schob seinen Kopf vorsichtig unter dem Vorhang hinein.

Seine Cousine schlief nicht: in furchtbarer Angst wartete sie auf Zina, die den Brief abholen sollte; sie wußte ihn auswendig, aber wenn ihre Cousine den Inhalt nicht kannte, so war die Flucht unmöglich.

Als der Kopf des Knaben unter dem Rouleau sichtbar wurde, erhob sich Wassilissa ein wenig und legte den Finger auf die Lippen. Im Nebenzimmer war eine Kammerfrau mit der Nachtoilette der Gräfin beschäftigt.

Dmitrij schlüpfte in das schwach beleuchtete Gemach und näherte sich auf allen Vieren dem Bett, ohne mehr Lärm zu machen als eine Katze.

Wassilissa streckte die Hand aus und ließ das kostbare Billet fallen. Der Knabe ergriff es, berührte als galanter Ritter die Fingerspitzen seiner Cousine und kehrte, wie er gekommen war, zurück. Als das Rouleau hinter ihm herabfiel, schlug es ein wenig gegen das Fenster.



„Es fängt an windig zu werden, Fräulein,“ sagte die Kammerfrau; „man müßte wohl das Fenster schließen.“

„Schließe es,“ sagte Wassilissa und sank auf das Kissen zurück, „ich bin müde.“

Zwei Minuten später kam Dmitrij, die akrobatischen Uebungen seines ehemaligen französischen Instructors segnend, in den Speisesaal und übergab seiner Schwester das Taschentuch.

In der zwischen seinen Fingern befindlichen Ecke war das Billet des Fürsten.

Zina steckte es unbemerkt in die Tasche. Vor dem Schlafengehen fand sie Gelegenheit, es noch zweimal aufmerksam zu lesen, dann rollte sie es zusammen und verschluckte es.

„Das schmeckt schlecht,“ sagte sie, „aber wenn es auch nicht nährt, so gibt es doch Courage!“

Dann schlief sie mit geballten Fäusten ein. Ein Cäsar am Vorabend der Schlacht.

---

### XLIII.

#### Jenaïde spaziert.

Der folgende entscheidende Tag brach wolkenlos an. Zina, die schon sehr früh aufgestanden war, begab sich unter dem Vorwande frische Luft schöpfen zu wollen, in den Garten, während Miß Junior noch mit ihrer endlosen Toilette beschäftigt war.

Im Hause Kumjassin war, wie wir gesehen haben, die Aufsicht aufs strengste organisiert; Zina und Dmitrij hatten daher im Laufe eines Monats kaum ein paar Worte mit der Gefangenen wechseln können. Seit einigen Tagen aber war es der jungen Komtesse thatsächlich gelungen, sich von der strengen Bevormundung ihrer Gouvernante zu befreien. Sie war so fest entschlossen ihren Willen durchzusetzen, daß die Engländerin sich zu schwach fühlte, dagegen anzukämpfen und daher schweigend alles geschehen ließ.

Zina entfernte sich also allein, um frische Luft zu schöpfen.

Ein gleichgültiger Beobachter würde bemerkt haben, daß sie anfangs den Weg einschlug, welcher von innen um den Garten herumführt; hie und da brach sie eine Blume oder einen Zweig und blieb schließlich an einem engen Pförtchen stehen, welches ins Feld führte. Dieses Pförtchen, welches von innen zugeriegelt war, wurde fast nie benutzt. Zina öffnete es wie aus Neugier, versuchte dann, ob die rostigen Angeln gut funktionieren, schmierte sie mit Butter ein, die sie, in ein Salatblatt gehüllt, aus der Milchammer mitgebracht hatte — angeblich, um sie mit Schwarzbrot zu verzehren. Das Schwarzbrot war nun zwar nicht zum Vorschein gekommen, die Butter aber hatte eine praktische Verwendung gefunden. Das Pförtlein schloß ganz prächtig und öffnete sich geräuschlos, und die junge Komtesse benutzte es, um eine kleine Exkursion ins Feld zu machen. Sie nahm den Weg links, dem Gartenzaun entlang, und ging etwa hundert Meter weit.

Auf der andern Seite des Herrenhauses, hinter den Gesindewohnungen, befand sich eine vereinzelt stehende wurmförmige Scheune, die nur bei sehr reichlicher Ernte benutzt wurde. Einen Tag vorher erst hatte der Verwalter bei der Gräfin angefragt, ob er diese Scheune zur Aufbewahrung eines Theils der äußerst reichhaltigen Ernte benutzen dürfe. Nachdem er eine bejahende Antwort erhalten, hatte er bei Tagesanbruch zwei Arbeiter hingeschickt, um die schadhaftesten Stellen des Daches vermittelst einiger Strohbindel reparieren zu lassen.

Bis hierher war Zina gekommen.

Als sie sich dieser Stelle näherte, waren die zwei Bauern, welche ihre Arbeit beendet hatten, im Begriff die Scheune zu verlassen, und der eine sagte höhnisch: „Ein altes Nest voll Kornwürmer!“ Dabei stieß er die große Pforte auf.

„Was geht das uns an!“ antwortete der andere; „wenn sie zu viel Getreide haben, lassen sie es lieber hier verfaulen, anstatt es unter die Armen zu verteilen! Das ist ihre Sache!“

Der Bauer begleitete diese Worte mit einer Gebärde, die ebensogut als Verachtung, wie als Gleichgültigkeit oder Resignation gedeutet werden konnte.

Dann bogen die Arbeiter bei den Stallungen um die Ecke und verschwanden.

Zina untersuchte nun „das alte Kornwurmnest“ aufmerksam. Es war ein wackeliger Bau, welcher mitten auf

einem Brachfelde lag. Der dahin führende Weg war seit langer Zeit mit Gras überwachsen.

Nachdem sie ringsherum gegangen war, betrat das junge Mädchen das Innere der Scheune. Die zweithürige Pforte schloß nicht mehr. Der linke Flügel derselben war mit einem verrosteten eisernen Haken an der Holzwand befestigt; dort hatten die Arbeiter etwa ein Duzend Strohbindel, die von ihrer oberflächlichen Arbeit übrig geblieben waren, hingeworfen.

Zina betrachtete dieses verwahrloste Innere mit Befriedigung; sie raffte — wahrscheinlich aus Ordnungsliebe — alle Strohhalme, die verstreut lagen, zusammen und warf sie in den äußersten Winkel der Scheune auf einen Haufen. Als sie diese mühelose Arbeit beendet hatte, kehrte sie wieder in den Garten zurück.

Auf dem Wege, den sie genommen hatte, befand sich zu dieser Stunde niemand; nur das Vieh, welches man morgens und abends auf die Weide trieb, betrat ihn.

Sie kehrte durch das Pfortchen, welches sie vorhin so gut eingeschmiert hatte, zurück. Mit einem Baumzweig verwischte sie die Fußspuren auf dem Sande und setzte dann ihren Morgenspaziergang fort.

Wassilissas Fenster war offen. Die Gefangene mußte unter den Augen der Gräfin ihre täglichen Gehübungen machen; Zina blieb stehen, nicht um zu horchen, pfui! aber um womöglich einen Brocken des Gesprächs zu erhaschen.

Der Zufall war ihr günstig.

„Nun, Lissa, wirst du endlich dein Unrecht einsehen? Schämst du dich nicht, aus Eigensinn dich krank zu machen? Bist du denn einer guten Regung, eines Wortes der Reue ganz unfähig?“

„Ich bitte um Vergebung, Tante,“ antwortete Lissas sanfte Stimme, die vor Erregung oder Ermüdung zitterte, — „ich will alles thun, was Sie verlangen, nur nicht mein Leben verpfänden.“

„Wie es dir beliebt, mein Kind. Ich sehe schon, du ziehst alles andere dem Gehorsam vor.“

Wassilissa antwortete nicht.

Ein Rauschen von Seide zeigte an, daß Zinas Mutter die Stube verlassen habe. Schnell lief die Tochter zur Gartenthür hin und kehrte in ihr Zimmer zurück. Die Engländerin war unterdessen hungrig geworden und saß bei ihrem Kaffee.

„Ach, Miß Junior,“ sagte die kleine Schelmin, indem sie sich Rahm eingoß, „wenn Sie wüßten, wie es im Garten schön ist! Schade, daß Sie nicht mit mir gegangen sind!“

Nach dem Kaffee kam das Lesen an die Reihe, nach dem Lesen das Frühstück. Nach dem Frühstück ging die Gräfin ihre Aprikosen besehen, die bereits fast reif waren.

„Was treibst du, Zina?“ fragte sie, beim Fenster ihrer Tochter vorübergehend.

„Ich ordne meine Sachen, Mama!“ antwortete diese, welche wirklich damit beschäftigt war, ein kleines geheimnisvolles Paket zu richten, während Miß Junior ihr Ohrfissen für das Schlummerstündchen zurecht machte.

„Wenn du fertig bist, so komme zu mir, ich gehe zu den Aprikosen!“ sagte die Gräfin und entfernte sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

Zina steckte ihr kleines Paket in ein Körbchen, das sie an den Arm hängte.

„Hast du meinen Bruder gesehen?“ fragte sie den ersten Diener, dem sie begegnete.

„Der junge Graf muß auf seinem Zimmer sein.“

Zina ging dorthin. Dmitrij wohnte mit seinem Lehrer zusammen; ein starker Cigarrenduft ließ auf die Anwesenheit des letzteren schließen. Sie blieb vor der Thür stehen und rief:

„Dmitrij, ich will dir etwas sagen!“

Der kleine Knabe kam herbei.

„Mama ist jetzt bei den Aprikosen. Bringe dies so gleich fort!“

Sie gab ihm das kleine Paket, in dem sich ein Paar Stiefelchen und ein Barègeshawl befanden.

„Durchs Fenster?“

„Nein, durch die Thür; sollte sie nicht allein sein, so ist Gefahr dabei.“

„Auf allen Bieren!“ rief Dmitrij und sprang davon.

Zina ging, das Herz voll Besorgnis, zu ihrer Mutter. Die schönste Frucht — nächst der, welche ihre Mutter selbst gegessen hatte — konnte ihre Unruhe nicht verschrecken. Glücklicherweise erschien zwanzig Minuten später — es waren die längsten, die sie je erlebt — der Knabe am Ende der Allee, um sich mit seinem Lehrer in den Wald zu begeben.

„Dmitrij, ich muß dir noch etwas sagen!“ rief Zina und lief zu ihm hin. Dmitrij wandte sich um und kam ihr ent-

gegengelaufen. Sie trafen sich an einer ganz öden Stelle, wo kein Mensch sie hören konnte.

„Nun?“ fragte das junge Mädchen atemlos.

„Sie hat es ins Bett gesteckt,“ sagte Dmitrij.

„Gut. Jetzt muß ich noch Zündhölzchen haben.“

„Zündhölzchen?“ fragte Dmitrij und blickte sie erstaunt an.

Zina errötete unwillkürlich.

„Ja, gute Zündhölzchen.“

„Viel?“

„Ein Duzend.“

„Gut ich stehle die Zündhölzchenschachtel meines Deutschen. Du gibst sie mir wieder?“

„Gewiß.“

„Ich stecke sie dir während des Mittagessens zu.“

„Danke! Bringe mir wilde Himbeeren mit, wenn du welche finden solltest. Ich muß dir doch irgend einen Auftrag gegeben haben! Und dann . . .“ Ihres Bruders große Augen schienen so viele Fragen an sie zu richten, daß die junge Komtesse sichtlich verlegen ward.

„Was du auch diesen Abend hören wirst, — gehe nicht aus dem Hause, mein Liebling . . . bleibe ruhig daheim. Ich werde dich brauchen; vielleicht wird ein Stuhl oder dergleichen notwendig sein, um ihre Flucht zu erleichtern. Willst du es mir versprechen?“

„Versteht sich! Aber was sollte es denn heute abend geben?“

„Frage nicht . . . Vielleicht geschieht nichts . . . wenn ich es vermeiden kann. Würdest du wohl schlecht von mir denken, wenn ich etwas Schlechtes thäte?“

„Niemals!“ antwortete das Kind lebhaft. „Wenn du etwas Schlechtes thust, so geschieht es, um Gutes zu thun.“

Zenarde küßte ihren Bruder zärtlich.

„Geh,“ sagte sie, „und vergiß die Himbeeren nicht.“

Dmitrij, der schon im Fortlaufen begriffen war, wandte sich um und machte ein bejahendes Zeichen; das junge Mädchen ging zu ihrer Mutter, welche sie im Anblick der herrlichen Aprikosen versunken fand.

Es kam an diesem Tage kein Besuch. Wie lang erschien er allen denen, welche sein Ende herbeisehnten!

Niemand, der die Eintönigkeit auf dem Lande nicht selbst erlebt hat, kann sich eine Vorstellung davon machen.

Ist man beschäftigt, so vergeht der Tag hier ebenso wie anderswo; die vornehmen russischen Damen haben aber zuweilen eine solche Art, in Begleitung von irgend einem Opfer, das ihnen Gesellschaft leisten muß, bald hier, bald dort umherzuschlendern, welche für einen thätigen oder beschäftigten Geist unerträglich ist als die größte Strafe.

Während des ganzen langen Nachmittags schleppte die Gräfin ihre Tochter von den Aprikosen zu den Ananas, dann ins Warmhaus, dann zu den Melonen, dann an das Ufer des Teichs, wo man Karauschen für die Tafel fing, dann zum Hühnerhof, um die prachtvollen Hühner zu betrachten, welche die Gräfin so gern hatte, daß sie ihnen ganze Stunden widmete, und die Zina in gleichem Grade haßte.

Von dort, nachdem die Hühner mit Körnern gefüttert waren, welche Zina aus der Vorratskammer holen mußte, folgte das unglückliche Kind seiner Mutter ins Badehaus, welches für den folgenden Tag, dem Sonnabend, also einem allgemeinen Reinigungstag, instandgesetzt wurde; dann zum Waschhaus, wo fünf Büglerinnen den ganzen Tag unendliche Wäschegarnituren stärkten, gaufrierten und bügelten; dann in den Pferdestall und zuletzt noch in den Kuhstall, wo sich die Mutterkühe mit ihren neugeborenen Kälbern befanden.

Nach vier Stunden einer solchen Anstrengung war Zina, durch die Stallausdünstungen angewidert, durch die Dämpfe des heißen Eisens auf der Wäsche betäubt, durch den Schein der Sonne auf die Orangeriefenster und den Spiegel des Teiches geblendet, und vom Herumstehen und langsamen Gehen auf den Kieswegen todmüde. Endlich konnte sie in ihre Stube zurückkehren und sich auf einen Sessel nieder sinken lassen.

„Und Mama beklagt sich noch über ihre Gesundheit!“ rief sie übelgelaunt. „Ich würde sterben, wenn ich wöchentlich zweimal diesen Frondienst thun müßte.“

„Was haben Sie denn alles gesehen?“ fragte Miß Junior, die ihre Einsamkeit bei einem englischen Roman im bequemen Lehnstuhl köstlich ausgenutzt hatte.

„Wäscherinnen, Karauschen, Aprikosen, Fischer mit Netzen, Hühner, Melonen und Gärtner, Kühe mit ihren Kälbern, Ananas, Orangenbäume und Birkenreiser, mit denen sich morgen im Badehause die Leute gegenseitig schlagen werden, Waschzuber, Pferde und Gaufriereisen . . . Ist Ihnen noch mehr gefällig? Ah, ich habe Kopfweg!“ rief Zina in einem Atem.

Die Gouvernante blickte sie mit so verdußter Miene an, daß sie laut auflachen mußte und ihr zwei oder drei freundschaftliche Klaps auf den Rücken gab.

„Und nun soll ich mich noch zum Mittagessen umkleiden.“

„Welches Kleid wünschen Sie, Fräulein?“ fragte die Kammerfrau.

„Welches du willst . . . Nein, nein,“ verbesserte sich das leichtsinnige Mädchen schnell, „gib mir mein dunkelgraues einfarbiges Kleid.“

„Ein so einfaches Kleid zum Diner?“

„Es ist heute niemand da!“ antwortete Zina und gähnte nach Herzenslust. „O Miß Junior, ich bitte um Verzeihung,“ fügte sie hinzu, „aber ich könnte stehend einschlafen. Daran ist Mama schuld; gleich nach dem Mittagessen gehe ich schlafen.“

„Sie thäten besser, am Abend noch ein wenig Luft zu schöpfen, die kühle Abendluft ist so angenehm.“

„Das ist eine gute Idee . . . doch nein . . . ich glaube, der Schlaf ist mir lieber.“

---

#### XLIV.

### F e u e r !

Zinas Toilette wurde ohne besondere Störung beendet. Als sie den Speisesaal betrat, steckte ihr Dmitrij die Zündhölzchenschachtel seines Lehrers zu.

Das Mittagsmahl war ebenso durch Langeweile ausgezeichnet wie der ganze Tag. Die Gräfin setzte, um sich zu zerstreuen, ihre Tochter für den ganzen Abend ans Piano, während Wachtel ihr die Revue des Deux Mondes mit jener schlechten französischen Aussprache vorlas, über die Dmitrij sich so köstlich amüsierte.

Man kann sich Zinas Vergnügen vorstellen, Mendelssohnsche Lieder zu spielen, während die Minuten unwiederbringlich vergingen, in denen sie nicht die Möglichkeit hatte, sich mit der wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen. Es fehlte nur noch ein Regen, um das Mißgeschick zu vervollständigen.

Endlich um acht Uhr während einer Pause konnte Zina ihrem Bruder ein paar Worte zuflüstern. Er entfernte sich und lief an Lissas Fenster.

„Bist du fertig?“ rief er leise.

„Ja, mein Lieber!“ antwortete die Gefangene, welche den ganzen Tag über gezittert hatte.

Die Vereinsamung, welche allen Gedanken, allen Mutmaßungen freie Bahn gelassen hatte, war eine Art Gift für sie geworden, das sie langsam verzehrte. Den ganzen Tag hatte sie, um ihre Aufregung zu beschwichtigen, gebetet, aber in diesem unaufhörlichen Kampfe war selbst das Gebet unwirksam geworden.

Dmitrij kam wieder in den Salon zurück. Durch ein Zeichen benachrichtigte er Zina, daß Lissa bereit sei.

Endlich um halb neun Uhr wurde der Theetisch gedeckt und die Musik konnte aufhören.

„Um so schlimmer!“ dachte Zina, „jetzt kommt mein Finale an die Reihe.“

Sie schlich sich auf den Zehen davon, ohne daß jemand auf sie achtgab.

Miß Junior war auf ihrem Zimmer und schrieb einen Brief; sie war über das Los ihrer Schülerin, die sie in der Obhut ihrer Mutter mußte, beruhigt; Wachtel las noch immer in der Revue und Dmitrij legte im Nebenzimmer Patienzen.

Ein letzter Blick auf dieses friedliche Bild beruhigte Zina. Sie ging, ohne sich zu übereilen, durch den Garten und kam an das Pförtchen.

Als sie hier angelangt war, schlug sie die Richtung nach der einsamen Scheune ein; sie lief so schnell, daß sie ein paarmal fast hingefallen wäre.

Dann betrat sie das leere Gebäude und kam gleich darauf wieder heraus.

Wenige Minuten später kehrte sie ruhig in den Speisesaal zurück. Nur ihr schnelles Atmen, welches sie mit Mühe zu unterdrücken suchte, verriet, daß sie schnell gelaufen war. Aber anstatt rot vor Aufregung zu sein, wie es doch natürlich gewesen wäre, war sie ganz bleich. Sie sah auf ihre Uhr, es war drei Viertel auf neun. Jetzt setzte sie sich zu Dmitrij hin und schien an dessen Patiencespiel teilzunehmen.

Blötzlich entstand auf dem Hofe ein unbestimmtes Geräusch, dem lautes Geschrei folgte. Die Diensthofen, welche im



Hause beschäftigt waren, stürzten hinaus und kehrten gleich darauf zurück. Der Haushofmeister erschien bleich vor Aufregung.

„Es brennt!“ stotterte er hervor.

Die Gräfin sprang auf.

„Es brennt? Wo brennt es?“

„In den Gesindewohnungen, glaube ich . . . es ist ganz nahe, Frau Gräfin.“

Die Gräfin verließ den Salon.

„Bleibt hier,“ sagte sie zu den Kindern. Diese waren aufgestanden und suchten, bleich wie das Tischtuch, in den Augen der Mutter zu lesen.

„Wachtel, folgen Sie mir. Hier ist der Schlüssel,“ sie löste ihn von dem Bunde, das sie stets in ihrer Tasche trug; „lassen Sie die Spritze herausbringen.“

Vom Lehrer und einem Haufen Diener begleitet, entfernte sie sich. Die verstörten und neugierigen Kammerfrauen stürzten hinterdrein. Gegen die Gesindewohnungen zu wurde es immer heller. Der Ruf: „Feuer! Feuer!“ ertönte unaufhörlich.

Dmitrij und Zina, die allein geblieben waren, blickten sich stumm an.

„Komm jetzt!“ sagte Zenarde.

Beide liefen in Lissas Stube. Sie saß angekleidet auf dem Bett und wartete; den Lärm hörte sie wohl, wußte aber nicht, was er zu bedeuten habe. Den Schein der Feuerbrunst konnte sie von hier aus nicht sehen, da sich die brennende Scheune nach der entgegengesetzten Richtung zu befand.

„Wollen wir schnell laufen!“ rief Zina.

Wassilissa, von den beiden andern unterstützt, lief durch das Haus. Ihr fliegender Schlafrock hinderte sie; Dmitrij raffte einen Teil ihres Rockschößes zusammen. Die großen, hellerleuchteten, leeren Räume waren verödet; Zinas Herz erbebte.

„Ich habe das gethan!“ dachte sie und fühlte etwas wie Gewissensbisse.

Aber die zitternde, angsterfüllte Wassilissa stützte sich auf ihren Arm, lag fest an ihrer Brust; kein anderer Gedanke durfte in ihr aufkommen.

Als sie die Schwelle der Hausthür überschritten hatten, war das Schwierigste überstanden. Obgleich es noch nicht

ganz finster war, begünstigte doch die angebrochene Dunkelheit im Garten ihre Flucht. Sie kamen bis an das Pfortchen.

„Lauf zurück, Dmitrij!“ sagte Zina.

Das Kind wäre lieber noch weiter mitgegangen, aber die Stimme seiner Schwester klang so kategorisch, so ganz anders als sonst, daß er nicht zu widersprechen wagte.

Wassilissa neigte sich zu ihm und drückte ihn an ihr Herz. Ein inniger Kuß wurde gewechselt und beide Mädchen wandten sich rechts, die brennende Scheune hinter sich lassend. Sie nahmen ihren Weg durch ein frisch gemähtes Kleefeld, während Dmitrij traurig nach Hause zurücklief.

Von weitem hörte man fortwährend den Ruf: „Feuer! Feuer!“ Die Bauernweiber pflegen mit dem Jammern nicht so bald aufzuhören. Der Schein des Feuers erhellte den Weg der Flüchtlinge.

Wassilissa konnte nicht mehr laufen. Sie schritt vorwärts, so schnell sie konnte, aber ihre Kräfte nahmen sichtlich ab. Kein Wort wurde gesprochen; als sie beim kleinen Friedhof ankamen, suchten sie in gerader Linie mitten durch das Gesträuch hindurchzukommen. Sie kletterten über die Grabhügel, von denen manche, die erst kürzlich aufgeworfen waren, einsanken; eine Strecke von zwanzig Meter trennte sie noch von der Straße, der Abhang dort hinunter war aber steil.

„Ich kann nicht mehr,“ sagte Wassilissa, sank ohnmächtig hin und stützte sich auf ein Totenkreuz.

„Mut, Geliebte, Mut! Nur noch eine kleine Anstrengung!“ sprach Zina und suchte sie aufzurichten, aber es gelang ihr nicht.

Der rote Schein des Feuers schien abzunehmen; Zina machte eine verzweifelte Anstrengung: sie steckte das vordere Ende ihres Kleides in den Gürtel, nahm Lissa auf den Arm und lief so mit ihr den Abhang hinab; die Kiesel rollten geräuschvoll hinter ihr her.

Endlich fühlte sie Nasen unter den Füßen; sie bog um einen Strauch und vor ihr stand eine kleine niedrige Kalesche. Der Fürst hatte Wort gehalten.

Frau Górow, die in der Kalesche saß — ihre Füße wollten sie nicht mehr tragen — stieß einen leisen Schrei aus. Zina legte die halb ohnmächtige Lissa in den Wagen.

„Auf Wiedersehen!“ sagte sie.

„Der Herr segne dich, mein Kind!“ flüsterte Frau Górow mit ersticker Stimme.

Zina bedeckte den fast leblosen Körper ihrer Cousine mit Küffen.

„Behüte euch Gott!“ sagte sie dann. „Vorwärts, im Galopp!“

Die drei Pferde liefen, was sie laufen konnten.

Zina blickte ihnen noch einen Augenblick nach; sie dachte an so vielerlei, daß es unmöglich wäre, alle ihre Eindrücke zu beschreiben. Ein Gedanke aber beherrschte alle andern: der Fürst hatte sein Wort gehalten, er war ein edles Herz.

Sie ermannte sich endlich und lief nach Hause zurück; ihre Beine zitterten und sie wankte; sie mußte ihren Lauf mäßigen.

Die Röte war fast ganz verschwunden; das Feuer verlosch. Ein Unglück war anscheinend nicht zu beklagen. Vor dem Gedanken an die geschehene Thatsache verschwand nun aller freudige Eifer, der das junge Mädchen bis jetzt aufrecht erhalten hatte; sie fühlte die Thränen aufsteigen. Wie sollte sie jetzt ihrer erzürnten Mutter gegenüberreten?

„Nun, was ist dabei!“ sagte sie sich; „töten wird sie mich nicht, und wenn sie zornig wird, so hat sie ein Recht dazu. Ich werde mich allem unterwerfen, wenn sie nur meinem Bruder nichts thut.“

Zina verschloß das Gartenpfortchen, welches so gute Dienste geleistet hatte, und kehrte ins Haus zurück. Dort war noch alles in Aufregung. Der Verwalter erstattete der Gräfin im kleinen Salon Bericht. Dmitrij schien die ganze Zeit über Patienzen gelegt zu haben. Als Wachtel zurückkehrte, fand er ihn an seinem Plaze.

Zina trat in den Speisesaal, ohne beachtet zu werden.

„Wie aber erklären Sie das Entstehen des Feuers?“ fragte die Gräfin.

„Mit Bestimmtheit kann ich es nicht sagen, Erlaucht,“ antwortete der Verwalter; „wahrscheinlich hat ein rauchender Arbeiter einen Funken fallen lassen.“

„Aber die Scheune liegt doch weit ab vom Wege!“

„Vielleicht waren es die Arbeiter von heute früh . . . Ich glaube es sind Raucher.“

„Da müßte ja das Feuer den ganzen Tag über geglimmt haben?“ erwiderte die Gräfin. „Das ist nicht wahrscheinlich; nun, lassen Sie diese beiden Arbeiter festnehmen und untersuchen sie die Sache . . .“

Dmitrij blickte auf seine Schwester. Diese hörte, bleich

und mit zusammengepreßten Lippen, ruhig zu. Der Thee wurde herumgereicht und Tassen und Löffel begannen ihr heiteres gewohntes Konzert.

„Ich weiß wohl,“ begann die Gräfin wieder, „daß der Verlust nicht groß ist, die Scheune war verfallen; aber das Wichtigste ist, daß dieses Unheil auf Böswilligkeit zurückgeführt werden muß, und deshalb will ich den Urheber kennen.“

„Die Untersuchung wird es an den Tag bringen, Erlaucht,“ antwortete der Verwalter.

Zina hatte eine Tasse Thee vor sich stehen, berührte sie aber nicht, bis ihr Bruder sie am Kleide zupfte; da erst begann sie den Thee zu trinken; vom Geschmack desselben hatte sie aber keine Ahnung.

Der Verwalter entfernte sich, um mit den Wächtern die Runde zu machen und nachzusehen, ob nicht noch ein anderer Punkt vielleicht bedroht sei.

Die Gräfin trat in den Speisesaal, der mit Menschen angefüllt war; sie blickte um sich und fand, daß alle da seien; endlich fiel ihr auch Wassilissa ein; sie klingelte.

„Die arme Wassilissa muß rechte Angst ausgestanden haben,“ sagte sie zu ihrer Umgebung. „Eine Kammerfrau soll hingehen und sich nach ihrem Befinden erkundigen und ihr sagen, daß ich gleich selbst hinkommen werde.“

Zina blieb ganz still und erwartete den Donner Schlag.

Sie brauchte nicht lange zu warten.

Wassilissas Kammerfrau trat bleich, bestürzt und sich bereits auf dem Wege nach Sibirien wähnend ein.

„Fräulein Wassilissa ist nicht in ihrer Stube,“ sagte sie.

Ein halbunterdrückter Schrei ertönte; von gleichen Gedanken bewegt, hatten ihn alle gleichzeitig ausgestoßen.

Die Gräfin stand auf und ging in Lissas Stube; nach einer Minute kam sie mit flammenden Augen und in unsäglichem Zorne wieder.

„Wo ist meine Nichte?“ fragte sie mit barscher, freischender Stimme.

Niemand antwortete. Eine Totenstille herrschte im Saal.

„Man durchsuche das Haus und den Garten . . . sie kann nicht weit sein!“

Die Diener beeilten sich zu gehorchen.

„Um fortzugehen, hätte sie doch hier durchkommen müssen,“ sagte die Gräfin und fixierte die ganze Gesellschaft.

„Die Stube in der die Kammerfrauen sich aufhalten hat auch einen Ausgang,“ bemerkte eine der Anwesenden.

„Richtig!“ sagte die Gräfin. „Alle Kammerfrauen her!“ Die jammernde Schar drängte sich an der Eingangsthür des Saales.

„Wer war im Vorzimmer, als meine Richte fortging?“ fragte die Gräfin mit fürchterlich ruhiger Stimme.

Ein stummes Zittern und ein allgemeines Zeichen der Verneinung war die einzige Antwort.

„Ihr habt euren Posten verlassen!“ fuhr die Gräfin höhnisch fort. „Ihr werdet also, wie es sich gehört, bestraft werden. Geht!“

Alle drängten wieder hinaus und ein stilles Jammern tönte aus dem Vorzimmer herein.

Der Verwalter kam wieder.

„Nun?“ fragte die Gräfin, die nervös zu werden begann.

„Man hat überall gesucht, Erlaucht, und sucht jetzt noch mit Fackeln; noch ist nichts gefunden worden . . . Jetzt fehlt nur noch . . .“ fügte er zögernd hinzu, „nur noch . . .“

„Sprich doch, Dummkopf, was fehlt noch!“

„Der Teich, Erlaucht!“ flüsterte der Diener.

Der Teich! . . . Ah, Gräfin Rumjassin, Sie haben nicht an den Teich gedacht! Sie haben nicht daran gedacht, daß Ihre Richte den plötzlichen Tod einem langsamen, dem sie entgegenzugehen schien, vorziehen könnte!

Ein Zittern des Schrecks fuhr durch die ganze Gesellschaft; einige abgerissene Worte, die leise gewechselt wurden, drückten den gemeinschaftlichen Gedanken aller aus.

„Arme Kleine!“

„Sie war so unglücklich!“

„Gott nehme ihre Seele zu sich!“

Als Christin und Adoptivmutter in ihren Gefühlen, in ihrem Stolze vor dieser Menschenmenge, die ihr das tägliche Brot verdankte, gedemütigt, erhielt die Gräfin jetzt die Vergeltung für ihren unverantwortlichen Eigensinn.

„Man soll suchen!“ sagte sie leise und wandte sich ab. Eine Thräne, eine wirkliche Thräne der Reue, der andere, zahlreiche Thränen folgten, zeigten ihrer Umgebung, daß im Grunde genommen die Gräfin doch ein Frauenherz habe und Gewissensbisse kenne.

„Möge mir Gott verzeihen!“ sagte sie; „ich glaubte nicht böse zu handeln.“

Sie blieb da, sie floh nicht die Gegenwart der Menschen, die sie richteten, die sie verdamnten; sie blieb da und brachte Gott ihre Demütigung und die Reue eines gebrochenen Herzens zum Opfer, eines Herzens, welches weich bis zur Milde geworden war; denn wäre Wassilissa jetzt eingetreten, so hätte sie ihr ohne jegliche Hintergedanken die Arme geöffnet.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, setzte sich die Gräfin hin und wartete; dann kam ihr ein Gedanke.

„Wollen wir,“ sprach sie mit gebrochener Stimme, „für eine sündige Seele, die sich in Todesgefahr befindet, beten . . . Laßt uns die Gebete für die Sterbenden sprechen.“

Alle Anwesenden — die Dienstboten, welche gegenwärtig waren, inbegriffen — wandten sich dem Heiligenbilde zu, welches sich in jedem Zimmer eines russischen Hauses befindet. Die Gräfin machte das Zeichen des Kreuzes über ihr thränenfeuchtes Gesicht und wandte sich langsam um.

Da konnte Zina den Anblick der Thränen ihrer Mutter nicht länger ertragen.

„Mama!“ sagte sie laut. Die Gräfin wandte sich erstaunt nach ihr um. „Mama, meine Cousine ist nicht tot; — sie ist entflohen,“ fügte sie mit Ueberwindung hinzu.

„Entflohen?“ rief die Gräfin laut. „Und du wußtest es?“

„Mama, ich habe meine Pflichten gegen Sie verletzt . . . Strafen Sie mich . . . mich allein . . . ich bin schuldig.“

Die Gräfin blickte ihre Tochter aufmerksam an, ob sie nicht vielleicht närrisch geworden sei. Der bescheidene, aber feste Gesichtsausdruck Zenardes zerstreute aber diese Befürchtungen und ihr Zorn gewann die Oberhand.

„Deine Mitschuldigen!“ rief die Gräfin entrüstet.

„Ich habe keine, ich that alles allein.“

„Allein? Das ist unmöglich!“

„Doch, Mama. Niemand im Hause hat etwas davon gesehen, noch gewußt.“

„Aber diese Feuersbrunst? . . . Das konnte doch kein Zufall sein?“

„Ich habe das Feuer angelegt, Mama, damit das Haus leer würde und meine Cousine entfliehen könnte.“

„Du? du?“ wiederholte die Gräfin entsetzt. „Eine Brandstifterin! Du Unglückliche! . . . Meine Tochter! . . . Du bist meine Tochter nicht mehr, ich verleugne dich!“

Zenarde wurde marmorbleich. Die im Saale befindliche

Menschenmenge war in zwei Teile geteilt: die einen fanden Zinas That löblich, die andern tadelten sie. Den Tadel konnte die junge Komtesse nicht ertragen, der Stolz ihrer Mutter regte sich in ihr.

„Ich habe Böses gethan, ich weiß es, obschon ich niemand ein Leid zugefügt habe! . . . Aber meine Cousine war so unglücklich, daß ihr Tod allen wahrscheinlich, ja natürlich schien; sollte es nun nicht besser sein, sie lebend und weit entfernt von hier zu wissen, als dort, in jenem Teich, tot?“

Mit einer würdigen und stolzen Handbewegung wies sie nach dem Fenster hin.

„Aber du . . . du!“ wiederholte die Gräfin, „du hast ein Verbrechen begangen, das von den Gesetzen bestraft wird! . . . Du hast unser Haus mit Schande bedeckt! . . . Du hast deine Mutter verhöhnt!“

„Wenn ich meine Mutter hätte verhöhnen wollen, so hätte ich geschwiegen und sie glauben lassen, daß meine Cousine tot sei, und ich wäre straflos gewesen! Aber ich habe meine Mutter nicht weinen sehen können!“

Zenardes Stimme erstickte vor Schluchzen, und das arme Kind suchte sich in die Arme seiner Mutter zu werfen.

Diese, obgleich durch den plötzlichen Gefühlsausbruch ihrer Tochter sehr bewegt, hielt es doch unter ihrer Würde weich zu werden.

„Gut!“ sprach sie und wehrte ihre Tochter ab; „wir sprechen morgen noch davon.“

Sie wandte sich an das Dienstpersonal: „Die Nachsuchungen sollen eingestellt werden!“ Dann fragte sie ihre Tochter: „Mit wem ist sie entflohen?“

Die Menschenmenge, welche schon in Begriff war, sich zu zerstreuen, hielt, lüstern auf Skandal, inne, um die Antwort zu hören.

„Mit ihrer Mutter!“ antwortete Zina, nicht ohne heimlich zu triumphieren.

Das war für die Gräfin ein Keulenschlag; sie zog sich in ihre Gemächer zurück, ohne noch mehr hören zu wollen.

XLV.

Jenaidé bekommt einen strengen Verweis.

Hatte die Gräfin eine unruhige Nacht, so schlief dagegen Zina wie im Himmel. Ihrer Mutter Zorn konnte ja nicht ewig währen, das fühlte sie wohl, und ihr Bruder war außer Gefahr — die Gräfin hatte nicht einmal an ihn gedacht. Unschuldige hatten nicht gelitten und Lissa war in der Obhut ihrer Mutter auf dem Wege nach St. Petersburg; es war also alles aufs beste bestellt.

„Das war ein gelungener Gedanke dieses Einfaltspinzels, den Teich zu erwähnen!“ dachte das junge Mädchen, als es sich auskleidete; „dadurch hat er alles gerettet! Jetzt durfte Mama nicht mehr in Zorn geraten, sie hatte sich zu sehr geängstigt.“

„O Miß Zina, Miß Zina,“ wiederholte die Engländerin, welche durch alle diese Ereignisse ganz schwachköpfig geworden war, „wie konnten Sie nur Feuer anlegen?“

„Wie? . . . Mit Zündhölzchen natürlich, Miß Junior,“ antwortete die unverbesserliche Spötterin.

„Sie hätten ja das ganze Gut und uns mit verbrennen können!“

„Ich muß Ihnen bemerken, sehr werte Miß, daß die Scheune ganz isoliert stand und daß nicht das geringste Lüftchen wehte.“

„O Miß Zina, wie konnten Sie nur so etwas ganz allein thun, ohne sich zu fürchten?“

„Doch, Miß Junior, ich habe mich sehr gefürchtet; ich fürchtete, man könnte mir begegnen und mich daran verhindern, selbst wenn es auch nur Sie gewesen wären.“

„Nun, und wenn Sie wirklich mir begegnet wären, was hätten Sie dann gethan?“ fragte die Engländerin neugierig.

„Nun, meine teure, ewig zitternde Miß, dann hätte ich Sie beim Arm genommen und wäre mit Ihnen gelaufen — Sie laufen gar nicht übel, wenn man Sie ordentlich antreibt — und dann hätten wir das Feuer gemeinschaftlich angelegt.“ Die Engländerin fuhr vor Schreck zurück. „Und hätten Sie dann zu ungelegener Zeit geplaudert, so würde ich der Mama gesagt haben, der Ruhm des Herostratos habe



Sie nicht schlafen lassen und Sie seien es gewesen, die mich zu dieser verbrecherischen That verleitet hätten.“

„Man weiß nie recht, ob sie scherzt oder nicht,“ brummte die Erzieherin und begab sich zu Bette. „Ich hoffe wenigstens, Miß Zina, daß Sie nicht die Absicht haben, auch noch anderswo Feuer anzulegen?“

„Nein, meine teure Freundin, augenblicklich nicht,“ antwortete Zenaide liebenswürdig.

Die Gouvernante hatte fürchterliche Träume in dieser Nacht.

Der nächste Tag war traurig; ein feiner dichter Regen hüllte die ganze Natur in feinen grauen Schleier. Die Engländerin war mürrisch und überlegte, ob sie nicht lieber dieses gefährliche Haus, wo solche unbegreifliche Dinge geschehen, verlassen solle. Selbst Zina konnte ihre gute Laune nicht wiederfinden; sie fühlte, daß die aufgeschobene Auseinandersetzung mit ihrer Mutter herannahe, und diese Erwartung war nichts weniger als gemüthlich.

Endlich, nach dem Frühstück, rief die Gräfin, welche ihre Tochter, als sie ihr die Hand küssen wollte, sanft abgewehrt hatte, Zina in den kleinen Salon.

„Meine Tochter,“ sagte sie zu ihr, „du hast jetzt Zeit gehabt, über dein Betragen nachzudenken; ich hoffe, du siehst die Größe deines Fehlers ein.“

Zina, welche den Kopf gesenkt hatte, erhob die Augen und blickte ihre Mutter an. Seit der Rückkehr aufs Land, besonders aber seit der Freiheitsberaubung ihrer Cousine, war aus diesem Kinde eine Jungfrau geworden; und sonderbar, selbst wenn die Mutter noch so strenge war, wenn sie fand, daß sie ungerecht und despotisch sei, hatte sie doch aufgehört, sie zu fürchten.

„Ja, Mama,“ antwortete die kleine Rebellin, „ich gestehe; daß es sehr unrecht von mir war, mich, um mein Vorhaben auszuführen, des Feuers bedient zu haben; ich hätte, wären die Umstände ungünstig gewesen, das Haus, vielleicht sogar das ganze Dorf in Brand stecken und unerseßlichen Schaden anrichten können. Ich habe sehr unrecht gethan, Mama, ich bitte aufrichtig um Verzeihung.“

Die Gräfin war ganz erstarrt. Hatte ihre Tochter sie falsch verstanden? Zina, deren scharfer Verstand die leiseste Anspielung im Fluge erhaschte!

„Ich gebe zu, daß dieser Fehler sehr schwer ist,“ fuhr

die Gräfin fort, „und es freut mich, daß du seine Größe erkennst; aber noch weit bedeutender ist dein Fehler mir gegenüber, und von diesem spreche ich jetzt.“ Die Tochter blickte sie an, antwortete aber nicht und senkte die Augen wieder. „Ich hoffe, du wirst mich verstanden haben?“ sagte die Gräfin scharfer.

„Nein, Mama, ich gestehe, daß ich nicht recht begreife, was Sie meinen. Sprechen Sie von dem Anteil, den ich an der Flucht . . .“

„An der Entführung . . .“ verbesserte die Gräfin.

„ . . . meiner Cousine genommen habe?“ fuhr das widerspenstige Mädchen fort. „Nun, wenn Sie das meinen, so macht mein Gewissen mir keinen Vorwurf, und Sie selbst, Mama,“ fügte sie mit der Geschicklichkeit eines alten Diplomaten hinzu, „sprechen nur deshalb so, weil Sie mich auf die Probe stellen wollen; ich bin überzeugt, Ihr Herz stimmt mit dem meinigen überein.“

Welches Rettungsfeil, um aus der Verlegenheit zu kommen! Die Gräfin, in dem Gefühl, daß ihre Autorität ins Wasser zu fallen drohe, klammerte sich auch daran. Ein flüchtiger Blick Zinas zeigte ihr, daß die List geglückt sei.

„Es handelt sich hier nicht um mein Herz,“ erwiderte die Gräfin; „mein Herz kann mich nach einer Richtung hinziehen, während die strenge Pflicht mich anderswohin ruft.“

„Oh, Mama, Sie, die Güte selbst! Haben Sie nicht Ihr ganzes Leben lang so viel Gutes gethan? Und geschah es nicht deshalb, weil Sie im Grunde genommen nur das Gute wollen?“

Die Gräfin nahm dieses honigsüße Kompliment mit der größten Genugthuung in sich auf; die Worte „im Grunde genommen“ kamen ihr wohl etwas herb vor, aber mit einer so ungestümen Natur wie Zinas durfte man die Zügel nicht zu straff anziehen, wenigstens entschuldigte sich damit die gute Mutter.

„Konntest du nicht das Vertrauen zu mir haben, daß ich die Bestrafung deiner Cousine rechtzeitig aufheben würde?“

„Mama, Sie sahen sie täglich, Sie wußten daher nicht, wie schwach und krank sie war.“

„Sie war weder zu schwach noch zu krank, um bis zum Wagen hingehen zu können.“

„Den ganzen Weg hat sie nicht zurücklegen können, ich war zuletzt genötigt sie zu tragen,“ entgegnete Zina.

Diese Worte trafen die Gräfin wie eine Kugel mitten in die Brust. Welcher Mut! welche Energie! welche Intelligenz! welche Hingebung!

„Eine wahre Heldin!“ dachte sie mit Stolz. „Und was geschah dann mit ihr?“ fuhr sie laut fort.

„Ich übergab sie ihrer Mutter.“

„An welcher Stelle?“

„Hinter dem Bauernfriedhof.“

„Ihr nehmt den Weg über den Friedhof?“

„Ja, Mama. Dort war es auch, wo sie die Kräfte verließen und ich sie auf meine Arme nahm.“

„Was sagte ihre Mutter?“

„Sie sagte, daß Gott es mir lohnen würde.“

Die Gräfin senkte vor dem stolzen und unschuldigen Blicke ihrer Tochter die Augen.

„Und sie, deine Cousine?“

„Sie sagte nichts, sie war ohnmächtig.“

Nach diesen Worten trat ein Stillschweigen ein.

„Warum,“ sagte die Gräfin endlich, „hat sich Frau Göröw nicht die Mühe gegeben, ihre Tochter bei hellem Tage auf ehrliche Weise von mir zurückzufordern, anstatt zu einer nächtlichen Entführung, zu einem romantischen Streich die Hand zu bieten?“

Es ist unmöglich, den Hohn wiederzugeben, den die Gräfin in das Wort „romantisch“ hineinlegte. In ihren Augen lag darin alles, was vulgär und sentimental ist, eine Empfindelei der niedrigsten Art.

„Mama,“ antwortete Zina schmeichelnd, „Sie hätten ihr die Tochter verweigert.“

„Woraus schließt du das?“ entgegnete die empfindlich getroffene Gräfin.

„Hätten Sie die Absicht gehabt, sie ihr zurückzugeben, so würden Sie sie nicht so lange behalten haben.“

Auf diesen kühnen Ausfall folgte ein abermaliges Stillschweigen. Hätte die Mutter sich nicht erinnert, daß ihre Tochter eine Heldin sei, so wäre ihr eine Ohrfeige vielleicht nicht erspart geblieben. Aber dieses Aufbrausen der Leidenschaft war nur von kurzer Dauer. Die Gräfin stellte ihren Zorn Gott anheim und fuhr gelassen fort:

„Wer hat Frau Göröw benachrichtigt?“

Zenarbe antwortete mit wunderbarer Geistesgegenwart:

„Ich!“

„Hat dir nicht jemand geholfen?“

„Wer hätte mir wohl, ohne Ihren Zorn auf sich zu laden, helfen können? Glauben Sie denn, Mama, daß ich Ihre Diener dem Verlust Ihrer Gunst hätte aussetzen mögen? — Wie das Lügen doch leicht ist,“ fügte dieses junge und schon so tief verdorbene Geschöpf in Gedanken hinzu.

Die Gräfin ließ nun dieses Ereignis auf sich beruhen. Sie fühlte sich zwar durch die Thatsache, daß ein Kind von kaum siebzehn Jahren ihr auf solche Weise mitgespielt habe, empfindlich berührt; da dieses Kind, diese Delinquentin aber ihre eigene Tochter war, so kam ihr der Kelch weniger bitter vor. Sie bemerkte mit Genugthuung, daß der Eigensinn ihrer Tochter Festigkeit geworden war. Der angeborene Mut und der Adel ihres Charakters waren durch den Mißbrauch der mütterlichen Gewalt ohne ihre Absicht gefälscht; auch sie war früher, wie jetzt Benarde, stolz und unabhängig gewesen.

Und nun war sie — um die Wahrheit zu gestehen — sehr froh, daß sie sich mit dieser unangenehmen Geschichte nicht mehr zu befassen brauchte. Sie fühlte, daß die Gefangenhaltung Waffilissas anfang ihr bei den Nachbarn zu schaden. Wir sagten schon, daß sie am Vorabend des Ereignisses viel darum gegeben hätte, aus dieser fatalen Lage herauszukommen; jetzt war sie, ohne ein Opfer gebracht zu haben, davon befreit. Dies überlegend, fuhr sie besser gelaunt fort:

„War es die Freundschaft für deine Cousine, welche dich veranlaßte, dieses Komplott zu schmieden?“

„Ja, Mama, und dann auch“ — Zina näherte sich ihrer Mutter, kniete vor ihr nieder und spielte mit den Falten ihres Kleides, wie sie als kleines Kind zu thun pflegte — „weil ich dachte, meine Mutter würde ruhiger werden, wenn Waffilissa nicht mehr da sei. Meine Mutter hatte geschworen nicht nachzugeben; Lissa, die Charakter hat, wäre, ohne sich zu beugen, gestorben, und dann hätte Mütterchen viele nutzlose Thränen vergossen . . .“

Zina sprach diese letzten Worte, den Kopf fast auf die Kniee der Gräfin niedergebeugt, ganz leise.

„Hat sie dir gesagt, was ich von ihr verlangte?“ fragte die Mutter nicht ohne Unruhe.

„Nein, Mama; sie gab Ihnen ihr Wort das Geheimnis zu wahren, und ich habe keinen Versuch gemacht, es zu erfahren.“

Die Gräfin umfing das Lockenköpfchen der jungen Verbrecherin.

„Du hast ein edles Herz, Zina,“ sagte sie, „laß dich aber nicht von der Extravaganz deines Charakters fortreißen; die Disciplin, mein Kind, vergiß die Disciplin nicht . . . Ich verzeihe dir!“

Ein mütterlicher Kuß machte den Schluß dieser Ermahnung. Zina, welche jetzt wieder frei war, entfernte sich, ernst wie eine Karmeliterin.

„Ein prächtiges Mädchen!“ dachte die Mutter und blickte ihr nach. „Welch ein Charakter — eine wahre Römerin!“

## XLVI.

### Graf Kumjassin erhält einen unerwarteten Besuch.

Ein heiterer Strahl der Augustsonne vergoldete die Granitufer der Nawa und brachte auf der gekräuselten Fläche des prachtvollen Flusses ein Glimmern hervor; die blauen Wogen, welche vom leichten Ostwind dem Meere zugetrieben wurden, schienen Eile zu haben. Es mochte elf Uhr morgens sein. Vor eine untadelhafte Egoistka\*) gespannt, die kaum so breit war, daß ein nicht zu corpulenter Herr das Gleichgewicht darauf behaupten konnte, stand der schwarze Traber des Grafen Kumjassin vor der Hausthür und erwartete seinen Herrn; der vollbärtige Kutscher blickte unruhig nach den Fenstern hin und fragte sich, wie lange er noch dazu verdammt sein würde, dieses ungeduldige Tier in Ruhe zu halten. Schon öfters hatte er die Zügel gelockert, um dem noch wenig disciplinierten feurigen Rappen einen kleinen Rundgang auf der zu dieser Stunde und Jahreszeit ziemlich öden Straße zu gestatten; aber dieser Vorgeschmack einer lustigen schnellen Fahrt hatte die nervöse Erregbarkeit Titans nur noch gesteigert. Plötzlich, von der nächsten Straßenecke her, erschien ein Mietfuhrwerk. Der Kutscher desselben hatte einen langen meerblauen Tuchkaftan an, von dessen unterem Teil die Fesseln herabhingen; er trieb durch eine kreisende Bewegung seines linken Hand-

\*) Einsitzige Droschke.

gelenks, an welchem eine kleine ordinäre Peitsche hing, zwei engbrüstige, magere und hinkende Pferde an, von denen das eine zu traben und das andere zu galoppieren versuchte; dieses eigentümliche Fuhrwerk, welches damals den verbreitetsten Typus von Mietwagen in Petersburg repräsentierte, hielt vor der Anfahrt des Grafen Rumjassin, wobei es ein Geräusch machte wie eine Fuhre alten Eisens. Der Kutscher des Grafen ließ sein edles Tier zurücktreten, als ob er die Berührung oder die Nähe dieser antediluvianischen Gäule fürchte.

„Noch ein Besuch!“ brummte er leise. „Jetzt bin ich wieder für eine Stunde länger mit diesem Pferd, das nicht stillhalten will, hier festgenagelt! Hole es der Teufel! . . . Fräulein!“ rief plötzlich der alte Diener ganz laut, die Instruktion vergessend, daß unter den Waffen zu sprechen verboten sei.

Es war wirklich Fräulein Wassilissa selbst, zwar noch etwas mager, aber in ihrem hübschen bedruckten Vertalkleidchen frisch und strahlend. Sie lächelte dem alten Kutscher zu, der sie erkannt hatte, schloß die wacklige Thür ihres jämmerlichen Fuhrwerks mit derselben Ungezwungenheit, mit der sie sonst den prächtigen Wagen ihrer Tante verließ, stieg rasch und gewandt die vier Stufen der Anfahrt hinauf und zog die Thürglocke.

„Fräulein!“ rief der Kammerdiener des Grafen, welcher geöffnet hatte. „Mein Gott, es wird doch hoffentlich nichts vorgefallen sein!“

„Gar nichts ist vorgefallen,“ erwiderte das junge Mädchen ruhig. „Ist mein Onkel zu Hause? Kann ich ihn sehen?“

„Gewiß, mein Fräulein!“

Der erstaunte Diener betrat das Ankleidezimmer des Grafen, welcher seinem Schnurrbart, diesem häßlichen blonden Schnurrbart, der, man weiß nicht warum, seit kurzem anfang etwas grau zu werden, einen letzten Kammschlag gab.

„Fräulein Göröw wünscht den Herrn Grafen zu sehen,“ sagte er mit einer vor Ueberraschung noch erregten Stimme. Rumjassin wandte sich um, er glaubte falsch gehört zu haben.

„Das wird wohl die Mutter sein,“ dachte er; „sie will vermutlich eine Anleihe machen. Nun, seien wir großmütig!“

Er nahm Taschentuch und Handschuhe vom Tisch und ging gleichgültig seinem Kabinett zu.

Eben wollte er „Guten Tag, Cousine!“ sagen, da erblickte er anstatt der Frau Göröw — Waffilissa; sie war größer, magerer, blässer geworden, hatte aber lebhaftere Augen und ihre Wangen waren etwas gerötet; sie lächelte ihn an. Anfangs sah er nur ihre blauen Augen und weißen Zähne.

„Herr Gott, wo kommst du her?“ rief er, während seine Rechte ihn zärtlich umarmte. Schon als Kind hatte er sie immer geliebt und auch jetzt noch war sie ihm gegenüber ein kleines Schmeicheltüchchen.

„Ich komme vom Lande, Onkel,“ antwortete sie und setzte sich wie eine zum Besuch gekommene Dame aufs Kanapee. „Zwei Tage habe ich mich in Moskau aufgehalten, um mich auszuruhen und um mir Kleid und Stiefelchen zu kaufen.“

„Kleid . . . Stiefelchen . . .“ wiederholte der Graf verdutzt. Der kleine Fuß, welcher unter ihrem Kleide hervorguckte, zeigte wirklich ein ganz neues Stiefelchen.

„Ja, Onkel, ich bin im Schlafrock abgereist.“

„Im Schlafrock?“ Der Graf verzichtete auf den Versuch alles zu begreifen. „Wo ist denn die Gräfin?“

„Sie ist auf dem Lande, Onkel.“

„Auf dem Lande? Aber wie bist denn du hergekommen?“

„Mit Mama auf der Eisenbahn.“

„Mit deiner Mutter? Das ist mir unbegreiflich! . . . Wann bist du denn abgereist?“

„Letzten Freitag, also vor acht Tagen.“

„Und weshalb reistest du denn eigentlich fort?“ fragte der Graf, der endlich einen Leitfaden in diesem Labyrinth zu finden schien.

„Meine Tante war böse auf mich . . .“

„Sie hat dich also fortgeschickt?“

Die Augen des jungen Mädchens funkelten schelmisch, während ihre Wangen erglühten.

„Nein, Onkel, ich bin davongelaufen! . . . Ich war sehr krank, war in einem kleinen Zimmer eingeschlossen . . .“

„Weshalb eingeschlossen?“

„Ich war ungehorsam gewesen. Tante wollte meine Einwilligung zu einer Heirat mit . . . ich habe versprochen, es nicht zu verraten, mit wem; aber, Onkel, es war jemand, den Sie nicht Ihren Neffen hätten nennen mögen.“

„In der Art wie Tschudessow?“ fragte der Graf in verächtlichem Tone.

„Wesiger noch als Tschudessow . . . was die gesellschaftliche Stellung betrifft.“

Der Graf zupfte die eine Seite seines Schnurrbarts, an der andern faute er verlegen.

„Eine fixe Idee von ihr!“ sagte er, um sich zu beruhigen. „Du hast ihn also nicht gemollt?“

„Nein, Onkel. Vielleicht lag der Tante gar nicht einmal so sehr viel an dieser Partie, aber sie verlangte durchaus, daß ich ihr versprechen sollte, mit verbundenen Augen denjenigen zu nehmen, den sie für mich wählen würde, und das wollte ich nicht versprechen.“

„Bei Gott, das glaube ich gern!“ rief der Graf außer sich. „Man müßte ja toll sein . . .“ Da erinnerte er sich, daß er von seiner Ehehälfte spreche, und hielt inne. „Du bist also entflohen?“

„Ja, Onkel.“

„Wie hast du denn das gemacht?“

„Zenarbe hat mir geholfen; sie hat alles vorbereitet, und eines Tages führte sie mich zu dem Wagen, in dem meine Mutter mich erwartete.“

„Bravo!“ rief der Graf, ganz begeistert von dieser unglaublich kühnen That. In seiner Aufgeregtheit hatte er sich erhoben; jetzt aber kam ihm ein erkältender Gedanke und er setzte sich wieder hin.

„Aber was sagte denn deine Tante dazu?“

„Ich weiß es nicht, Onkel; ich habe sie nicht wiedergesehen. Als ich in Moskau angelangt war, schrieb ich ihr einige Zeilen, aber eine Antwort konnte ich noch nicht erhalten. Was seit meiner Abreise geschehen ist, weiß ich nicht, aber ich fürchte . . .“

„Was?“

„Daß Zenarbe und Dmitrij meinetwegen werden leiden müssen. Ich bin deshalb gekommen . . .“

„Wie? auch Dmitrij?“

„Sawohl, Onkel, er war uns sehr nützlich.“

„Ah, seht einmal den kleinen Taugenichts!“ rief der Graf entzückt. „Ah, dieser kleine Schelm, wie der pffiffig, wie der schlau ist! Als Belohnung erhält er diesen Winter von mir ein Reitpferd.“

Er war so vergnügt, solch prächtige Kinder, die ihrer Mutter einen so argen Streich spielen konnten, zu haben, daß er sich die Hände rieb, im Zimmer auf und ab lief und aus vollem Herzen lachte.



Wassilissa lächelte über diese väterliche Freude; als er sich aber zu ihr wandte und dieses Lächeln sah, kam ihm wieder das Schicksalitätsgefühl zum Bewußtsein, welches ihm in diesem übrigens ganz natürlichen Sichgehenlassen ein wenig abhanden gekommen war.

„Weißt du auch, daß das, was du thatest, sehr häßlich war,“ fing der Graf mit strenger Miene an; „deine Tante . . .“

Wassilissa lächelte jetzt nicht mehr; ein unmerkliches Zittern ihrer Augenlider sagte ihm, daß sie gleich losweinen würde; da er nun nicht einmal einer Fliege etwas zuleide gethan hätte, so setzte er sich neben sie hin und ergriff ihre Hand.

„Du bist gewiß recht unglücklich gewesen, nicht wahr?“ sagte er gütig. „Mein Gott, wie bist du mager geworden!“ fügte er hinzu, das fast durchsichtige Handgelenk seiner Rechte anfassend.

„O, ich bin jetzt nicht mehr so mager wie vorher!“ antwortete das junge Mädchen. „Sie hätten mich vor vierzehn Tagen sehen sollen; aber nachdem Zina mir versprochen hatte, daß sie mich retten wolle, fing ich an, wieder etwas zu essen, und jetzt befinde ich mich ganz wohl.“

„Du hast also nicht einmal mehr essen wollen?“

„Nein, ich wollte sterben.“

Der Onkel drückte einen väterlichen Kuß auf ihre Stirn.

„Was wirst du jetzt anfangen?“ fragte er, als ihm plötzlich alle die zahllosen Schwierigkeiten einfielen, die von allen Seiten aufzutauchen drohten.

„Ich werde bei Mama in ihrer kleinen Wohnung bleiben . . . und dann werde ich Klavierunterricht zu erteilen suchen; für die Erziehung, die Tante mir gegeben hat, werde ich ihr ewig dankbar sein; sie verschafft mir einen sichern Broterwerb.“

„Du bist ein gutes Kind,“ antwortete der Graf, durch ihre Bescheidenheit mehr gerührt, als er es durch eine ausführliche Erzählung ihrer Leiden gewesen wäre.

Er stand auf und ging an seinen Schreibtisch. In einem besondern Fache lag die für Spielverluste reservierte, gar nicht unbedeutende Summe; er nahm ein Paket Banknoten heraus und legte es seiner Nichte auf den Schoß.

„Da,“ sagte er zu ihr, „ich werde diesen Monat nicht spielen, das wird für uns beide von Nutzen sein. Bleibe während dieser Jahreszeit nicht in Petersburg, es ist die

Zeit der Fieber. Miete in Zarskoje Selo oder Pamlowst ein Häuschen, ruhe aus, genieße gute Luft und gutes Wetter; trinke Bordeauxwein, isz Fleisch, besuche unsern Arzt — seine Rechnung braucht dich nicht zu kümmern — und kaufe dir Kleider," fügte er lachend hinzu. „Wenn nicht mehr viel da ist, so komme wieder . . . oder," verbesserte er sich, da er überlegt hatte, daß er doch nicht immer allein sei, „schreibe mir lieber, ich werde dich dann besuchen."

Wassilissa war sehr gerührt und ihr durch Thränen getrübler Blick dankte ihm.

„Daselbe Versprechen, welches deine Tante beanspruchte, verlange ich nicht von dir," begann er wieder; „aber wenn ein Ehrenmann, ein braver Junge um deine Hand bei mir anhalten sollte, wirst du mir da gestatten, ihn dir vorzustellen?"

„O Onkel, von Ihnen . . ."

Der Graf legte den Finger auf ihre Lippen.

„Man weiß nie, wie und wo man jemand brauchen kann; aber ebensowenig soll man unvorsichtige Verpflichtungen auf sich nehmen; übrigens was dies anbelangt, so brauche ich dir keine Lehren zu geben!" Wassilissa lächelte, neigte leise den Kopf und erhob sich. „Warum ist deine Mutter nicht mit dir gekommen?" fragte der Onkel; „du kamst allein?"

„Ganz allein in einem großen alten, abscheulichen Wagen; Mama fürchtete Ihnen lästig zu fallen."

„Mein Kutscher könnte dich heimsfahren. Titan steht mit der Egoistka draußen, ein prächtiges Tier . . . Willst du?"

„Nein, Onkel, ich danke; in Abwesenheit meiner Tante darf ich nicht . . ."

„Du hast hundertmal mehr gesunden Menschenverstand und Geist als ich," sagte der Graf und küßte sie. „Grüße deine Mutter von mir."

Wassilissa blieb an der Thürschwelle stehen.

„Onkel, Tante weiß vielleicht nicht, daß Zenaïde und Dmitrij mir geholfen haben — Dmitrij wird in jedem Fall unbelästigt geblieben sein; Zina hat gewiß alles auf sich genommen, verraten Sie sie nicht."

„Gut, gut, sei ganz ruhig! Uebrigens, bevor ich schreibe warte ich, bis man mir deine Abreise meldet; Teufel auch, bin ich nicht dein Onkel! Seit acht Tagen hätte man wohl, sollte ich meinen, sich die Mühe geben können . . ."

Die Fortsetzung dieser ehelichen Betrachtung behielt der Graf für sich. Er begleitete seine Nichte bis an die Thür und befahl dann seinem Kammerdiener, ihr beim Einsteigen behilflich zu sein.

Während Wassilissa vor der Hausthür wartete, bis ihr Kutscher mit seinen Mähren vorgefahren kam, näherte sich eine Droschke von der andern Seite und setzte Fräulein Justine, die von einem Wohlthätigkeitsbesuch zurückkehrte, vor dem Hause ab. Auf ihre Umgebung nicht achtend, bezahlte sie ihren Kutscher; nachdem sie aber ihre Geldtasche wieder eingesteckt hatte, hob sie, um die vier Stufen zu ersteigen, ihr Kleid ein wenig auf . . . und befand sich der sie beobachtenden Wassilissa gegenüber.

„O, mein Gott!“ rief sie.

Vor Bestürzung ließ sie ihre Ledertasche und ihren Sonnenschirm fallen; dem Bedienten fiel es nicht ein, sie aufzuheben. Sie raffte sie daher selbst auf und streckte dann dem jungen Mädchen beide Arme entgegen, diese aber trat stolz zurück.

„Rühren Sie mich nicht an, mein Fräulein,“ sagte sie spöttisch, „ich habe die Pest, ich bin in Ungnade gefallen! Urteilen Sie selbst! Hätten Sie die Unvorsichtigkeit, mich zu umarmen, so könnten Sie Ihrer Ehren und Würden verlustig gehen, und das wäre doch jammerschade, sie kleiden Ihnen so gut.“

„Pest? Ungnade?“ wiederholte die Favoritin angstvoll.

„Ja, mein Fräulein, so wie sie mich da sehen, bin ich nächtlicher Weise aus dem Hause meiner Tante entflohen — mit meiner Mutter, muß ich hinzufügen, aus Furcht, Sie könnten sonst vor Freude ersticken —, es ist da eine Stelle frei; vielleicht haben Sie dazu die nötige Qualifikation?“

Bei diesen Worten bestieg Wassilissa ihren antediluvianischen Wagen und fuhr, wie sie gekommen war, davon.

Die Favoritin blickte dem sich entfernenden Wagen nach und wäre vielleicht noch lange in Verwunderung stehen geblieben, wenn nicht der Diener ihr, ohne viel Umstände zu machen, gesagt hätte:

„Nun, Fräulein, werden Sie eintreten?“

Sie ging, ohne ein Wort zu sprechen, ins Haus und auf ihr Zimmer, legte ihren Hut ab und versank in tiefes Nachsinnen.

Was war da wohl vorgegangen? Hatte Wassilissa sich

nicht auf eine höchst schmäbliche Weise über sie lustig gemacht, so war die Ungnade eine Thatfache. Wie konnte man sich davon überzeugen? Den Grafen fragen? Unmöglich!

Des Grafen Art, Justine zu grüßen, wenn er ihr zufällig begegnete, war so, als ob er sie dorthin wünsche, wo der Pfeffer wächst.

Es blieb ihr also nur die kleine Privatpolizei übrig.

Um ihren Körper zu stärken, ließ sich Justine eine gute Tasse Thee mit Rahm geben; dann setzte sie ihren Hut wieder auf und betrat wie ein Held den Kriegspfad.

---

## XLVII.

### Wie man sich wiederfindet.

Nachdem der erste Freudenrausch vorbei war, fand Frau Górow, daß sie durch die Gegenwart ihrer Tochter sehr beengt sei. Dieses junge glänzende Wesen mit aristokratischen Gewohnheiten paßte zu der armseligen Einrichtung schlecht; die Nachbarinnen und Freundinnen der guten Frau waren wohl vortreffliche, aber sehr gewöhnliche, dem kleinen Adel angehörige Personen, und unter dieser Herde von Gänzen schien Wassilissa wie ein verirrter Schwan. Die Banknoten des Grafen Rumjassin kamen daher sehr gelegen, denn sie gestatteten den beiden Damen, für den Rest des Sommers nach Pawlowsk überzusiedeln.

Frau Górow fuhr schon am nämlichen Tage dahin, um sich in einem bürgerlichen Hause eine kleine möblierte Wohnung, in Anbetracht der vorgerückten Jahreszeit zu einem verhältnismäßig billigen Preise, zu mieten.

Während ihrer Abwesenheit erhielt Wassilissa einen Besuch, von dem sie ebenso entzückt als überrascht war; gegen drei Uhr nachmittags kam plötzlich Fräulein Bochet, ihre ehemalige Gouvernante, angefahren.

Fürst Schúrow hatte an Fräulein Bochet ungefähr folgendes geschrieben (ihre Adresse hatte er sich von Zina geben lassen):

„Fräulein Górow und ihre Mutter können nicht allein zusammenleben, die Gewohnheiten und der Geschmack dieser

beiden Damen sind zu verschiedenartig. Verlassen Sie also im Namen der Freundschaft, die Sie so lange mit Ihrer Schülerin verband, Ihre gegenwärtige Stellung. Sie finden beifolgend eine Summe Geldes als Entschädigung, die ich bereit bin zu erhöhen, falls sie nicht genügen sollte, unter der einzigen Bedingung, daß Sie Fräulein Göröw nicht verlassen und daß Sie ihr nicht sagen, wem sie das Glück, Sie in ihrer Nähe zu haben, verdanke. Ich wünsche ausdrücklich, daß mein Name in ihrer Gegenwart nie genannt werde.

„Da diese Damen, durch die Aufgaben, welche mit ihrer veränderten Lebensweise verbunden sind, wahrscheinlich geniert sein werden, so stellen Sie denselben Ihre Ersparnisse zur Verfügung; ich verpflichte mich Ihnen alle Ihre Vorschüsse wiederzuerstatten. Es ist unumgänglich notwendig, daß Fräulein Göröw überall, wo gute Gesellschaft getroffen wird, sich zeige; nach dem Vorgefallenen werden verleumderische Gerüchte über sie nicht lange auf sich warten lassen. Die Gleichgültigkeit gegen diese Gerüchte und Ihre Gegenwart werden dieselben wohl aufs gründlichste widerlegen.“

Dann folgten noch einige Komplimente, welche das brave Mädchen auch sehr verdient hatte; sie begriff sofort, was man von ihr verlangte, und wir können es zu ihrer Ehre sagen, sie dachte an keine schlechten Beweggründe.

Frau Göröw war außerordentlich glücklich, von der Verpflichtung, ihre Tochter überallhin zu begleiten, befreit zu sein; sie nahm das Anerbieten von Mademoiselle Bochet, ohne Gehalt bei ihnen zu bleiben, an, und schon am Abend des nächsten Tages übersiedelte die kleine Gesellschaft nach Pawlowsk.

Das Wetter war prachtvoll. Jeden Abend, hauptsächlich aber des Montags und Freitags, fuhr die auf dem Lande wohnende Aristokratie zu den Konzerten des vorzüglichen Orchesters, welches damals die Kapelle von Johann Strauß ersetzte.

Die Leidenschaft für diese Konzerte war jetzt nicht mehr die nämliche wie damals, als noch der unvergleichliche Strauß, der auf der ganzen Welt keinen ebenbürtigen Nebenbuhler hatte, sich zuweilen herabließ, die Violinpartie eines seiner Walzer, welche die Kunde um die Erde machten, selbst zu spielen; der jetzige deutsche Kapellmeister war etwas fahlköpfig und sehr prosaisch; er konnte nicht, wie sein Vorgänger, die Herzen der Patrizierinnen bis in den siebenten Himmel

erheben; dieser gute Mann hatte weder den diabolischen Bogenstrich, noch den faszinierenden Blick, noch die geisterhafte, fast pythische Art des göttlichen Strauß; dessenungeachtet aber führte das auserwählte Orchester, welches er dirigierte, sein reiches Repertoire von vorzüglichen Musikstücken, die nur den einen Fehler hatten, daß sie meist zu ernst waren, tadellos aus.

Die Musik, mag sie nun ernst oder heiter sein, hat den Vorzug, daß man sie nicht anzuhören braucht. Jeden Abend von halb acht Uhr an fuhr eine ununterbrochene Reihe von Equipagen durch das Gitterthor des Parks; einige derselben setzten ihre prunkende Last im Garten des Baurhall ab, viele aber blieben in der Allee stehen, welche den Kanal umsäumt, und die schönen trägen Damen hörten die nur durch geringe Entfernung und niedriges Gebüsch gemilderten Accorde an, ohne sich zu rühren.

Reiter und Fußgänger, die ihre Besuche bei den Kaleschen machten, plauderten und lachten; die Gelegenheit ein wenig zu kokettieren, war zu verlockend. Nur hie und da gebot ein aufgehobener Finger dem allzu lauten Lachen Schweigen. Man horchte dann auf eine von der Violine geflüsterte oder von Blechinstrumenten hinausgeschmetterte bekannte melodische Stelle, welche über diese profanen Köpfe dahinschwebte und sich unter den großen Bäumen des Parks verlor; dann fing das Geplauder und Geschwätz von neuem an.

Endlich begann die Beleuchtung; die schmucklosen Linien des Baurhall, von Gasflammen eingerahmt, erglänzten und hoben sich vom dunkeln Hintergrund des Himmels ab; die Wagenlaternen sandten ihre Strahlen, gleich leuchtenden Augen, durch die Finsternis; zwischen den hohen Baumspitzen funkelten die Sterne am Himmel; hie und da verlieh ein Bärchen den geräuschvollen und hellerleuchteten Garten, schritt über die Straße und verlor sich in den Irrwegen des großen geheimnisvollen Parks . . . und der schrille Pfiff des Petersburger Eisenbahnzugs erinnerte in regelmäßigen Pausen die schönen, in ihren Kaleschen ruhenden Müßiggängerinnen, die an den Wagenthüren lehrenden Kavaliere, die verliebten, im dunkeln Grün zerstreuten Bärchen an die mitleidslose Wirklichkeit und gebot ihnen, mitten aus ihren zauberischen Träumen auf die Erde zurückzukehren.

Unter diesem parfümierten, weltlich-eiteln und vornehmen Montagspublikum erschien nun Wassilissa. Ihre Schönheit,

ihre elegante und geschmackvolle Toilette zog die Aufmerksamkeit dieser Menge, in der jeder den andern mehr oder minder von Ansehen kennt und in der jedes neue Gesicht eine Frage hervorruft, auf sich.

„Sieh da, Fräulein Górow!“ riefen einige.

„Da ist die Nichte der Gräfin Kumjassin!“ sagten andere, die sich um ihren Namen nie bekümmert hatten.

Einige Familienmütter näherten sich dem jungen Mädchen, erkundigten sich nach ihrer Tante und zogen, als sie hörten, daß Wassilissa in Gesellschaft ihrer Mutter aus Petersburg gekommen sei, mit der größten Zurückhaltung wieder ab.

Die Männer hatten keinen Grund sich so vorsichtig zu benehmen; mehr als einer näherte sich, um ihr den Hof zu machen; mancher vielleicht durch das unbestimmte Gerücht eines Bruchs mit der Gräfin ermutigt. Wassilissa hatte Gelegenheit, ebenso bittere Betrachtungen über jene, welche sich zurückzogen, wie über die, welche sich ihr näherten, zu machen; in außergewöhnlichen Lagen lernt man leicht die Welt kennen. Sie wußte jetzt von der wahren Freundschaft, vom trügerischen Schein der Außenseite mehr als manche grau gewordene Familienmutter mit heiratsfähigen Töchtern. Sie warf die zudringlichen Herren in die gleiche Kategorie mit den sich kalt zurückziehenden Frauen und gab sich das Versprechen, daß sie für alle und für alles ein gutes Gedächtnis haben würde.

Zwei bis drei Freundinnen ihrer Tante, unter denen sich auch Frau von Suftzow befand, hatten den Mut der Ueberzeugung und behandelten das junge Mädchen als Freundin. Diesen schwor Wassilissa ewige Dankbarkeit.

Seit acht Tagen ungefähr hatte sie, von Fräulein Bochet begleitet, die Konzerte besucht, den Sonntag ausgenommen, wegen des an diesem Tage zu sehr gemischten Publikums, und sie fing schon an, sich von all diesem Lärm, von diesem egoistischen und geschäftigen Treiben innerlich verletzt zu fühlen, als sie eines Abends Mariškij auf sich zukommen sah.

Es schien, als ob ihr alles Blut zum Herzen zurückströme; sie mußte sich unwillkürlich an ihrem Gartenstuhl festhalten.

„Geht er, ohne mich zu bemerken, vorbei,“ dachte sie, von unbefreiblichem Lebensüberdruß ergriffen, „so ziehe ich mich in ein Kloster zurück.“

Woher kam ihr dieser plötzliche verzweifelte Entschluß?

Sie konnte sich keine Rechenschaft davon ablegen. Der junge Mann blickte sie anfangs erstaunt an, er zweifelte, ob sie es auch sei, so verändert kam sie ihm vor, dann aber trat er schnell näher.

„Fräulein,“ sagte er herzlich, „wie bin ich froh, Sie wiederzusehen! Sie waren krank?“

„Wer sagte es Ihnen?“ fragte Waffilissa leise und bemühte sich das Zittern ihrer Hand, welche sie in die von Marizkij gelegt hatte, zu unterdrücken.

„Ihr Anblick sagt es mir! Und Ihre Tante?“

Wieder diese Frage! Ewig diese Frage, welche auf Waffilissa den Eindruck machte wie das Knirschen eines Federmessers auf einer Glasscheibe.

„Sprechen wir lieber nicht von meiner Tante,“ antwortete sie fröstelnd; „lassen Sie sich diese Geschichte von andern erzählen; seit acht Tagen höre ich täglich die gleiche Frage.“

Marizkij blickte sie aufmerksamer an; sie schien ihm sehr ermüdet zu sein. Es hatte sich auch wirklich eine große Ermattung ihrer bemächtigt, die der zweideutigen Lage, der ungewissen Zukunft zugeschrieben werden mußte.

„Ich werde nur von dem sprechen, was Ihnen angenehm ist, mein Fräulein,“ antwortete der junge Offizier und nahm einen Stuhl.

„Sie erlauben?“ fügte er hinzu, wartete aber auf Waffilissas Antwort, ehe er sich hinsetzte.

Keiner von den Männern, die sie seit ihrer Ankunft in Pawlowsk gesprochen, hatte ihr so viel Rücksicht bewiesen; ihr Herz sagte ihr wiederholt, daß Marizkij weit über alle übrigen Männer erhaben sei.

Sie plauderten ungefähr eine halbe Stunde miteinander; Fräulein Bocket war allerdings über die Dauer dieser Unterhaltung etwas beunruhigt; da sie aber ihre Schülerin achtete und sie einer gewöhnlichen Liebelei für unfähig hielt, so schenkte sie dieser unschuldigen Plauderei nur eine wohlwollende Beachtung.

„Sie erlauben mir vielleicht, Ihrer Frau Mutter einen Besuch abzustatten?“ sagte Marizkij, sich vor dem jungen Mädchen verbeugend und ihre Antwort erwartend.

„Meine Mutter wird erfreut sein, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Bis jetzt hatte noch niemand das Verlangen geäußert, ihre Mutter zu besuchen.



Nachdem der junge Offizier sich unter die Menge verloren hatte, sagte Wassilissa:

„Wir wollen nach Hause gehen, ich bin ermüdet.“

Beide Damen verfolgten schweigend durch den schon dunkel gewordenen Park den Heimweg; Wassilissa nahm Fräulein Bochets Arm.

„Kennen Sie diesen jungen Mann schon lange?“ fragte die Gouvernante endlich.

„Seit dem letzten Winter. Sollte er Sie ausfragen wollen, meine Freundin, so können Sie ihm alles sagen; ja, alles,“ wiederholte sie träumend, „alles!“

„Sehr wohl!“ sagte Mademoiselle Bochet, die keine Neugier verraten wollte.

„Wenn er aber nicht fragen . . . wenn er meine Mutter nicht besuchen sollte . . . dann gehe ich ins Kloster,“ schloß das junge Mädchen; „bitte, sprechen wir nicht weiter davon.“

Am nächsten Tage gegen vier Uhr hielt eine elegante Droschke vor der Thür des hölzernen Hauses, welches Frau Göröw bewohnte, und Marizkij ließ sich von der Magd anmelden. Er zeigte sich von der bescheidenen Einrichtung weder unangenehm berührt noch verwundert, begrüßte die Damen und richtete seine Worte vorzugsweise an Frau Göröw und Mademoiselle Bochet. Wassilissa war ihm dankbar, daß er sie wenig zu beachten schien, und dieses zart sinnige Betragen gefiel ihr außerordentlich. Frau Göröw, deren Benehmen nicht sehr taktvoll war, zeigte sich dem schönen Offizier gegenüber viel zu liebenswürdig, aber Mademoiselle Bochet mußte sie in den Schranken der Wohlständigkeit zurückzuhalten.

Nachdem der junge Mann sich nach kurzem Besuch zurückgezogen hatte, näherte sich Frau Göröw ihrer Tochter, welche schweigend am Fenster saß, mit den Worten:

„Nun, sage mir doch, Lissa, ist das ein Freier? Er ist nett. Ist er auch reich?“

„Ich weiß nicht, Mama,“ antwortete das junge Mädchen, „ob er ein Freier und ob er reich ist. Nur daß er ein Ehrenmann ist, weiß ich.“

So abgefertigt, war die Mutter darauf angewiesen den Strom ihrer mütterlichen Hoffnungen in den Busen der guten Schweizerin zu entleeren; diese ließ sie sprechen, gab ihr aber nicht viel Trost.

Es geschah, wie die Waise vorausgesehen hatte; Marizkij wandte sich an Mademoiselle Bochet, um die Umstände zu

erfahren, unter denen sich das junge Mädchen von seiner Tante getrennt hatte; und die Lehrerin sprach sich, wie Wassilissa es gewünscht hatte, frei aus. Die dramatischen Einzelheiten der Einferkung und Flucht machten auf den jungen Mann einen großen Eindruck; er war von jeher ein wenig in sie verliebt gewesen, sein erstes Gefühl bei ihrem Wiedersehen war daher aufrichtige Freude; jetzt aber, wo er sie verfolgt und vermögenslos wußte, war sie ihm noch hundertfach teurer geworden. Er gehörte nicht zu denjenigen, welche sich durch Spuren des Leidens und der Krankheit auf einem schönen Gesichte abschrecken lassen; nicht bloß die Schönheit war es, die ihn fesselte, er sah in den blauen Augen noch etwas anderes als nur die reizende Form und den Sammetglanz des Blicks.

Nachdem er mit den Begebenheiten dieses ereignisreichen Sommers bekannt geworden war, suchte er einen schönen Abend aus, um mit Wassilissa zu sprechen.

„Sie haben mir die Erlaubnis erteilt, mich nach den Umständen, unter denen Sie Ihre Tante verließen, zu erkundigen, und ich habe diese Erlaubnis benützt. Gestatten Sie mir nun, Ihnen sagen zu dürfen, wie sehr ich Sie Ihres Mutes und Ihrer Charakterstärke wegen bewundere.“

Das junge Mädchen schwieg.

„Sie weigerten sich zweimal Ihr Schicksal mit dem eines Mannes, der Ihrer unwürdig war, zu vereinigen; war es nun die Ehe, die Sie fürchteten, oder der Mann?“

Wassilissa lächelte.

„Die Ehe war es nicht,“ sagte sie; „andere heirateten und sind glücklich geworden.“

Es war ein prachtvoller Abend. Sie gingen zur Musik; Frau Górow und die Schweizerin folgten ihnen auf dem Wege durch den dämmerigen Park. Sie waren allein, denn man konnte sie nicht hören.

„Hoffen auch Sie einst glücklich zu werden?“ fragte Marizkij ernst.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie leise, um ihre Gemütsbewegung zu verbergen.

Sie gingen noch einige Schritte weiter. Ein großer Fliederstrauch, der bereits anfang seine Blätter zu verlieren, verberg sie den nachfolgenden beiden Damen.

„Wenn Sie sich mir anvertrauen wollten,“ begann der junge Offizier, indem er Wassilissas Hand ergriff, die sie ihm

auch überließ, „so glaube ich, daß Sie glücklich sein werden, denn ich liebe Sie.“

Die Waise blickte ihm in die Augen. Die ihrigen glänzten in freudigem Stolze.

„Ich bin arm,“ sagte sie, „in Ungnade gefallen; die Welt tadelte mich, verachtet mich vielleicht; und Sie, achten Sie mich?“

„Ich liebe Sie,“ erwiderte Marizkij; auch seine Augen glänzten in wohlberechtigtem Stolze. „Wer dürfte es wagen, meine Frau zu mißachten!“

Die Blicke beider, welche sich wie zwei Stahlklingen gekreuzt hatten, flossen in unaussprechlicher Zärtlichkeit ineinander und Marizkij drückte seine Lippen auf die ihm überlassene Hand.

„Nun, was macht ihr denn da?“ rief Frau Górow, die hinter dem Fliederstrauch hervorkam.

„Wir warten auf Sie, Mama,“ sagte der junge Mann. „Ich glaube, wir thäten besser, jetzt nach Hause zurückzukehren. Ich habe Ihnen viel mitzuteilen.“

Er bot Wassilissa seinen Arm an und sie durchschritten so den Park, von den verwunderten Blicken der Spaziergänger verfolgt, die nur jungen Eheleuten oder höchstens offiziellen Brautpaaren eine solche Vertraulichkeit gestatten.

Marizkij's Erklärung war ausführlich; als Frau Górow vernahm, daß der junge Offizier der einzige Sohn reicher Eltern sei, die ihn liebten und keinen andern Wunsch hatten als den seinigen, konnte sie ihre Bewegung nicht verbergen. Wassilissa blickte stolz auf ihren Bräutigam, sie wußte weder ob er reich sei oder arm, noch wollte sie es wissen, sie dachte nur, daß er sie, ohne Mitgift, nur um ihrer selbst willen nehme.

„Wir sind noch nicht fertig,“ sagte das junge Mädchen, nachdem die Mutter das Brautpaar gesegnet und an der Brust der Tochter alle ihr zu Gebote stehenden Thränen vergossen hatte; „ich muß noch an meine Tante schreiben.“

„Haben Sie ihr seit Ihrer Abreise noch nicht geschrieben?“ fragte Marizkij.

„Nur einige Zeilen aus Moskau; sie hat mir aber nicht geantwortet.“

„Nun, so schreiben wir an unsere Tante!“ rief der Bräutigam fröhlich.

Man holte einen kleinen Tisch und Schreibmaterial

herbei; die Lampe wurde näher gerückt und beide Verlobte setzten sich nebeneinander, um diese wichtige Epistel zu schreiben.

Ungeachtet sie sich viel Mühe gaben, wollte es ihnen doch nicht gelingen, etwas Ordentliches fertig zu bringen. Vielleicht war an diesem Mißerfolg der Umstand schuld, daß Marizkij Wassiliffas linke Hand in seiner rechten gefangen hielt; man weiß ja, wie schwierig es ist, zu schreiben, wenn man das Papier nicht festhält. Kurz und gut, um zehn Uhr war Frau Górow genötigt, ihrem zukünftigen Schwiegersohn die Thür zu weisen; als Trost erklärte sie ihm, daß er in Zarskoje Selo wohne, daß der letzte Zug dorthin bald abgehe und daß er morgen wiederkommen dürfe.

Marizkij's Meinung war, daß Frau Górow das Recht der Schwiegermütter, ihre Schwiegersöhne zu mißhandeln, mißbrauche, und lachend trennte sich endlich die Gesellschaft; Marizkij hatte aber doch den Zug versäumt. Eine Mietdrofzke wollte er nicht nehmen und so ging er durch die malerischen Alleen des englischen Gartens, der Pawlowsk mit Zarskoje Selo verbindet, zu Fuß. Dieser Spaziergang von vier Kilometer kam ihm nicht lang vor. Sein Geist war ruhig, er hatte nicht unter dem Einflusse einer stürmischen Leidenschaft gehandelt, sein Herz aber war voll. „Dort ist dein Glück!“ hatte ihm sein Gefühl sowohl wie auch seine Vernunft gesagt; der junge Mann folgte ihrer Stimme und schwelgte jetzt in jener stillen Glückseligkeit, welche der Lohn wahrer Liebe ist. Vollkommen glücklich kehrte er nach Hause zurück.

Wassiliffa war an diesem Abend, als sie einschlief, im siebenten Himmel. Diejenigen, welche nie gelitten haben, können den Wert eines Glücks, welches durch Leiden erkaufte wurde, nicht schätzen; ihr von Stürmen verschont gebliebenes Leben kennt nicht die unaussprechliche Freude, ein Gut sein eigen zu nennen, das unerreichbar schien. Sie sind zu beklagen, diese armen Glücklichen.

Wassiliffa gehörte nicht zu ihnen; sie war von ihrem teurer erkauften Glück förmlich berauscht.

Der Brief an die Tante mußte aber jetzt geschrieben werden, und das war keine leichte Arbeit; sie gab sich alle Mühe und brachte endlich folgendes zustande:

„Meine liebe Tante und Wohlthäterin!

Seitdem ich Ihr Haus unter dem Schein der Undankbarkeit verließ, obschon mein Herz voller Dank für Ihre Wohl-

thaten ist, trat ein für mich äußerst wichtiges Ereignis ein. Ich bin die Braut von Alexis Marizkij, dessen Bekanntschaft ich letzten Winter bei Ihnen machte. Ich hoffe, meine liebe Tante, daß diese Heirat Ihren Beifall finden wird und daß Sie die Güte haben werden, mich zu segnen und zum Altar zu führen. Ihre dankbare und ergebene Nichte."

"Das ist etwas kurz," bemerkte Marizkij, nachdem er den Brief gelesen hatte.

"Meinst du?"

Nach russischer Sitte duzten sich die Verlobten; ein reizender Vorgenuß der Ehe, wenn man sich liebt. Sie blickte, an seine Schulter gelehnt, auf das Papier.

"Es ist wirklich etwas kurz!" wiederholte Marizkij verlegen.

"Was meinst du denn, daß ich noch hinzufügen sollte?"

"Ich weiß es wirklich nicht," sagte er lachend; "es ist kurz und bündig! Glaubst du, daß sie dir antworten wird?"

"Gewiß thut sie das," sagte das junge Mädchen, indem sie das Petschaft auf das weiche Siegellack drückte.

"Was wird sie dir wohl antworten?"

"Eine vier, vielleicht sechs Seiten lange Predigt! — O! ein Brief von Zina wäre mir weit lieber!"

"So schreibe ihr doch!"

"Was würde es nützen? Sie würde meinen Brief vielleicht gar nicht erhalten; es lohnt nicht der Mühe, und was sollte ich ihr auch schreiben, da ich weiß, daß ihre Mutter sich nur über meine Zeilen machen würde! Arme Zina! Sie würde sich so freuen!"

"Nun, deine Tante scheint ja recht böse zu sein!" rief Marizkij nachdenklich.

"Sie ist im Grunde genommen gar nicht so böse," sagte Waffilissa sanft.

"Auch der Menschenfresser ist eigentlich nicht böse," sagte Marizkij, und parodierte, ohne es zu wollen, Dmitrij; "wenn er aber hungrig ist, so frißt er kleine Kinder!"

"Das ist recht schlecht von dir," antwortete Waffilissa schmollend.

"Was ist denn recht schlecht?" fragte Marizkij im gleichen Tone.

Sie lachte, und von der Tante wurde einstweilen nicht mehr gesprochen.

XLVIII.

Das Komplott.

Während die Verliebten ohne besondere Ungebuld dem Ende der Hindernisse entgegensahen, als da sind Todes- und Geburtsschein, Ehebewilligung seitens der Eltern u. s. w., die der gütige Himmel Verlobten aufzuerlegen pflegt, ehe er ihnen Hymens Fesseln um den Hals schlingt, verlor Justine Adamowna ihre Zeit nicht. Ihre kleine Privatpolizei hatte auf ganz verdienstliche Weise gearbeitet und ihr zwei sehr wichtige Auskünfte gegeben.

Erstens hatte Frau Górow einen Tag vor ihrer Abreise aus Petersburg, um ihre Tochter abzuholen, einen Geldbrief erhalten. In Rußland verlangt das Gesetz von dem Empfänger eines solchen, daß er sich entweder persönlich im Postbureau einfinde oder daß er einer andern Person Vollmacht dazu erteile, beides ist mit weitläufigen Polizei-prozeduren verknüpft. Die kluge Justine hatte auf diese Weise in Erfahrung gebracht, daß der Geldbrief vom Fürsten Schúrow herrühre, da dieser verpflichtet war seinen Namen und seine Adresse auf der Außenseite des Couverts anzugeben.

Schon das war wichtig genug, war aber noch nicht alles; durch weitere Erkundigungen erfuhr sie, daß Fürst Schúrow auch an Mademoiselle Bochet einen Geldbrief gesandt und daß diese unverzüglich ihren Landaufenthalt verlassen habe, um zu Wassilissa zu ziehen, sowie auch daß diese in standesgemäßer Toilette alle Tage in Pawlowsk spazieren zu gehen pflege.

Fräulein Górow lebte also auf Rechnung des Fürsten und erwartete natürlich seine Ankunft; Justine setzte, nicht ohne Herzeleid, voraus, daß sie sich bald heiraten würden. Da wurde plötzlich — o Wunder — ein Brief Wassilissas, der an ihren Onkel adressiert war, im Kumjassinschen Hause abgegeben. Der Graf war gerade abwesend . . . Auf was für eine wunderbare Art Justine den Inhalt dieses Briefes erfuhr, ist nie herausgekommen; sicher ist es jedoch, daß sie schon am gleichen Abend wußte, Fräulein Górow sei im Begriff, Frau Marizki zu werden.

Diese Nachricht setzte die Favoritin anfangs in Erstaunen.

Wie? Dieses abscheuliche, widerspenstige, freche Mädchen, welches sie so sehr beleidigt hatte, sollte einen schönen jungen Mann, der nicht Fürst Schürow hieß, heiraten? . . . Aber wie verhielt es sich denn da mit dem Fürsten?

Ein Strahl des Himmels erleuchtete Justine. Der Fürst hatte also, — das war doch ganz klar — nur eine Schuld bezahlt und Marizkij war sein Nachfolger. Was konnte einfacher sein!

Das war allerdings einfach genug, und doch war Justine genötigt, sich vor der hohen Weisheit, welche über solche Auskunftsmittel verfügen konnte, zu beugen.

„Das hätte ich ihr nicht zugetraut!“ sagte sie bewundernd.

Es genügte aber nicht, alle diese Geheimnisse aufgedeckt zu haben; schöne Seelen haben auch das Bedürfnis, ihre Freuden andern mitzuteilen.

Justine setzte sich daher an denselben Schreibtisch, an welchem sie ihre tugendhafte Korrespondenz mit der Gräfin zu führen pflegte, und mit derselben Feder, welche ihre Berichte über die Wohlthätigkeitsanstalten niederschrieb — o, keusche Muse, verhülle dein Antlitz! — lud sie Nikolaus Tschudessow zu einem Rendezvous, ja, zu einem Rendezvous ein.

Als Nikolaus Tschudessow den Brief erhielt, dachte er an ganz andere Dinge. Die anscheinend offizielle Adresse ließ ihn an irgend eine amtliche Zuschrift glauben und er steckte daher das Schreiben uneröffnet in die Tasche. Einige Stunden später machte er sich aber doch Vorwürfe über diese Nachlässigkeit; er holte also den vergessenen Brief hervor und die geheimnisvolle, nur aus zwei verschlungenen Buchstaben bestehende Unterschrift Justines brachte auf ihn dieselbe Wirkung hervor, welche die Alten dem Kopfe der Medusa zuschrieben.

Aus dem Feldzuge, den er unter dem Kommando dieses tapferen Mädchens gemacht hatte, war ihm die allerunangenehmste Erinnerung zurückgeblieben. Trotzdem aber las er und sah dann auf die Uhr; die Stunde war nahe, so nahe sogar, daß sie fast schon angebrochen war . . . Er nahm daher eine Droschke und eilte an den Ort des Rendezvous.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu, überall wurden bereits an diesem staubigen Augustabend die Laternen angezündet; der Garten des Instituts der Ingenieure, in welchem Justine ihn erwartete, war von allerlei Papierfetzen —

ehemaligen Hüllen von Bonbons oder Würstchen — übersät; Apfelsinenschalen, im Frühjahr schon dorthin geworfen, lagen unter den Sträuchern umher; Dienstmädchen und Handwerksgefelln plauderten hie und da; es war ein gemeiner Platz für ein Rendezvous, auch die Stunde war unpassend und der Staub drohte Tschudessow zu ersticken; er konnte es daher nicht unterlassen, innerlich einen Vergleich anzustellen zwischen diesem jeglicher Anmut entbehrenden Orte und dem verschleierten Fräulein, das sich ihm ungeduldig näherte.

„Sie kommen spät,“ sagte sie ihm mit scherzhaftem Vorwurf.

Das vergilbte Gespenst seiner Jugend trat dem Beamten vor die Augen; er mußte dieses aufdringliche Bild verjagen.

„Das Pferd vor meiner Droschke taugte nichts,“ antwortete er.

Alle, die zu spät kommen, haben immer ein schlechtes Pferd vor ihrer Droschke gehabt.

Sie führte ihn nach dem entferntesten Ende des Gartens, wo sich eine Bank befand.

„Erinnern Sie sich Wassilissa Görows?“ fragte Justine.

„Ob ich mich ihrer entsinne! Ich habe guten Grund, sie nicht zu vergessen,“ antwortete Tschudessow und wies mit dem rechten Zeigefinger auf seine linke Schulter.

„Wollen Sie sich rächen?“ flüsterte die Favoritin und blickte mit ihren stechenden Augen in die ihres Freundes.

Dieser dämpfte unter seinen gesenkten Augenlidern das plötzliche Aufleuchten seines Blickes und antwortete gleichgültig:

„Mich rächen? An wem?“

„An ihr und an ihm.“

„An welchem ‚ihm‘?“

„An dem Fürsten.“

Tschudessow schwieg. Wir sagten schon: große Freude ist stumm.

„Warum nicht?“ antwortete er sanft, nachdem er wieder Herr seiner Stimme geworden war. „Ist aber auch die Möglichkeit vorhanden?“

„Würde ich sonst mit Ihnen davon sprechen? Hätte ich Sie sonst hierher bemüht?“

„O, Justine Adamowna! das Vergnügen, Sie zu sehen . . .“



Das ältliche Fräulein warf ihm einen fragenden Blick zu, in dem auch eine Art von bitterem Hohn lag.

„Sie sind sonst nicht sehr lüſtern nach dieſem Vergnügen, laſſen wir es alſo lieber beiſeite. Ja, ich ſage Ihnen, es iſt möglich.“

„Ich meine ohne Gefahr?“

„Ohne jegliche Gefahr . . . für uns,“ fügte ſie hinzu und ließ in ihrem süßen Lächeln eine ganze Reihe von gelben Perlen ſehen.

„Das meine ich,“ antwortete Tſchudeffow und zeigte ſeine ſpizigen, denen des Wolfes ähnlichen Zähne.

Juſtine erzählte dann ihrem Freunde die Thatſachen, welche ſie in Erfahrung gebracht hatte — nur die Thatſachen allein — und überließ es ihm ſelbſt die in die Augen fallenden Schlüſſe daraus zu ziehen. Der Freund aber verſtand die Sache anders, er wollte keine Verantwortlichkeit auf ſich nehmen.

„Sie ſchließen alſo daraus . . .“ fragte er, als ſie geendet hatte.

„Den Schluß können Sie ebenſogut wie ich ziehen,“ ſagte ſie mißgeſtimmt. „Der Fürſt zahlt, wahrſcheinlich hat er alſo gekauft.“

„Aber wo bleibt die Rache? Ich begreife nicht . . .“

Juſtine dachte, daß die Männer, mit den Frauen ver-  
glichen, doch recht einfältig ſeien.

„Sie will Mariſkij heiraten!“ ſagte ſie mit dem Gefühl des Mitleids für den Mangel an Intelligenz ihres Freundes.

„Nun, und weiter?“

„Mariſkij hat eine Familie, eine ſehr edle, ſehr alte, unbeſcholtene Familie; glauben Sie, dieſe ablige Familie würde jenes Fräulein aufnehmen, wenn ſie die Wahrheit wüßte?“

„Ah! ganz richtig! Sie ſind bewundernswürdig, Juſtine Adamowna! Daran hätte ich nicht gedacht. Und verſagen die Eltern ihre Einwilligung, dann iſt der junge Mann in Verzweiflung . . .“

„Und tötet Schürow . . . natürlich im Duell!“

Beide Freunde lachten in vollſtändiger Uebereinstimmung.

„Und heiratet das Fräulein nicht!“ ſchloß Tſchudeffow.

„Gerade das iſt's, was ich beabſichtige; ſie ſoll als Mädchen ſterben!“ rief die Favoritin in unauslöſchlichem Haß. Tſchudeffow war von dem, was er gehört hatte, entzückt

und wurde immer mehr in der Ansicht bestärkt, daß Justine alles allein besorgen müsse.

„Wie aber sollen es die Eltern erfahren?“

„Man schreibt — ohne zu unterzeichnen,“ antwortete Justine und blickte auf den Saum ihres Taschentuchs.

„Ausgezeichnet! Das ist sehr gut erfunden; wer aber wird schreiben?“

„Sie! Da Sie es sind, der sich rächt!“ erwiderte die Favoritin sanft.

„Ich? O nein!“ antwortete Tschudessow entschieden.

„Ich darf mich nicht bloßstellen; da ziehe ich es lieber vor, Verzicht zu leisten.“

Bei diesen Worten kreuzte er die Füße wie jemand, der einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt hat.

„Nun, dann thue ich es,“ flüsterte die Freundin düster.

„Ah! Tschudessow, Sie würden Ihr ganzes Leben lang mit mir gemacht haben, was Sie wollen . . .“

Der Schluß dieses Gedankens endete in einem Seufzer. Um die hinreißende Macht einer gefährvollen Lage zu vermeiden, welche die Herzensergießungen so sehr begünstigte, erhob sich der Freund.

„Sie sind meine wahre, meine einzige Freundin,“ sagte er gerührt; „Sie sind gütig und ergeben; ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“

Ein zweiter Seufzer war Justines einzige Antwort.

„Und . . . wann werden Sie dieses Geschäftchen besorgen?“ begann Tschudessow wieder, ohne besonderen Nachdruck auf diese Frage zu legen.

„Sobald als möglich; vielleicht heute abend noch; jedenfalls aber morgen. Das Resultat wird nicht lange auf sich warten lassen.“

Das Pärchen schüttelte sich verständnisinnig die Hände und trennte sich dann.

## XLIX.

### Marizkij gerät in Torn.

Vor einigen Tagen schon hatte Marizkij an seine Eltern geschrieben, um ihnen sein Heiratsprojekt mitzuteilen und ihre Einwilligung zu erlangen; er wunderte sich, daß sie so lange

mit der Antwort zögerten; endlich kam der ersehnte Briefbote. Hastig riß der junge Mann das Siegel auf und mit dem Briefe seines Vaters fiel auch ein Blatt ordinären Papiers, das mit groben Schriftzügen bedeckt war, auf den Tisch; ein Geburtsschein aber war nicht dabei. Er begann den Brief seines Vaters zu lesen und sofort stieg ihm vor Wut und Scham das Blut in den Kopf.

„Wir waren eben im Begriff, mein lieber Sohn,“ schrieb der alte Marizkij, „dir deine Papiere mit unserer Einwilligung zu senden, als wir plötzlich einen ganz eigentümlichen Brief empfangen, der uns viel zu denken gab. Nicht, daß wir auf solche Denunziationen großen Wert legen; aber man kann, wenn es sich um die Schließung einer Ehe handelt, nicht vorsichtig genug sein, denn das ganze Lebensglück hängt davon ab. Ziehe also Erkundigungen ein und teile uns mit, was du erfährst; wir werden sehen, ob wir dir deine Papiere und unsern Segen alsdann senden können.“

Marizkij ergriff den grauen Papierfetzen und las folgendes:

„Ein Freund, welcher ehrenhaften Leuten einen Dienst erweisen möchte, teilt Ihnen mit, daß das von Herrn Alexis Marizkij zur Ehe begehrte Fräulein vom Fürsten Schürow, Gouvernament N\*\*, unterhalten wird, gegenwärtig auf seine Kosten lebt und mit seiner Hilfe aus dem Hause ihrer Tante Kumjassin flüchtete.“

In seiner Wut zertrümmerte der junge Offizier den ersten besten Stuhl, der ihm in die Hand kam. Er stampfte so lange darauf los, bis der Stuhl einem Haufen Brennholz glich. Diese kleine Kraftäußerung that ihm wohl, er begann nun mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab zu gehen und gab dem Verfasser des anonymen Briefes alle Schimpfworte, an denen die russische Sprache so reich ist.

Sein Stiefelpußer, in der Meinung sein Herr habe ihn gerufen, trat schüchtern ein:

„Ah! gut, daß du kommst! Laß mein Pferd satteln, sofort!“ rief ihm Marizkij zu.

„Aber, mein Herr, in einer halben Stunde fängt das Exercieren an!“

„Zum Teufel das Exercieren! Nicht räsonniert! Das Pferd satteln!“

Der Stiefelpußer gehorchte, und zehn Minuten später befand sich Marizkij in voller Carriere auf der menschenleeren

Straße nach Pawlowsk. Als er außerhalb der Stadt war, traf er einen Kameraden, der ihn anrief:

„He! Marizkij, das Exerzieren! Man wird dich in Arrest schicken!“

„Zum Teufel den Arrest und das Exerzieren! zum Teufel den Oberst, dich und mich selber! Nun, was thut's, wenn man mich ins Loch steckt?“ rief Marizkij aufgebracht.

Er stieß seinem Pferde die Sporen in die Seite. Das edle Tier, welches nie eine solche Behandlung erfahren hatte, bäumte sich so, daß der junge Mann seine ganze Sorge vergaß und sich eine Zeitlang ausschließlich mit seinem Pferde beschäftigen mußte. Er beruhigte das ungerecht bestrafte Tier mit sanfter Stimme, und bald darauf galoppierte es wieder folgsam auf dem feinen Sand des Reitwegs.

„Welcher Teufel kann das geschrieben haben?“ wiederholte Marizkij; „wer war der Glende, der . . .“ Und die Schimpfwörter begannen aufs neue. Es fiel ihm keinen Augenblick ein zu glauben, daß die Verleumdung begründet sein könnte, und sein ganzer Zorn konzentrierte sich auf den Verleumder. Umkreist man aber ein Haus öfters, so hat man gewöhnlich auch den Wunsch, in das Innere deselben einzudringen; so wollte der junge Offizier, nachdem er sich gefragt hatte, wer der Urheber dieser Verleumdung sei, auch wissen, zu welchem Zwecke sie wohl erfonnen sein könnte.

„Wassilissa wird es mir sagen können,“ dachte er; „ich werde sie fragen.“ Er lenkte sein Pferd Pawlowsk zu und nach zwanzig Minuten trat er bei seiner Braut ein.

„Wie? du hier?“ rief sie strahlend. „Wie bin ich froh! Ich glaubte, du seiest beim Exerzieren.“

Ohne ein Wort zu sprechen, drückte Marizkij das junge Mädchen an sich und bedeckte ihr blondes Haar mit leidenschaftlichen Küssen.

„Was gib't's?“ fragte sie ganz blaß, nachdem sie sich aus seiner Umarmung befreit hatte. „Du bist so aufgereggt.“

„Höre, Lissa,“ sagte der junge Mann, „ich kann dir nichts verbergen, du würdest es doch erraten; hören Sie, Mama,“ sagte er zu Frau Göröw, welche ganz erschrocken eintrat. „Ich erwartete meine Papiere für die Trauung und da schickte man mir dies; die Eltern erhielten es auf dem Lande.“ Er zog den anonymen Brief hervor und wollte ihn Wassilissa geben, zog ihn aber schnell wieder zurück. „Nein, meine Liebe, das ist nichts für dich; deine Augen

sollen diese Niederträchtigkeit nicht lesen. Da, Mama, nehmen Sie ihn.“

Frau Górow nahm das Papier, las es, ließ es fallen und suchte einen Stuhl, um sich darauf niederzulassen.

„Das ist nichtswürdig!“ sagte sie mit ersticker Stimme.

„Nicht wahr?“ rief Marizkij; „aber wir werden den Verfasser schon finden.“

Wassilissa hatte den Brief aufgehoben und ruhig gelesen. Als ihr Bräutigam sich umwandte, bemerkte er es und riß ihn aus ihren Händen.

„Ich habe ihn gelesen,“ sagte sie; „nicht wahr, du glaubst es nicht?“

Marizkij kniete vor ihr nieder und nahm ihre beiden Hände:

„Blicke in meine Augen,“ sagte er; „sehe ich aus, als ob ich es glaubte?“

Wassilissa sah ihn mit leicht gerunzelten Brauen aufmerksam an; dann erheiterten sich ihre Züge und sie neigte sich zu ihm und sie küßten sich.

„Welche gemeine Kreatur . . .“ begann Marizkij, indem er aufstand.

„Das ist das nämliche Papier, welches in der Wohlthätigkeitsanstalt meiner Tante benutzt wird. Ich würde mich nicht wundern, wenn es von Justine oder von Tschudessow herrührte, oder auch von beiden; hatte ich doch schon immer die Idee, daß sie besser miteinander bekannt seien, als sie sich den Anschein gaben. Sie sagte mir immer gar zu viel Gutes von ihm.“

„Was ist das für eine Justine?“ fragte Marizkij. Ihr Name war in seiner Gegenwart nie so ausgesprochen worden, daß er sich desselben hätte erinnern können.

Wassilissa erzählte ihm die Geschichte ihrer ersten Verlobung.

„Ja, ich entsinne mich,“ sagte Marizkij, „Fürst Schürow verwundete diesen Civilisten . . .“

„Der Fürst!“ wiederholte Lissa; ihr Gesicht bedeckte sich mit einer intensiven Röthe. Ein trostloser Gedanke kam ihr plötzlich.

„Mama, Mama!“ rief sie; „wo haben Sie das Geld hergenommen, um mich abzuholen?“

„Ach ja!“ schluchzte Frau Górow; „ach, der Fürst schickte es mir!“

„Die Verlobten sahen sich betroffen an. Ein finsternes Schweigen trat ein, welches nur von dem Geräusch unterbrochen wurde, das Frau Górow durch ihr fortwährendes Schnauben hervorbrachte.

„Wieviel war es?“ fragte Marizkij.

„Fünfhundert Rubel,“ antwortete die unglückliche Mutter.

Wassilissa lief an ihren kleinen Schreibtisch, zählte schnell den Inhalt der Schublade, nahm einen Hundertrubelschein heraus und warf das übrige vor ihrer Mutter auf den Tisch.

„Welch Glück!“ rief sie; „ich habe von dem Gelde, das mir Onkel gab, noch sechshundert Rubel übrig! Mama, schreiben Sie sofort an den Fürsten, danken Sie ihm vielmals für seine Güte und für die Mühe, die er sich gegeben, mir zur Flucht zu verhelfen, und senden Sie ihm das Geld zurück.“

„Er also hat Ihnen geholfen?“ sagte Marizkij finster.

„Ja, aber ich habe ihn nicht gesehen; er hat alles mit Zina allein arrangiert; es sollte nicht einmal ein Verdacht entstehen, daß er an dieser Sache beteiligt sei; weder die Pferde noch den Wagen, die er selbst benutzt, hat er dazu hergegeben und ich habe ihn gar nicht gesehen.“

„Kein einziges Mal?“

„Seit Anfang April, als ich ihm auf einem Spaziergange mit Zina und der Gouvernante begegnete, sah ich ihn nicht wieder.“

„Ah! wie das wohlthut!“ rief der junge Mann strahlend und drückte seine Lippen auf Wassilissas Hand.

„Du zweifeltest, Böser?“

„Nein, mein Engel, ich zweifelte nicht. Aber hätte dich jemand auch nur ein einziges Mal in seiner Gesellschaft — und wäre es auch nur eine Minute lang, gesehen — so würde die Verleumdung gewonnen Spiel haben; während wir nun imstande sind, sie zu bekämpfen.“

„Wer aber konnte wissen, daß das Geld von ihm geschickt war?“ flüsterte Frau Górow jammernd; „ich hatte es doch niemand gesagt!“

„Der Verlust des Couverts genügte schon,“ antwortete Marizkij.

„Richtig!“ rief die arme Dame betroffen; „ich warf das Couvert, auf dem sein Name stand, fort. Aber sind wir denn von Spionen umgeben?“

Frau Górow legte sich von nun an, aus Furcht vor

Spionen nie eher schlafen, bis sie nicht jeden Winkel durchstöbert, speciell aber unter ihrem Bette nachgesehen hatte.

„Adieu!“ sagte Mariztij; „ich habe den Dienst versäumt und muß nun in Arrest . . . ich hatte den Kopf verloren. Aber es war doch gut, daß ich herkam, wenigstens bin ich jetzt ruhig.“

Er küßte seine Braut und seine zukünftige Schwiegermama und ritt zwar ruhiger, aber doch nicht heiterer heimwärts. Seine Aufgabe bestand jetzt darin, zu beweisen, daß diese Beschuldigung falsch sei; und dies war um so schwieriger, da für andere der Schein einer Schuld vorhanden war.

Als er so dahintritt und die vielen Verzögerungen und Hindernisse, welche seiner Heirat noch bevorstanden, überlegte, kam ihm plötzlich ein lichtbringender Gedanke. Gräfin Rumjassin war die einzige, welche beweisen konnte, daß der Fürst, seit sie auf dem Lande waren, ihre Richte kein einziges Mal gesehen und daß er sich seit der Abreise des jungen Mädchens aus dem Gouvernement N\*\* nicht entfernt habe.

Obgleich es keinem Zweifel unterworfen war, daß die Gräfin nur sehr wenig Wohlwollen für ihre Richte besaß, so war doch anzunehmen, daß, wenn man sich an ihren Edelsinn wandte, sie ihr Zeugnis nicht verweigern würde.

Während der drei Tage, die Mariztij im Arrest zubrachte, hatte er Zeit genug seinen Brief zu überlegen und zu schreiben; dieser Brief war aber auch ein kleines Meisterstück von Stil und Gefühl geworden. Da aber die Post keine Flügel hat, so blieb dem jungen Offizier hinlängliche Muße die günstigen und ungünstigen Chancen nebst allen Neben Umständen abzuwägen, bevor er eine Antwort bekam.

---

## L.

### Wie man die Greibhäuser mit Schirmen besucht.

Eine glückliche Eingebung, oder vielmehr ein kühner Einfall, veranlaßte den Fürsten, sich am Tage nach Wassilissas Abreise zur Gräfin Rumjassin zu begeben. Er kam kurz nachdem die Gräfin ihrer Tochter verziehen hatte. Diese spielte im großen Saale Klavier und hielt inne, als sie den Fürsten

kommen sah. Ein heiterer Blick aus Zinas Augen beantwortete Schürows stumme Frage, und er begab sich in den nebenanliegenden Salon.

„Guten Tag, Fürst,“ sagte die Gräfin freundschaftlich. Seit einiger Zeit sah sie sein Kommen gern. Nach Erledigung der Höflichkeitsformalitäten begann sie unbefangen:

„Meine Nichte hat uns verlassen.“

„Ah!“ erwiderte der Fürst, ganz erstaunt, daß man ihm ein Ereignis, welches eine große Umwälzung hervorgebracht haben mußte, so gleichmütig mitteilte.

„Ja; ihre Mutter hat sie abgeholt.“

Der Fürst war noch „einfältig“ genug, sich über die ungezwungene Art, in der ihm die Gräfin das Ereignis mitteilte, zu wundern.

„Ah! die Mutter hat sie abgeholt?“ wiederholte er; er wußte nicht, woran er war; hatte sich Frau Górow vielleicht wirklich vorgestellt und ihre Tochter offen mit sich fortgeführt? „Ah! und ist Fräulein Wassilissa gern mitgereist?“

„Ja doch, teurer Fürst!“ antwortete die Gräfin, welche sich nicht enthalten konnte, über die verblüffte Miene ihres Besuchers zu lachen.

„Ah!“ sagte der Fürst verlegen, „ausgezeichnet! Fräulein Wassilissas Befinden hat sich also gebessert?“

„Es scheint ihr viel besser zu gehen. Und was haben Sie getrieben, seit man Sie nicht gesehen?“

„Ich habe den gestrigen Abend dort drüben, jenseits des Flusses zugebracht; es schien mir, als ob ich hier bei Ihnen gegen neun Uhr einen Lichtschein gesehen hätte.“

„Ja; wir hatten einen kleinen Feuerschaden, der aber ohne weitere Folgen blieb; es war nur eine Scheune, nichts von Bedeutung. Haben Sie sich bei den Nachbarn gut unterhalten?“

„Man tanzte bis Mitternacht. Ich begleitete General Korzow nach Hause und habe die Nacht bei ihm zugebracht; ich komme direkt von ihm . . .“

„Da Sie so nahe waren, hätten Sie schon zum Frühstück zu uns kommen sollen,“ sagte die Gräfin liebenswürdig.

Sie machte im Laufe des Nachmittags die Bemerkung, daß der Fürst sich am vorigen Tage wohl sehr ermüdet haben müsse, denn er schien seiner Geisteskräfte nicht ganz mächtig zu sein. Der arme Fürst konnte sich auch in der That die sorglose Gleichgültigkeit seiner Wirtin nicht erklären. Er hatte



geglaubt eine gereizte Löwin zu finden, und nun befand er sich einem Salonkästchen gegenüber, das mit gewohnter Grazie schnurrte. So sehr er auch Weltmann war, aber diese Enttäuschung war ihm doch zu unerwartet.

Gegen vier Uhr kam ihm Zina zu Hilfe. Es war dies die Stunde, in der die Mutter die Unterhaltung der Gäste gewöhnlich ihr überließ, während sie selbst sich zum Mittagessen ankleidete. Miß Junior folgte ihrer Schülerin, sie war melancholisch und zerstreut und glich einem zerknitterten Bande, das man in irgend einem Winkel hatte liegen lassen. Ueberall sah sie Feuersbrünste und durchsuchte beständig ihre Taschen, ob auch keine Zündhölzchen darin seien und ob man ihr auch nichts anhaben könne.

Es regnete immerfort.

„Wollen wir in die Gewächshäuser gehen?“ sagte Zenarde nach fünf Minuten einer unzusammenhängenden Unterhaltung.

„O, Miß Zina, es regnet ja!“ sagte die Gouvernante.

„Um so besser! Wenn etwas passieren sollte, so würde der Regen das Feuer löschen,“ antwortete das boshafte Mädchen.

Ein Schauer durchzuckte die mageren Schultern der Engländerin, welche ihre Schülerin scheel anblickte.

„Wir nehmen Regenschirme mit! Mit Regenschirmen zu spazieren ist sehr amüfant, nicht wahr, Fürst?“

Für vornehme Damen, die den Regenschirm als Appendix eines Lakaien betrachten, der seine Herrin bei schlechtem Wetter an den Wagen begleitet, ist es freilich amüfant; aber diejenigen, welche sich seiner täglich bedienen müssen, finden vielleicht weniger Vergnügen daran; Zina gehörte allerdings zu denen, welche den Regenschirm bloß zu ihrem Vergnügen in die Hand nehmen.

Die drei Spaziergänger begaben sich ins Vorzimmer; ein Diener öffnete ihnen drei Regenschirme und jeder nahm den seinen zur Hand; so begannen sie über die Wasserpfüßen zu hüpfen, welche auf den vom Regen durchweichten Laubgängen standen. Die lebhafteste und muntere Zina stieß fortwährend mit ihrem riesigen Schirm an den des Fürsten — sie hatte sich den größten ausgesucht — und lachte wie ein Kobold. Miß Junior, die in der Handhabung dieses Instruments mehr Uebung hatte, schritt vorsichtig und langsam vorwärts, fürchtend ihr Kleid, welches züchtig über ihre Straußenfüße herabhing, zu beschmutzen.

Zina blieb in einiger Entfernung stehen, um zu beobachten, wie ihre Gouvernante da und dort ein trockenes Bläschen ausuchte, um ihre Fußspitze darauf zu setzen.

„Es fehlt noch jemand!“ rief die junge Gräfin; „die Partie ist nicht vollständig. Miß Junior, ich werde sie hoch verehren und alle Zündhölzchen, die ich noch besitzen könnte, in Ihre unschuldigen Hände niederlegen, Sie würden ein englischer Engel sein, ein Engel, wie ihn die Dichter schildern, wenn Sie meinen Bruder holen wollten. Sagen Sie Herrn Wachtel, ich müsse meinen Bruder haben. Namentlich aber sagen Sie ihm, daß er einen Regenschirm mitbringe!“

Obgleich Miß Junior einem Engel, selbst einem englischen Engel sehr wenig ähnlich sah, kehrte sie dennoch auf den Fußspitzen zurück, um den jungen Taugenichts zu rufen.

Herr Wachtel war sowohl grundsätzlich als auch von Natur immer geneigt, seinen Schüler gehen zu lassen. Dmitrij ließ sich also ein halbes Duzend Regenschirme aufmachen, die er alle zu klein fand; endlich entschloß er sich, einen aus roher Leinwand zu nehmen, der wie ein großer Pilz aussah. Er folgte Miß Junior und äßte ihren edigen Gang so treffend nach, daß Zina bei diesem Anblick schon von weitem laut lachen mußte. Während der kurzen Frist ihres Alleinsseins hatte sie übrigens schon mit dem Fürsten über ernste Gegenstände gesprochen und ihre Augen waren feucht.

„Sie ist fort?“ hatte Schürow gefragt.

„Ja, noch sehr krank, sehr schwach, ohnmächtig.“

„Ohnmächtig? Wie hat sie da so weit gehen können?“

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich sie tragen würde!“ antwortete Zina mit naivem Stolze.

Der Fürst sah sie mit einem Blicke an, vor dem sie die Augen senkte.

„Und Ihre Mutter?“ sagte er nach einem Moment des Schweigens.

„O, ich glaubte schon, sie würde mich verfluchen! Sie hat mich auch in Gegenwart aller verleugnet!“

Sie waren zwar allein, aber er getraute sich nicht, an dieser von allen Seiten offenen Stelle ihre Hand zu ergreifen.

„Wie stellten Sie es an, sie hinauszuschaffen?“

„Ich zündete die Scheune an! Nehmen Sie sich in acht, Fürst, ich bin gefährlich!“

Das junge Mädchen blickte ihn mit ihren von Geist und Schelmerei strahlenden Augen an.

„Gefährlich?“ wiederholte der Fürst halblaut; „sagen Sie heroisch!“ Zina schlug ihre braunen Augen nieder. „Heroisch! und zwar so sehr, daß man Sie nie genug bewundern, nie . . . genug lieben kann,“ fügte er mit leiserer Stimme hinzu.

Sie schwiegen. Zina fühlte, wie sich ihr Herz gleich einem Blumenkelch in den Strahlen der Sonne öffnete; ihre Wangen färbten sich lebhafter.

„Meine Cousine, meine einzige Freundin . . . ist durch Ihre Beihilfe gerettet. Ich sage Ihnen meinen Dank . . .“

Am Ende der Allee erschien in diesem Moment Dmitrij.

„Schauen Sie nur meinen Bruder an,“ sagte sie und fing wieder wie närrisch an zu lachen; der Fürst stimmte ein, obgleich die Lage eigentlich ernst, zu ernst zum Lachen war; aber beim Anblick der genauen, kunstvollen Karikatur des Knaben konnte auch er seinen Ernst nicht bewahren. Mit wenigen Sprüngen war Dmitrij bei ihnen. Zina nahm ihm seinen Schirm aus der Hand und schob ihn zum Fürsten hin.

„Umarmen Sie ihn!“ sagte sie, „er ist ein junger Held.“

Der Fürst hob den kleinen ganz beschmutzten Helden in die Höhe und setzte ihn erst wieder auf den Boden, nachdem er ihn mehrere Male auf seine gebräunten und jetzt wieder blühenden Wangen geküßt hatte.

„Meine Schwester ist die wahre Heldin,“ antwortete Dmitrij, „meine große Schwester! Sie fürchtet sich vor nichts, ich möchte ihr ähnlich sein!“

Miß Junior kam jetzt näher; Dmitrij nahm seinen Schirm wieder und begleitete die Gruppe springend und hüpfend bis zu den Treibhäusern.

„Necke ein wenig Miß Junior,“ sagte Zina leise zu dem Knaben, „ich möchte gern mit unserem Freund sprechen.“

Dmitrij ließ sich das nicht zweimal sagen; ehe noch die Engländerin Zeit hatte zu fragen, wohin er gehe, hörte sie schon am andern Ende des Treibhauses heftiges Vogelgekreisch.

„D,“ rief sie klagend, „das Kind ist wieder zum Vogelhaus hingegangen! Er wird sich wieder vom Papagei beißen lassen wie letzthin!“

Jetzt hörte man Dmitrijs Stimme, wie er die seines gefiederten Gegners nachahmte und ihn mit Schimpfworten

überschüttete. Der Papagei antwortete mit solchem Eifer, daß Miß Junior zum Vogelhause hineilte, wo sie Dmitrij traf, der, so gut er konnte, mit dem Stiel seines Schirmes herumfocht.

Der Obergärtner näherte sich den jungen Leuten, nahm ihnen die Schirme ab und entfernte sich dann wieder. Zina holte eine kleine Pflanzenschere aus der Tasche und fing an Blumen abzuschneiden. Das Gewächshaus, in dem sie sich befanden, war alt: kleine grünliche Glasscheiben von schweren Eichenrahmen eingefast; aber wen kümmerte das Äußere? Auch die Pflanzen waren meistens alt: große Orangenbäume, gigantische Myrten, Citronenbäume von fünfzehn Fuß stießen mit der Krone an das Glasdach; die treppenförmigen Blumengestelle standen voll seltener Pflanzen; alle Arten von Rosen, verschiedenfarbige Geranien, prächtige Farne, sammetartige Gloxinien, phantastische Calceolarien, Begonien von allen Farben und im modernsten Geschmacke.

Der Fürst horchte nur mit halbem Ohr auf das von weitem herüberτόnende Gekreisch aus dem Vogelhause; er sagte sich, daß die Minuten gezählt seien, trotzdem verlor er doch einige, bevor er den Mund öffnete.

„Ich wäre froh,“ sagte endlich Zina, indem sie aus einem Myrtenstock einen Haufen blühender Zweige herauschnitt, welche sie in ihrem Kleide sammelte, „ich wäre sehr froh, wenn meine Cousine sich bald verheiraten möchte, natürlich ihrer Neigung gemäß; nur eine Heirat kann ihr eine unabhängige Stellung verschaffen.“

„Das wäre in der That das Beste,“ sagte Schürow. „Ich pflichte Ihnen von ganzem Herzen bei.“

„Wirklich?“ sagte das junge Mädchen und wütete eifrig unter den Rosen; „ich glaubte, daß . . .“

Sie hielt verwirrt inne, ihre Gartenschere entfiel ihr und der Fürst beeilte sich, sie aufzuheben.

„Sie spielen auf die Gefühle an,“ sagte er, „die mir Ihre Cousine einflöste? Ja, ich gestehe es, ich liebte sie und ich glaube, daß ich sie auch jetzt noch ebenso liebe wie je; nur hat die Zuneigung, welche ich für sie empfinde, nichts Leidenschaftliches, und, ich sehe es jetzt ein, es war mehr ihrer peinlichen Lage, ihrer Abhängigkeit . . .“ Zina schnitt mitleidslos alles herunter, was ihre Schere erreichen konnte; die Blumen quollen nur so aus ihrem aufgerafften Kleide hervor. „Und dann sprach sie auch gütig mit mir, sie

behandelte mich achtungsvoll, sie lachte nicht über mein linksches Benehmen . . .“ Zina errötete mehr als je. „Sie selbst,“ fuhr der Fürst fort und wickelte eine Epheuranke um seine Finger, „sprachen im vorigen Sommer nur selten mit mir, ohne über mich zu lachen . . .“

„Ich war ein kleines Mädchen,“ rief Zina, „ein launenhaftes und zuweilen böses Kind! Ich kannte Sie noch nicht . . .“

Die Schere wütete in einer prächtigen Belargonie herum, so daß dieselbe im Nu ganz kahl war.

„Also jetzt errege ich Ihren Spott nicht mehr?“ fragte der Fürst wieder schüchtern.

„Sie sind der beste, der großmütigste Mensch! Denn wenn es nicht aus . . . Liebe war,“ fuhr sie mutig fort, „daß Sie meiner Cousine beistanden, wie sollte man denn sonst Ihre Hochherzigkeit nennen?“

„Nein,“ antwortete der Fürst langsam, „aus Liebe geschah es nicht; ich bin jetzt sogar so weit gekommen, mich ernstlich zu fragen, ob ich sie überhaupt geliebt habe. Ich liebte den Gedanken an eine Gattin, eine Freundin, eine junge Fee an meinem traurigen Junggesellenherde in ihr . . . Aber nachdem ich erfahren hatte, daß sie mich nicht liebt, da empfand ich nicht jenen heftigen Kummer, der eine Existenz zu zerstören vermag; ich war nur verdrießlich,“ fügte er lächelnd hinzu.

Zina blieb vor ihm stehen und hielt immer noch ihr Kleid, aus dem die Blumen in langen Ranken herabhingen.

„Und dann?“ fragte sie unruhig.

„Dann, als ich Ihren Brief empfing . . .“

„Bermuteten Sie, daß er von mir sei?“ unterbrach sie ihn neugierig.

„Ich muß gestehen, nein.“

„Ich aber dachte gleich an Sie!“

„Meine Vermessenheit ging nicht so weit, um vorauszusetzen, daß irgend jemand auf der Welt meinem Andenken so viel Achtung und Freundschaft widmen könnte. Als ich durch Sie erfuhr, daß ich nützen könne, beeilte ich mich zu handeln; ich that, was ich konnte . . .“

„Und Sie wurden verwundet, hätten getötet werden können. Ich war sehr egoistisch; ohne mein Dazwischentreten wäre das alles nicht geschehen . . .“

„Ihre Cousine wäre mit diesem Elenden unglücklich

geworden. Und dann, kann denn ein solcher Mensch einen Ehrenmann töten?"

„Wie machten Sie es nur,“ fing Zina wieder an, „daß man in der Gesellschaft nicht mehr von Ihrer“ — sie zögerte — „Freundschaft für Lissa sprach?“

Der Fürst, zum erstenmal von diesem Gedanken überrascht, legte sich die nämliche Frage vor. Plötzlich erinnerte er sich des Vorwandes, den er seinem Freunde Sacharjew gegeben hatte: „Nehmen Sie an, ich hätte die Absicht um die Hand der Komtesse Kumjassin zu werben.“ Er errötete bis über die Ohren. Als Zina sein Erröten bemerkte, wurde auch sie verlegen und setzte sich nieder, ihr Bouquet zu ordnen.

„Die Anhänglichkeit, welche ich für Ihre Frau Mutter fühle, ist ja bekannt,“ sagte er nicht ohne Verwirrung.

Zina schlug ihre schelmischen Augen zu ihm auf, senkte sie aber gleich wieder; er schwieg betroffen.

„Nun,“ sagte sie, „da man nicht weiter darüber gesprochen hat, so ist's um so besser; was brauchen wir mehr? Sie haben ein edles Herz, Fürst; Sie sind großmütig und gütig . . . und ich bereue von ganzem Herzen den Spott, der Sie ehemals so sehr verletzte. Werden Sie mir vergeben?“

Bei diesen Worten reichte sie dem Prinzen Charmant ihre feine, rosige Hand. Diesmal wagte er es, seine Lippen darauf zu drücken. Das Geräusch herbeieilender Schritte wurde vernehmbar. Zina stand erschrocken auf und ließ ihre ganze Blumenernte auf den Boden fallen. Dmitrij sprang herbei und in einiger Entfernung folgte Miß Junior.

„Der Feind!“ rief er ihnen schon von weitem zu.

„Ich bin auf ewig Ihr ergebener Sklave,“ flüsterte, durch die günstige Gelegenheit ermutigt, der Fürst; er senkte ein Knie vor ihr.

Zenarde antwortete nicht, sie hatte sich wieder hingesezt, und Schürow begann, ohne Verlegenheit zu zeigen, die herabgefallenen Blumen einzeln aufzulesen und legte sie ihr auf den Schoß. Als er damit fertig war, stritten sich Dmitrij und Miß Junior in ihrer Nähe nach Herzenslust.

„Diese ist für den Ritter der Damen,“ sagte Zina und reichte dem Fürsten, der noch vor ihr kniete, eine Theerose. Ihr Blick voller Sanftmut traf die beredten Augen Schürows. Er war jetzt weder häßlich noch schüchtern; zum erstenmal

fühlte er, daß er Anerkennung gefunden habe; jetzt liebte er wirklich und von ganzem Herzen.

Das Bouquet war beendet und man ging wieder ins Haus zurück. Es regnete nicht mehr; die Regentropfen fielen nur noch mit leisem, melancholischem Geräusch von Zweig zu Zweig; das Erdreich sog nach und nach das überflüssige Wasser in sich auf; an dem immer noch bewölkten Himmel verriet ein gelber Strahl die Gegenwart der Sonne; in der ganzen Natur lag eine Art Mattigkeit, eine Abspannung. Die beiden jungen Leute gingen miteinander bis an die Hausthür, ohne das Schweigen zu unterbrechen.

Zina begab sich nachdenklich auf ihr Zimmer um Toilette zu machen, indes der Fürst sich zur Gräfin verfügte.

Der Tag endete wie alle andern Tage. Am Abend, bevor Zina einschlief, prüfte sie staunend und gerührt ihr Herz. Es antwortete ihr, daß unter allen glänzenden Kavalieren die sie kannte, es keinen gäbe, der nicht vor Prinz Charmants Verdiensten und Tugenden unendlich weit zurücktreten mußte.

„Nun, und wenn es wäre?“ sagte sie sich stolz. „Ich habe nicht nötig zu erröten, daß ich Fürst Schürow liebe.“

Lieben . . . schon? und weshalb nicht?

„Ich werde bald siebzehn Jahre alt sein,“ dachte sie, „und es ist nicht meine Schuld, wenn man mich zwang schnell zu leben.“

Mit dem Gedanken an das Treibhaus schlief sie ein.

## LI.

### Wassilissa sagt Eschudessow deutlich ihre Meinung.

In der nächsten Woche kam der Fürst wieder, dann kam er abermals; die Gräfin hatte nichts dagegen einzumenden.

Zenarbe war glücklich; ihr Leben floß in süßem Reiz dahin. Er pflegte schon zeitig am Tage zu kommen; zuweilen spazierte man, öfters noch blieb man im Garten; am Abend hatte man das Piano mit seinem unerschöpflichen Reichtum an vierhändigen Stücken; da waren Ouvertüren, Symphonien,

Opern, ja sogar ganze Oratorien; die Gräfin war genötigt noch weitere Noten aus Moskau zu verschreiben.

Zuweilen dachte sie wohl, es sei zu viel der Musik und des intimen Beisammenseins; Zenarde schien an den Tagen, an denen die Trojka des Fürsten längs der Allee angefahren kam, sehr befriedigt zu sein . . . dann aber fügte die Gräfin in Gedanken hinzu, daß im Grunde genommen, diese Verbindung doch ganz annehmbar wäre und daß niemand etwas dagegen einwenden könne. Ueberdies hatte sie ja ihre Tochter so erzogen, daß eine Unschicklichkeit von ihrer Seite nicht zu befürchten war.

Wegen ihrer Nichte machte sich die Gräfin keine Sorgen mehr, nicht die geringsten. Den Brief aus Moskau hatte sie erhalten, hatte ihn gelesen und ihn dann samt den ihr dabei aufgestiegenen unangenehmen Gedanken beiseite gelegt. Darauf hatte ein Brief Justinens den Besuch Wassilissas bei ihrem Onkel gemeldet. Dieser Bericht erinnerte sie daran, daß sie es vergessen habe, ihren Mann von den Ereignissen in Rumjassino in Kenntniß zu setzen. Indem sie ihr Vergessen gut machte, schrieb sie dem Grafen unter anderem auch folgendes:

„Wassilissa hat es für gut befunden, uns zu verlassen; sie ist eine Undankbare, deren unbeugsames Naturell durch unsere Wohlthaten nicht nachgiebiger geworden ist. Sie hat, wie ich höre, Ihnen einen Besuch gemacht. Sollte sie Not leiden und sich an Sie wenden, so verlassen Sie sie nicht; im übrigen aber beunruhigen Sie sich nicht über ihr Schicksal. Dergleichen Menschen sind so undankbar wie die Katzen; sie finden auch immer die Möglichkeit, ganz wie jene, auf die Füße zu fallen, ohne sich weh zu thun.“

Nachdem sie diese Epistel abgefertigt hatte, trat die gewohnte Ruhe wieder ein, bis der zweite Brief Lissas sie aus dieser süßen Ruhe abermals emporriß.

Wassilissa heiratet! und Marizkij ist ihr Bräutigam! Derselbe Marizkij, den die Gräfin für würdig gehalten hatte unter die Auserwählten zu zählen, die ihrer Tochter den Hof machen durften! Marizkij, der Sprößling einer guten, altadligen Familie, reich, sehr reich, sehr gut situiert! Das war ja absurd! abscheulich! unmöglich! Absurd — ja; unmöglich — nein. Der Brief war da und Wassilissa hätte es nicht gewagt, die Mystifikation so weit zu treiben, um eine solche phantastische Fabel zu erfinden. Anstatt ihrer Nichte



zu antworten, schrieb die Gräfin ihrem Mann, um sich zu erkundigen, was das zu bedeuten habe.

„Das bedeutet, meine Teure,“ antwortete ihr der Graf, „daß Marizkij, der schon letzten Winter in Wassilissa verliebt war — wie ich von anderer Seite hörte — sie wiedergesehen hat, sie als das fand, was sie ist, nämlich reizend, hübsch, geistreich, ausgezeichnet gut erzogen, dank Ihrer mütterlichen Fürsorge, und daß er sie heiratet, was ich in seinem Interesse nicht beklagen kann.“

„Da sieht man wieder die Männer! Ein hübsches Gesicht verdreht ihnen sicher den Kopf!“ dachte die Gräfin verächtlich. Ob diese Betrachtung dem Grafen Rumjassin oder bloß dem Bräutigam Wassilissas galt, weiß man nicht.

Empört, daß ihr Mann in dieser peinlichen Angelegenheit sie verlassen hatte, nahm sie Papier, Tinte und Feder und schrieb mit ihrer drohendsten Handschrift:

„Mein Fräulein!

Als Sie mein Haus verließen, zerrissen Sie alle Bande, die mich an Sie fesselten. Sie bitten um meinen Segen; Sie geben sich da eine unnötige Mühe, denn ich wüßte nicht, wozu Ihnen dasjenige etwas nützen sollte, was Sie bisher so wenig geachtet haben. Was mich anbelangt, so trenne ich meinen Segen nicht von meiner Freundschaft, und weder diese noch jenen kann ich Ihnen geben. Da indes mein Versprechen gehalten werden soll, so lasse ich Ihnen Ihre Aussteuer, die in St. Petersburg ist, zusenden. Ihre Sachen werden demjenigen ausgeliefert, den Sie dazu bevollmächtigen. Ihre Mitgift ist beim Banquier N\*\* deponiert; Sie können sie am Tage Ihrer Volljährigkeit in Empfang nehmen; bis dahin wird man Ihnen die Zinsen monatlich ins Haus zustellen.

Gräfin Rumjassin.“

Dieser Brief, welcher Marizkij's Schreiben gekreuzt hatte, kam gerade zu rechter Zeit, um den Zorn und Schmerz des unglücklichen Kindes aufs höchste zu steigern. Nachdem der junge Mann aus dem Arrest entlassen war, fand er seine Braut in tiefster Niedergeschlagenheit, ihre Schwäche erinnerte an die Tage von Rumjassino; es kostete ihm große Mühe, besonders da er selbst sehr empfindlich berührt war, ihr wieder einigen Mut einzuflößen, und nur dadurch gelang es ihm, dem jungen Mädchen ein wenig Energie beizubringen, daß

er ihm die Notwendigkeit vorhielt, dem Sturme Trotz zu bieten und dem anonymen Feinde nicht die Genugthuung zu geben, ihm zu zeigen, daß seine Streiche getroffen haben.

Dieser Gedanke gab der jungen Braut auch wirklich einen Teil ihrer Kräfte zurück, sie fühlte sich stark genug, jeden Abend mit lächelnder Miene bei den Konzerten zu erscheinen, als ob ihr Glück nicht im mindesten getrübt sei.

Aber sie fühlte dennoch, daß sich eine gewisse Zurückhaltung in ihrer Nähe bemerkbar mache; ein gewisses Lächeln auf dem Gesichte gewisser Männer, während sie mit ihr sprachen, machte sie vor Zorn und Scham erröten. Die Grüße von Frauen ihrer Bekanntschaft waren weniger herzlich, ein flüchtiges Kopfnicken anstatt einiger freundlichen Worte seitens derjenigen, die ihr bisher Wohlwollen entgegengebracht hatten, bewiesen, daß Figaro nicht unrecht hatte und daß von einer Verleumdung, sie mag noch so albern sein, doch immer etwas hängen bleibt.

Was ihr am meisten Schmerz verursachte, war, daß sie nie dem Verfasser des anonymen Briefes begegnete.

„Ob es nun Justine oder ob es Tschudessow ist, einer von beiden ist es sicher,“ sagte sie sich; „begegne ich diesem verachtungswürdigen Geschöpf, welches mich zu Grunde richten wollte, so erkenne ich es sofort an seinem Blick.“

Eines Abends war Marižkij durch den Dienst verhindert sie zum Konzert zu begleiten; sie ging daher mit Mademoiselle Bochet hin. Sie war zerstreut, eine Beute der Aufregung, die an ihrem Leben nagte, und hörte nicht auf die Musik. Die Bemerkungen der guten Schweizerin beantwortete sie nur mit gezwungenem Lächeln. Diese, welche kein Mittel unversucht ließ um das junge Mädchen zu erheitern, war Spöterin geworden, sie, die in ihrem ganzen Leben den Sarkasmus nicht ausstehen konnte, fiel mit Hohn und Spott über die Toiletten und das Benehmen des in ihrer Nähe befindlichen Publikums her; aber das schmerzliche Lächeln, welches auf ihre spöttischen Bemerkungen folgte, bewies ihr klar, daß auch diese Anstrengung ebenso wenig Erfolg habe wie alle andern. Der Pfiff bei Ankunft des Petersburger Eisenbahnzuges schreckte Wassilissa auf, bald aber verfiel sie wieder in ihre frühere Gleichgültigkeit zurück. Der Garten war tageshell erleuchtet und jetzt strömten die Neuankommenden herein, welche gleichfalls der unbarmherzigen Kritik Mademoiselle Bochets anheimfielen.

Plötzlich blieb sie mitten in einer Phrase stecken, griff schnell nach ihrer Brille und setzte sie auf. Das junge Mädchen sah sie verwundert an und entdeckte, dem Blicke ihrer Gesellschafterin folgend, unter den Flammen eines Kandelabers, nur wenige Schritte entfernt — Tschudessow.

Er war noch gelber als sonst, seine Haare glatter und glänzender als seine gewichsten Stiefel. Er blickte sich vorsichtig um.

Wassilissa ergriff Mademoiselle Bochets Hand.

„Er hat uns noch nicht gesehen,“ flüsterte sie; „rühren Sie sich nicht, er sucht uns, das ist sicher. Thun Sie, als ob Sie ihn nicht bemerkt hätten.“

Mademoiselle Bochet richtete sofort ihre Brille auf den Kapellmeister; man begann gerade ein Potpourri, welches vor einigen Jahren sehr beliebt war und „Die Reise um die Welt“ hieß; Frankreich wurde darin durch die Melodie des „Malborough“ vertreten. Beide Damen schienen eifrig der Musik zu lauschen.

Tschudessow hatte in der That eine Eisenbahnfahrt von dreißig Kilometer Länge gemacht, um sich am Anblick seines Opfers zu weiden. Mit der gleichgültigen Miene eines Mannes, der gekommen ist, um sich zu amüsieren, schlenderte er im Garten umher; er hatte einige Bekannte getroffen, einige Händedrucke gewechselt und einigemal sein biegsames Rückgrat zu jenen eleganten Grüßen gebeugt, welche seiner Zeit vor den Augen seiner unerbittlichen Braut keine Gnade gefunden hatten. Jetzt, nachdem er vergeblich den Garten umkreist, hatte er sich dem Mittelpunkt genähert und war an den Kandelaber gelangt, welcher einen ausgezeichneten Beobachtungsposten abgab. Von hier aus durchforschte er die Menge und sein Adlerblick entdeckte bald die, welche er suchte.

Dann vertiefte er sich in den Anblick der Veränderung, welche diejenige erlitten, der er die Ehre zugebracht hatte seinen Namen zu tragen. Sie war sehr hübsch . . . leider! Die Schönheit hatte man ihr nicht rauben können; aber wie elend! Wie waren ihre blauen Augen in diesem süßen, blassen Anlitze so groß! Welche Müdigkeit und welcher Kummer im Ausdrucke! Das dumme Vorurteil, er sei nicht gut genug für sie, hatte sie teuer genug bezahlen müssen. Diese Justine war in der That unschätzbar; ihr Werk war vorzüglich gelungen.

Er war so sehr in die Betrachtung des Resultats ihres gemeinschaftlichen Werkes versunken, daß er das Aufhören der Musik nicht bemerkt hatte. Beim letzten Accord wandte sich Wassilissa plötzlich um und ihre Blicke durchbohrten Tschudessow. Mademoiselle Bochets Brille folgte der gleichen Richtung; beide Damen erhoben sich und, die Blicke fortwährend auf den verblüfften Beamten geheftet, näherten sie sich ihm.

Diese plötzliche Erscheinung traf ihn unvorbereitet; sein Blick voll befriedigter Schadenfreude ließ kein Mißverständnis zu. Vergebens versuchte er es, den Ausdruck der Gleichgültigkeit anzunehmen; die großen blauen Augen, welche eine so deutliche Sprache redeten, kamen, wie die Laternen einer daherlaufenden Lokomotive, immer näher. Er hatte das Gefühl als ob Wassilissa über ihn hinwegschreiten, ihn zermalmen würde; er suchte sich kleiner zu machen, um dem gefürchteten Zusammenstoß auszuweichen; aber, als sie zwei Schritt weit vor ihm stand, als sie ihm den Rückzug verlegt hatte, als er sich zwischen ihr und dem Randelaber gefangen sah, wies sie durch einen Blick an Mademoiselle Bochet auf ihn und sagte mit leiser, verhaltener Stimme, welche keine Erregung verriet:

„Feigling, elender Verleumder, der zu anonymen Briefen seine Zuflucht nimmt! Zuweilen wird man in der eigenen Falle gefangen!“

„O, mein Fräulein!“ rief Tschudessow mit einer mehr vor Angst als vor Zorn erstickten Stimme.

Einige Personen sahen sich um, auch Wassilissa wandte sich ab, ihr Gesichtsausdruck war so voller Hohn und Ekel, daß Tschudessow kein Wort mehr hervorzubringen vermochte. Die Zuschauer glaubten, er habe ihr aufs Kleid getreten und wolle sich entschuldigen. Da er sich nicht getraute noch ein Wort zu sagen, so zog er es vor zu verdusten und die ihm wiederfahrene Beleidigung einstweilen einzustecken.

Wassilissa aber setzte sich auf einen andern Platz und blieb heute, ihrer Gemohnheit entgegen, bis zehn Uhr; natürlich, ohne Tschudessow wieder zu erblicken.

LII.

Die Gräfin faßt einen hochherzigen Entschluß.

Der heutige Abend war Zeuge eines großen Wirrwarrs in Kumjassino. Erst am vorigen Tage hatte die Gräfin Marizkij's Brief erhalten; die Post kam in diese abgelegene Gegend wie überhaupt in ganz Rußland, mit Ausnahme der Städte, welche sich direkt an einer Eisenbahnlinie befinden, nur zweimal wöchentlich, und Marizkij's böses Geschick, das sich, um unsere Wünsche zu durchkreuzen, immer in unsere Angelegenheiten mischt, hatte ihn den Postabgang um einen Tag versäumen lassen.

Als die Gräfin den Brief geöffnet hatte, durchlief sie ihn zuerst, ohne den Inhalt zu verstehen; dann blickte sie auf die Unterschrift . . . Dieser Name machte sie starr vor Erstaunen . . .

„Wie? Nicht genug, daß dieser junge Mann die Rechte, welche ihr so frech den Gehorsam verweigert hatte, heiraten will, er erlaubt sich sogar, ihr zu schreiben . . . ihr?“

Nachdem sie ihrer Entrüstung freien Lauf gelassen hatte, nahm sie den Brief nochmals vor, denn sie mußte doch erfahren, was man von ihr begehre, und las ihn mit der peinlichsten Aufmerksamkeit durch.

Die ersten Phrasen mißfielen ihr; man fühlte die Unruhe eines von einer heftigen Gemütsbewegung arg mitgenommenen Mannes, und, wie erwähntes es bereits, die Gräfin war keine Freundin von Herzensergüssen; übrigens, wenn man die Ehre hat, an die Gräfin Kumjassin zu schreiben, muß man doch wenigstens vorher ein Konzept machen!

Das Kritifizieren der Ausdrücke hörte indes bald auf; was sie las, erfüllte sie mit Abscheu, schien ihr undenkbar. Wie, man wagte es, ihr Haus durch einen Verdacht zu befudeln? Denn es war ihr Haus, das beschimpft war. Wer durfte es wagen, den Verdacht zu hegen, daß ein unerlaubtes Verhältnis bei ihr habe stattfinden können? Und wen beschuldigte man, wen? Die Perle des Adels dieser Provinz, einen Mann, der durch sein tadelloses Benehmen und durch seine reinen Sitten allgemein bekannt war — von der Episode mit den Zigeunern wußte die Gräfin nichts, — das war mehr noch, als unerhört, das war albern!

Angenommen aber, es habe sich ein Verleumder gefunden, der eine solche Fabel ausgedacht, was mußten denn das aber für Einfaltspinsel sein, die so etwas glauben konnten?"

Als sich die Gräfin erinnerte, daß Marizkij's Eltern von gutem alten Adel seien, zog sie den zu starken Ausdruck „Einfaltspinsel“ zurück; an dessen Stelle trat ein bloßes Gefühl des Mitleids für die Weltunkenntnis derselben; für Leute, welche seit so langer Zeit auf ihren Gütern zurückgezogen lebten, war diese Weltunkenntnis verzeihlich. Endlich ging ihr der Gedanke auf, daß Wassilissas Heirat gefährdet, vielleicht gar unmöglich geworden sei.

Der erste Eindruck war — wir schämen uns beinahe, es zu gestehen, denn der Ausdruck, den sie brauchte, war zu gemein: — „Das ist recht!“ Und die edle Dame lehnte sich befriedigt in ihren Sessel zurück.

„Ja, das war recht! Weshalb mußte dieses böse und dumme Kind ihr Haus verlassen und sich ohne ihren Rat verheiraten wollen? Wäre es nicht viel einfacher gewesen, die Rückkehr der Tante ruhig abzuwarten? Hätte sie Marizkij nicht ebensogut in Petersburg wie in Pawlowsk treffen können?"

Ohne es gewahr zu werden, hatte die Gräfin schon einen Schritt weiter gethan: der Gedanke an diese Heirat mit Marizkij war ihr nicht mehr ungewohnt. Hätte ein lästiger Vertrauter — die Vertrauten werden schließlich fast immer lästig; die Gräfin hatte auch, da sie diese Erfahrung bereits gemacht, diese Sorte von Menschen gänzlich aus ihrem Hause verbannt, — hätte also ein lästiger Vertrauter oder ein indiskreter Beobachter sie daran erinnert, daß Wassilissa gerade deshalb aus ihrem Hause entflohen sei, um sich auf kein Versprechen, bei dem Marizkij nicht beteiligt war, einzulassen, so würde dieser Mahner schön abgeführt worden sein.

„Wie?“ würde die edle Dame gesagt haben; „ich hätte ein positives Versprechen für eine zukünftige Heirat verlangt? — Niemals! Ich wollte einzig und allein das Vertrauen und die Unterwürfigkeit meiner Nichte auf die Probe stellen. Durch ihr feines Benehmen, das sie in meinem Hause erworben, und durch die vorzügliche Erziehung, die ich ihr gegeben, war sie berufen ihren Platz sogar in den höchsten Kreisen würdig auszufüllen; und ohne diesen Geist der Widerständigkeit und Insubordination hätte sie alle Widerwärtigkeiten, unter denen sie jetzt leidet, vermieden.“

Und nach alledem wundert man sich noch, daß sogar der unparteiische Geschichtschreiber historische Thatsachen entstellt! Aber, o freundliche Kritik, was ist denn daran Außergewöhnliches? Die meisten Sterblichen wissen ja selten noch, was sie vor acht Tagen gedacht, und haben den Fehler sich fast in allem, was sie selbst betrifft, zu täuschen.

„Ja,“ sagte sich die Gräfin, ihren Gedankengang verfolgend, „diese unsinnige Flucht war es, die alle ehrenwerten Leute meiner Nichte abwendig machte; die Beurteilung der Thatsache ist durch und durch falsch und entstellt; die Thatsache selbst aber ist wahr und kann nicht geleugnet werden. Das ist zwar sehr beklagenswert, aber ich kann nichts daran ändern.“

Sie nahm den Brief, den sie noch nicht ausgelesen hatte, abermals vor, und nun schlugen ihre Gedanken plötzlich eine andere Richtung ein.

Marizkij hatte ihre empfindliche Seite berührt und darauf herumgespielt, als ob er in seinem ganzen Leben nichts anderes gethan hätte.

„Sie allein, Frau Gräfin,“ schrieb der junge Offizier, „sie allein können, wenn Sie den Kummer, den Ihnen die Abreise Ihrer Nichte verursachte, vergessen wollten, die verleumdete Unschuld retten. Wenn Sie durch Ihr Wort oder durch Ihre Gegenwart unsere Verbindung billigen, wer würde es da wagen, von einem jungen Mädchen, das unter Ihren Augen aufgewachsen ist und dem Sie das Beispiel häuslicher Tugend gaben, etwas Schlechtes zu denken?“ (Man sieht, Marizkij hatte in seiner Verzweiflung der Phantasie freien Lauf gelassen; er benutzte, nicht ohne Erfolg, die lyrische Methode mit ihrer Ueberschwänglichkeit.) „Sie allein können die verleumderischen Anschuldigungen jener Clenden, welche ja auch Sie beleidigen, indem sie Ihre Pflgetochter beschimpfen, zunichte machen. Ein Wort von Ihnen an meine Eltern oder Ihre Gegenwart bei unserer Trauung würde für Fräulein Göröw die glänzendste Rechtfertigung sein.“

„Sein Stil ist gut,“ dachte die Gräfin, „er drückt sich sehr passend aus.“

Sie las den Brief, der nur noch einige Linien enthielt, zu Ende und versank dann in tiefes Nachdenken.

„Wäre ich kleinlicher Gefühle fähig,“ dachte sie, „was wäre das für eine ausgezeichnete Gelegenheit, mich zu rächen!“

Die Gräfin dankte dem Allmächtigen aufrichtig, daß er

selbst den Schatten eines engherzigen oder selbstfüchtigen Gefühls aus ihrer Seele verbannt habe, und fuhr dann fort zu grübeln.

„Es ist schon richtig,“ sagte sie sich, „daß der junge Mann hier den Beweis eines ganz gesunden Menschenverstandes ablegt. Wasilissa würde durch meine Gegenwart von jedem Verdachte befreit sein. Aber darf ich der undankbaren und schuldbeladenen Nichte die gleichen Prerogative angedeihen lassen, wie einem folgsamen und gehorsamen Kinde? Wäre es wohl gerecht, nachdem sie mir weder Zuneigung noch Dankbarkeit bewiesen, ihr das gleiche Wohlwollen zu bezeigen, als wenn ich mit ihr stets zufrieden gewesen wäre? Nein! nein!“ antwortete die Gräfin energisch, „das wäre ungerrecht, und das darf nicht sein.“

Sie faltete Marißkijs Brief zusammen, legte ihn in ihren Schreibtisch und setzte sich wieder hin. Ihr Entschluß war gefaßt, sie hatte das Gefühl des Befriedigtseins, welches großen Entschlüssen zu folgen pflegt; war nun aber auch ihrem Stolze Genugthuung wiederfahren, so war das Gleiche in Bezug auf ihr Herz, welches, trotz seiner großen Fehler, doch gut und großmütig geblieben war, nicht der Fall.

„Sie ist eine Waise,“ sprach ihr Herz; „sie hat weder Vater noch Bruder, die sie beschützen könnten, ihr Schicksal ist in meiner Hand; gerecht ist es wohl, ist es aber auch großmütig, ihr meine Hilfe zu verweigern, wenn nur ich allein imstande bin, ihr Glück zu begründen, wie dieser junge Mann sich so richtig ausdrückte? Hätte sie mir wenigstens selbst geschrieben! hätte sie sich gedemütigt! Aber nein, sie ist starr wie Eisen! Und ich habe geschworen, ihr nicht nachzugeben.“

So weit war sie in ihren Betrachtungen gekommen, als die Trojka des Fürsten vor der Thür hielt. Der willkommene Gast trat ein.

„Sie kommen gerade recht,“ sagte die Gräfin, „ich bin in großer Verlegenheit.“

„Sie, Gräfin? Kennt auch Minerva die Verlegenheit?“

Ohne besondere Absicht hatte der Fürst durch diese gut gewählten Worte seiner zukünftigen Schwiegermutter eine Schmeichelei gesagt. Mag derjenige, welcher sich nie eine ähnliche Schuld vorzuwerfen hatte, den ersten Stein auf ihn werfen!

Ein liebenswürdiges Lächeln belohnte ihn.



„Stellen Sie sich vor,“ sagte die Gräfin, „daß . . .“ — sie hielt zögernd inne. — „Bah! Sie sind ein ernster Mann, Ihnen kann man alles sagen; stellen Sie sich also vor, daß ein miserables Geschöpf in Petersburg einen Brief geschrieben hat, der Sie als den Urheber der Flucht meiner Nichte bezeichnet, und daß sich so beschränkte Menschen fanden, die das geglaubt haben.“

„Oh!“ rief der Fürst verblüfft; es war ihm, als ob er einen schmerzhaften Streich empfangen habe. Seine Verblüffung war so groß, daß er ganz übersah, wie das Wort „Flucht“ ganz und gar dem widersprach, was er früher aus dem Munde der Gräfin über die gleiche Thatsache vernommen hatte. Sie hatte ihm gesagt, Frau Göröm habe ihre Tochter mit sich genommen. Jetzt hieß es Wassilissa habe sich geflüchtet. Der arme Fürst aber dachte an andere Dinge.

„Was sagen Sie dazu?“ fuhr die Gräfin fort, die dieses „Oh!“ auf ihre Weise ausgelegt hatte. „Aber mag dies Gerücht auch noch so einfältig sein, es schädigt deshalb den Ruf meiner Nichte doch sehr, und zwar um so mehr,“ fügte sie hinzu, „da der Beweggrund, welcher Sie veranlaßt haben soll, meiner Nichte zur Flucht zu verhelfen, angeblich kein uneigennütziger war.“

„Oho!“ rief der Fürst, aber diesmal viel energischer.

Er stand auf, als ob er die Absicht habe, den Verleumder zu Boden zu schlagen. Die Gräfin hielt ihn zurück und besänftigte ihn; er setzte sich wieder.

„Wer aber konnte eine solche Niederträchtigkeit erfinden?“ fragte er, als er sich von der Ueberraschung erholt hatte.

„Ein Ungenannter, wie in den meisten ähnlichen Fällen.“

„War der Brief an Sie gerichtet?“

„Nein, nicht an mich, sondern an den alten Marizkij.“

Der Fürst blickte die Gräfin so verständnislos an, daß sie fast laut aufgelacht hätte.

„Wußten Sie denn nicht, daß meine Nichte sich mit Alexis Marizkij verlobt hat?“

„Das erste Wort, was ich davon höre!“

Die Gräfin blickte ihren Gast an; er schien strahlend vor Freude. Von dem Resultat ihrer Prüfung befriedigt, fuhr sie gleichgültig fort:

„Wahrscheinlich vergaß ich es Ihnen zu sagen. Wenn man Sie so ansieht, könnte man fast glauben, diese Verlobung mache Ihnen Vergnügen.“

„Gewiß! Fräulein Wassilissa ist reizend, und dieser nette Bursch Marizkij scheint mir in jeder Beziehung ihrer würdig zu sein.“

„Wohlan, es freut mich, daß Sie in so guter Laune sind. Diese Heirat ist aber noch nicht geschlossen; der anonyme Brief war an Marizkij's Eltern gerichtet; und bevor diese ihre Einwilligung geben, wollen sie Aufklärungen haben.“

„Dann,“ sagte der Fürst und erhob sich, „reise ich sofort nach . . . wo wohnen sie, diese guten Leute?“

„Im Gouvernement Moskau.“

„Nun, ich reise zu ihnen, um diese abgeschmackte, abscheuliche Verleumdung zu widerlegen.“

„Sachte, sachte!“ sprach die Gräfin lächelnd. „Wenn Sie meine Richte gänzlich zu Grunde richten wollen, teurer Fürst, so brauchen Sie Ihre Pferde nur vorfahren zu lassen.“

Der Fürst setzte sich wieder, noch verduktet als vorhin, wie ein Hase, den man bei den Ohren gepackt hat.

„Angenommen es wäre wahr, würden Sie da nicht ebenso verpflichtet sein, der Behauptung zu widersprechen, und außerdem noch diesen armen Marizkij im Duell zu töten?“

„Nun, so reisen Sie, Gräfin! teure Gräfin, ich beschwöre Sie, reisen Sie nach Petersburg; Sie wissen es ja doch am besten, daß es nicht wahr ist.“ „O, sie wußte es wohl,“ dachte er und erinnerte sich an seinen vorjährigen Versuch um Lissa zu werben; aber er hatte keinen Groll. „Beschützen Sie die Unschuld! Nicht wahr, Sie werden reisen?“

„Ich dachte eben daran,“ antwortete sie.

Er küßte ihr entzückt die Hand. Sie lächelte über diese sonderbare Dankbarkeit.

„Was Sie für eine Eile haben, einen Nebenbuhler glücklich zu sehen!“ sagte sie schelmisch.

„Einen Nebenbuhler? Was für einen Nebenbuhler? Marizkij? O, der ist nicht mein Nebenbuhler!“ sagte er und errötete bei dem Gedanken an das Treibhaus. Zinas Theerose stak in seiner linken Rocktasche, in einem kleinen Taschenbuche.

„Um so besser! um so besser!“ wiederholte die Gräfin befriedigt.

„Wann reisen Sie ab? Die Zeit drängt!“ sagte der Fürst, alles über seine Don Quigote-Rolle vergessend.

„Morgen!“ rief die Gräfin in liebenswürdigster Laune. Die nötigen Befehle wurden erteilt und die Gräfin

wunderte sich innerlich selbst, diesen Akt der Hochherzigkeit, den ihre Rechte so wenig verdient hatte, auf sich genommen zu haben.

„Sie wird gezwungen sein mich um Verzeihung zu bitten,“ sagte sich die edle Dame; „ich habe keine Lust, ihren Narren zu spielen, den sie gehen und kommen lassen kann, wie es ihr gefällt. Um heiraten zu können, muß sie mich um Verzeihung bitten, und ich werde ihr verzeihen!“

Das war der Grund, weshalb heute in Rumjassino alles drunter und drüber ging.

---

### LIII.

#### Jenaïde spielt einen alten Walzer.

Noch eine andere Schwierigkeit stieg vor der Gräfin im Geiste auf. Was sollte sie ihrer Tochter sagen und was sollte sie mit ihr anfangen? Sie mitnehmen? Das hieße sie mit vielen Intriguen bekannt machen, die sie nicht zu wissen brauchte. Sie mit ihrem Bruder und Miß Junior auf dem Lande lassen? Da würden Gäste, welche von der Abreise der Gräfin nichts wußten, wie gewöhnlich herbeiströmen, und Zina würde, theils aus Unkenntnis mehr erzählen, als passend wäre, theils Neugierige aus Ungeschick manches erraten lassen, das ihre Mutter keinesfalls der Deffentlichkeit preiszugeben wünschte.

Auch war jetzt alles in so gutem Zuge! Es wäre doch eigentlich schade, eine unter so günstigen Auspizien begonnene Foylle zu unterbrechen.

Da kam der Gräfin eine geniale Idee. Während sich ihre Tochter zum Mittagessen ankleidete, sagte die vortreffliche Mutter:

„Fürst, was treiben Sie eigentlich jetzt bei sich zu Hause?“

„Ich?“ fragte Schürow; „gar nichts!“

„Ihre Gegenwart könnte vielleicht in Petersburg von Nutzen sein . . . Reisen Sie mit uns, für Sie ist das ja nur eine kleine Bergnügungstour!“

Man muß Russe sein, um eine fünfhundert Stunden weite Reise im Postwagen als Vergnügungstour zu betrachten; wenn man aber Russe ist, so findet man gar nichts Besonderes daran. Der Fürst brauchte übrigens nicht einmal das Vergnügen als Vorwand zu nehmen, um den Vorschlag der Gräfin köstlich zu finden. Als er sie zum Reisen drängte, fiel es ihm gar nicht ein, daß sie ihre Tochter mitnehmen könnte; seit er aber darüber nachgedacht hatte, erschien ihm die Aussicht, Zina eine Zeitlang nicht mehr sehen zu dürfen, trostlos. Er bedankte sich bei der Gräfin auf eine so überschwengliche Weise, als ob sie, eine Monarchin, ihm den weißen Adlerorden verliehen hätte.

Mittlerweile trat Zina ein. Sie hatte Schürow heute noch nicht gesehen; ihre Mutter war so sehr mit andern Dingen beschäftigt, daß sie keine Zeit hatte an ihre Tochter zu denken. Diese war übrigens auch nützlich beschäftigt gewesen; ihre Kleider, welche seit Wassilissas Abreise unter dem Vorwande, daß sie wachse, was gar nicht der Fall war, immer länger gemacht wurden, waren einer strengen Musterung unterzogen worden, und das hübscheste, welches ihr am besten kleidete, war durch die Kunst einer Büglerin zu einem Meisterwerk geworden. Lustiger weißer Besatz, zart wie der Flaum des Schwans, hie und da von hochroten Schleifen scheinbar unsymmetrisch unterbrochen, hüllte das junge Mädchen ein, und die von Sammettschleifen in der gleichen Farbe zusammengehaltenen braunen Locken fielen auf den hochroten Gürtel hinab.

Sie sah auf den ersten Blick, daß etwas Außergewöhnliches vorgegangen sein müsse, und ihr wurde schwach. Sollte der Fürst so wenig Zutrauen zu ihr gehabt haben um, ohne sich vorher mit ihr auszusprechen, der Mutter seine Absichten zu verraten?

Schürows heiterer und zuversichtlicher Blick beruhigte sie aber sofort.

„Du wirst morgen früh mit mir nach Petersburg reisen,“ sagte ihr die Mutter.

Zinas Gesicht drückte bei diesen Worten so viel Erstaunen und so wenig Freude aus, daß der Fürst fast aufgelacht hätte, obschon er durch den Gedanken, daß sie das Landgut nicht gern verlasse, sehr angenehm berührt war . . . Ein Blick des jungen Mädchens warf ihm das Unpassende seiner Heiterkeit vor.

„Deine Cousine Wassilissa hat über ihre Hand verfügt,“ fuhr die Gräfin fort; „sie heiratet Alexei Marizkij.“

„O, wie mich das freut!“ rief Zina und klatschte, ohne sich von Schidlichkeitsrückichten abhalten zu lassen, in die Hände.

„Die Heirat ist noch nicht vollzogen,“ fuhr die musterhafte Mutter fort und dämpfte mit jedem ihrer Worte der Tochter Freude. „Es sind da ernste Hindernisse eingetreten . . . Das geht dich aber nichts an.“

Die Gräfin entfernte sich in ihre Zimmer. Gleich darauf erschien Miß Junior und Dmitrij, ihr beständiger Verfolger.

„Ihre Frau Mutter erlaubte mir, Ihnen nach Petersburg zu folgen,“ sagte der Fürst zu Zina, während diese überlegte, wie sie es wohl anstellen könnte, um Schürow zu veranlassen auch nach Petersburg zu kommen, um ihr dort die Länge des Winters abzukürzen.

„Wirklich?“ rief sie strahlend. Plötzlich aber fiel ihr ein, daß es unpassend sei, ihre Gefühle so offenkundig zu äußern, und sie fügte feierlich hinzu: „Sehr erfreut! Jedenfalls werden wir das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen?“ Miene, Worte und Tonfall der Stimme, ebenso auch die Kopfbewegung, alles war eine unfreiwillige, aber gelungene Kopie der Gräfin-Mutter, so daß Fürst Schürow, Dmitrij und sogar Miß Junior sich nicht enthalten konnten, laut zu lachen.

„Das erste Mal in meinem Leben, wo ich mich bemühe schidlich zu sein, werde ich ausgelacht!“ rief Zina heiter; „ich muß gestehen, das ist nicht sehr ermutigend.“

„Wenn du nur wüßtest, wie du Mama ähnlich warst!“ sagte Dmitrij und ergriff ein Blatt Papier, das auf dem Tische lag, zog aus der Tasche von Miß Juniors, die natürlich darüber entrüstet war, flink einen Bleistift hervor und hatte im Nu das Profil seiner Schwester, leicht nach vorn geneigt, mit der großen Schleife am Gürtel, die eine Hand grazios ausgestreckt, die andere ans Herz gedrückt, skizziert.

Der Fürst bemächtigte sich sofort dieser Silhouette, teils um sie den gefürchteten Augen der Gräfin zu entziehen, teils auch um sie sich anzueignen.

„Wir wollen ein wenig vierhändig spielen,“ sagte er zu seiner reizenden Partnerin.

Sie gingen ans Piano. Zina nahm lächelnd ein altes, abgegriffenes Notenheft und legte es auf.

„Auf das Wohl des Brautpaars!“ antwortete der Fürst und intonierte einen Triumphaccord.

„Sie kommen also auch nach Petersburg?“ flüsterte Zina und stimmte die reizende Melodie an, welche Schürows ersten verunglückten Roman begleitet hatte.

„Wir werden auf der Reise keine zehn Werst weit voneinander entfernt sein,“ war die Antwort.

„Könnte man da nicht lieber zusammen reisen? Das wäre doch weit lustiger!“

„Nein,“ sagte der Fürst, „das geht nicht; aber man begegnet sich unterwegs. Ihre Mama wird hoffentlich nicht so unmenschlich sein, mich erst zu entführen — denn sie ist es, die mich entführt —“ fügte er schelmisch lächelnd hinzu, „um mich dann der Kochkunst auf den Poststationen preiszugeben . . . Hoffentlich werden wohl an Ihrem Mittagstische auch für mich einige Markpastetchen übrig sein.“

„Die Markpastetchen sollen leben!“ sang Zina nach der Melodie des Walzers, den sie auswendig konnte.

Plötzlich aber hielt sie mitten in einem Takt inne, machte eine halbe Wendung auf ihrem Drehstuhl und blickte dem Fürsten voll ins Gesicht.

„Was wollen Sie denn eigentlich in Petersburg?“ fragte sie ihn.

„Eigentlich weiß ich es selbst nicht; ich glaube fast, daß ich in der Eigenschaft eines assistierenden Diakons die Verbindung Ihrer Cousine mit Marizkij einsegnen soll; einen andren Beweggrund wüßte ich sonst nicht für meine Reise,“ fügte er unmerklich lächelnd hinzu.

Zina trommelte auf den Tasten herum, sie spielte die angefangene Walzermelodie mit einem Finger. Der Fürst fiel ein und so spielten sie etwa ein Duzend Takte miteinander. Plötzlich nahm die Komtesse ohne weiteres das Heft an einem Zipfel und schleuderte es in die Luft; die losen Blätter zerstreuten sich auf der Diele und Miß Junior, höchst entrüstet, beeilte sich, sie aufzulesen. Dmitrij ahmte alle ihre eckigen Bewegungen hinter ihrem Rücken nach und Zina lachte wie ein ausgelassenes Kind.

„Sind Sie vielleicht auf diesen armen Walzer böse?“ fragte der Fürst. „Was hat er Ihnen denn gethan?“

„Er riecht moderig,“ antwortete die junge, kapriziöse Dame. „Es ist Vergangenheitsmusik. Wollen wir jetzt einmal Zukunftsmusik versuchen.“

Ohne ein Wort zu erwidern, nahm der Fürst den Klavierauszug des Don Juan, öffnete das Duett: „Reich mir die Hand, mein Leben,“ und setzte sich zum Spielen zu recht. Zina, rot wie der Sammet, welcher über ihre Marmorschultern herabhing, spielte, ohne ein Wort zu sagen, das Stück bis ans Ende.

„Bravo!“ rief die Engländerin. „O, Miß Zina, Sie haben erstaunliche Fortschritte gemacht!“

Zenarde blickte sie halb spöttisch, halb erzürnt an. Dmitrij half ihr aus der Verlegenheit.

„Du wirst nach St. Petersburg reisen, Schwesterchen? Und Sie auch, Fürst? Und Sie, Miß Kinderlitzchen ebenfalls?“ rief er der ärgerlichen Gouvernante zu. „Nun, aber ich? wo bleibe ich, Dmitrij, Graf Rumjassin, einziger männlicher Repräsentant dieser edeln Familie in Abwesenheit meines Vaters, der nie hierher kommt; soll ich allein auf dem Lande bleiben?“

„Leider ist's so, mein armer Freund,“ begann Zina, „Mama . . .“

Die Gräfin trat ein.

„Mama, nehmen Sie mich auch mit?“ sagte der Knabe.

„Nein, mein Sohn; unsere Abwesenheit wird wahrscheinlich nicht lange währen, ich kann dich nicht mitnehmen.“

„Nun, Mama, dann lassen Sie mir doch, um mich in der englischen Sprache zu üben, Miß Junior hier!“

Die Gräfin fand diese Idee so vernünftig, daß sie eben im Begriff war darauf einzugehen; nach kurzer Ueberlegung sagte sie aber:

„Nein, mein liebes Kind, ich bedauere, dir diesen so vernünftigen Wunsch nicht erfüllen zu können; ich werde genötigt sein öfters auszugehen, und deine Schwester kann nicht allein bleiben.“

Die Engländerin, welche vor Angst gezittert hatte, atmete wieder auf. Zenarde machte ein unzufriedenes Gesicht, sie hatte vergebens gehofft. Dmitrij gab sich, wie es einem Philosophen geziemt, zufrieden.

„Nun,“ sagte er, „dann übe ich mich im Deutschen; das ist nämlich,“ sagte er zutraulich zum Fürsten, „die beste Gelegenheit, um Russisch zu lernen — die einzige Sprache, die ich weder zu sprechen noch zu schreiben imstande bin.“

Glücklicherweise dachte die Gräfin an andere Dinge und achtete nicht auf diese ebenso paradoxe wie wahrhaftige Aeußerung ihres witzigen Sprößlings.

---

LIV.

**Zwei Starrköpfe.**

Glückselig diejenigen, die sich lieben und miteinander reisen. Gibt es wohl etwas Köstlicheres, als dicht nebeneinander, in gleichem Tempo, von flinken Rossen gezogen, dahinzufahren, sich bei den Straßenwendungen zu trennen, um bald darauf sich wieder zu vereinigen, Blicke zu wechseln, sich gegenseitig zuzulächeln, wenn ein Wagen den andern überholt, unterwegs das gemeinschaftliche Mahl zu teilen und stets getrennt, doch stets beisammen zu sein?

Dieses aufregende Spiel versetzte den Fürsten in eine Art von Rausch; auch Zenaïde hatte nach achtundvierzig Stunden keine Zweifel mehr. Sie liebte mit vollem Herzen und von ganzer Seele. Der Fürst ließ es aber auch nicht an Proben fehlen, um ihr den Beweis zu liefern, daß sie unaufhörlich seine Gedanken beherrsche. Diese Reise war für sie ein Zauber, eine von den Erinnerungen, welche, wie ein feuriger, unter der Asche glimmender Funke, immer wieder durchschimmert, eine Glut, die mit heiterem Glanze den grauen Abgrund der Vergangenheit erhellt.

Aber schließlich mußte man sich doch trennen. Der Fürst getraute sich nicht während der ganzen Dauer der Reise der Gräfin zu folgen; er begab sich nach Moskau, um von dort aus auf der Eisenbahn seine Reise fortzusetzen, während Zenaïde, zum erstenmal in ihrem Leben, die Fahrt mit Postpferden und mit den unvermeidlichen Bagage- und Küchenwagen vermüßte.

Die Trennung dauerte aber nicht lange. Schon am gleichen Abend, als die Damen in St. Petersburg ankamen, fand sich Schürow ein, um sich nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen. Die edle Dame entfernte ihre Tochter, diese tröstete sich, indem sie auf dem durch den langen Nichtgebrauch verstimmten Klavier aus vollen Kräften loshämmerte.



„Haben Sie etwas in Erfahrung gebracht?“ fragte die Gräfin begierig.

„Mein Gott, nein! Ich getraute mich nicht mich in der Nähe von Fräulein Górow sehen zu lassen, aus Furcht dort, wo ich nützen möchte, zu schaden. Bei reiferem Nachdenken fand ich aber, daß Tschudessow dieser Angelegenheit nicht fern stehen müsse.“

„Oh,“ rief die Gräfin entrüstet, „sollte es möglich sein, daß ein wohlherzogener Mann, ein Mann, welcher in achtungswerter Gesellschaft verkehrt, einer solchen Nichtswürdigkeit fähig wäre?“

„Ich weiß über diesen Herrn mehr als andere Leute. Früher schwieg ich darüber, da ich keine besondere Veranlassung zum Sprechen hatte; jetzt, wo ich selbst kompromittiert bin, hätte ich große Lust, diese nette Persönlichkeit gründlich vorzunehmen.“

Trotz der Mühe, die sich der Fürst gab die Gräfin zu überzeugen, trotz des Berichts, den er ihr von den Einzelheiten gab, die er durch seinen Freund, den Senator, erfahren, wollte die Gräfin von einem direkten Vorgehen gegen Tschudessow nichts wissen.

„Es ist mir ganz unerklärlich, wie er rechtschaffenen Leuten so etwas aufbinden konnte; ich muß gestehen, daß ich nie besondere Sympathie für ihn hatte; man hatte ihn mir als einen ehrenwerten Mann, der in meine Richte sehr verliebt sei, vorgestellt; da ich nun das Glück beider dadurch zu fördern hoffte, so überwand ich meinen Widerwillen gegen ihn, ich war aber sehr zufrieden, als die Ereignisse meine Antipathie rechtfertigten.“

Schúrow blickte die Gräfin ganz erstaunt an. Sie war bei gesunden Sinnen und von dem, was sie sagte, vollkommen überzeugt. Sie hätte sich eher totschlagen lassen, statt zuzugeben, daß sie früher anders geurteilt habe.

„Nun,“ dachte er, „ist sie erst meine Schwiegermutter, dann ist es Zeit genug, ihr andere Begriffe beizubringen.“

Man sieht, trotz seiner zweiunddreißig Jahre hatte der Fürst noch alle Jugendillusionen.

Am nächsten Morgen ward Wassilissa durch ein Telegramm geweckt: ihre Tante sei in Petersburg angekommen und wünsche sie zu sehen. Man sandte einen Boten zu Marizkij, er erschien sofort.

„Das ist die Antwort auf meinen Brief,“ sagte er.

„Du hattest also geschrieben?“

„Ja. Da sie nun, anstatt zu schreiben, selbst gekommen ist, so muß sie wohl gut disponiert sein. Gehe nur furchtlos zu ihr hin; ich bin augenblicklich durch meinen Dienst verhindert; am Nachmittag aber komme ich auch hin.

Voller Sorge fuhr Wassilissa in Begleitung der Mutter zu ihrer Tante. Sie kannte sie gut genug und mußte daher, ohne den mindesten Zweifel zu hegen, daß sie einer sehr unangenehmen Scene entgegengehe, — vielleicht konnte eine glänzende Ehrenrettung für sie darauf folgen.

„Es gibt aber gewisse Worte, die ich nicht instände bin auszusprechen,“ dachte die Waise. „Ich werde mich demütigen, werde sie wegen der Flucht um Verzeihung bitten; sollte sie aber verlangen, daß ich es bereue, nicht eingewilligt zu haben etwas Ungewisses zu versprechen, so werde ich das nicht thun.“

Bei der Ankunft auf dem Bahnhof fand sie den Latai ihrer Tante vor, der sie mit dem Wagen erwartete. Von dem Zeitpunkt an, wo sie Marizkijs Braut war, konnte es die Gräfin nicht dulden, daß sich Wassilissa bis zu einem Mietwagen erniedrige. Hätte sie Tschudessow oder den Polizeibeamten geheiratet, so wäre die Sache natürlich ganz anders gewesen; in diesem Falle war der Mietwagen das für sie geeignete Fuhrwerk; so aber — noblesse oblige!

Festen Fußes erwartete die Gräfin ihre Nichte; auch sie war auf einen Kampf gefaßt. Wassilissas Ehre und Ehe lagen in ihren Händen, und sie hatte sich vorgenommen, beides nur gegen ein absolutes Neuebekenntnis und vollständige Unterwerfung auszuliefern. Gleich beim Eintritt der Nichte sah sie, daß der Sieg ihr nicht leicht gemacht werden würde.

Von einem Diener angemeldet, trat Fräulein Gorow in den kleinen Salon ihrer Tante. Ihre Mutter, die vor Furcht und Kummer wie ein geängstigtes Schaf ausah, folgte ihr auf dem Fuße. Wassilissa machte der Tante, die sich erhob, eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und näherte sich ihr, wie früher, zum Handkuß. Es paßte der Gräfin nicht, die Feindseligkeiten zu eröffnen; sie ließ daher dieses Zeichen der Ehrerbietung zu und setzte sich nieder, nachdem sie die Verwandten aufgefordert hatte, Platz zu nehmen, um die Entschuldigungen ihrer Nichte zu erwarten.

Wassilissa begriff, daß der kritische Moment gekommen sei; von dem, was sie jetzt sagen würde, hing ihr Lebensglück

ab. Bleich, mit gesenkten Augen, um das fieberhafte Feuer derselben zu dämpfen, begann sie mit klarer Stimme:

„Meine liebe Tante! Ich bekenne, daß ich mich durch das Verlassen Ihres Hauses sehr vergangen habe. Ich bitte daher sehr um Entschuldigung; ich bereue es, Ihnen gegenüber so schlecht gehandelt zu haben, und bitte Sie für den Kummer, die Unruhe und den Verdruß, die ich Ihnen zufügte, um Verzeihung.“

Sie hatte diesen ganzen Satz in einem Atem gesprochen und erwartete die Antwort darauf. Auf dem Antlitz der Gräfin spiegelte sich Erstaunen, gemischt mit Zorn; nichtsdestoweniger mußte sie die vortreffliche Haltung, die bescheidene Würde, die Grazie und den Anstand des jungen Mädchens bewundern; alles dies war ihr eigenes Werk, die Frucht ihrer sorgfältigen Erziehung; sie warf einen Blick des Mitleids auf die arme Frau Göröw, die in ihr Taschentuch hineinweinte, und fragte sich, wie es möglich war, daß eine solche Gans einen Schwanz zur Welt bringen können. Aber diese rein äußerliche Befriedigung konnte ihren verletzten Stolz nicht besänftigen und ihr Unwille gewann wieder die Oberhand.

„Ist das alles, wofür du mich um Verzeihung zu bitten hast?“ fragte sie trocken.

„Ich fühle sehr wohl, Tante,“ sagte das junge Mädchen, „daß meine Unbotfamkeit ein schlechtes Beispiel für meine Cousine war“ — ihre Augenlider zitterten, aber sie unterdrückte die hervorbrechenden Thränen —; „sie befindet sich doch wohl, Tante?“ fügte sie mit bewegter Stimme hinzu. „Sie werden mir doch erlauben, meine liebe Zina zu sehen?“

Die Gräfin triumphierte, als sie ihre Nichte so aufgeregert sah.

„Zina ist ganz wohl,“ sagte sie ruhig; „wir werden gleich sehen, ob ich dir erlauben kann, sie zu umarmen. Du bist also der Ueberzeugung, daß du alle deine Pflichten gegen mich außer acht gelassen hast?“

„Ja, Tante.“

„Drücke dich bestimmter aus.“

„Ich gestehe, daß ich Zinas Beteiligung an meiner Flucht nicht dulden durfte, daß ich nicht das Recht hatte — und wenn es mein Leben gekostet hätte, — die Tochter dem Unwillen der Mutter auszusetzen . . . Ich bitte um Verzeihung für die Ihnen zugefügte Kränkung und erwarte alles von Ihrer Güte.“

Dieser letzte Satz gefiel der Gräfin ganz besonders.

Daß dieses Mädchen eine vorzügliche Erziehung erhalten hatte, konnte niemand bestreiten. Aber kein Wort von der Ursache, welche die Widerspenstigkeit Wassiliffas hervorgerufen hatte! Sollte sie vielleicht darauf bestehen, sich für unschuldig und verfolgt zu halten? Sollte sogar jetzt, wo sie das größte Bedürfnis fühlen mußte, ihrer beleidigten Wohlthäterin nachzugeben, ihr Ungehorsam und Mangel an Vertrauen aufs neue zum Vorschein kommen? Trotz ihrer inneren Entrüstung wollte die Gräfin doch keinen Bruch provozieren; sie zog es daher vor, der Nichte vor allen Dingen die Notwendigkeit, sich ihrer Großmut anzuvertrauen, zu Gemüte zu führen. Sie ließ daher die Frage der Verzeihung bei Seite und begann ihre lang vorbereitete Buzpredigt.

„Die Vorsehung,“ sagte sie, „hat nicht lange gezögert, dich für deine Undankbarkeit zu strafen. Raum dem Schutze meines Hauses entronnen, wurdest du eine Beute der Verleumdung. Deine Flucht selbst gab Anlaß zu den ungebührlichsten Voraussetzungen; man behauptete, Fürst Schürow habe dich auf der Flucht begleitet.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Frau Göröw, welche endlich das Taschentuch von ihren thränenden Augen entfernte.

„Ich weiß es!“ erwiderte die Gräfin majestätisch. „Hätte ich geglaubt, daß es wahr sein könne, so wäre meine Nichte nicht hier.“

Sie wandte sich wieder an Wassiliffa und fuhr fort:

„Du siehst also, wie sehr die Welt geneigt ist, alle diejenigen zu verurtheilen, welche den Versuch wagen, sich ihren Gesetzen zu entziehen; nicht genug, daß diese Verleumdung erfunden werden konnte — ich brauche dir wohl nicht zu sagen, daß ich den Verleumder, wenn er entdeckt werden sollte, so behandeln werde, wie er es verdient, — noch trauriger ist es, daß sich sogar Leute fanden, die es glaubten; du bist daher, ohne daß dich ein Vorwurf für das, wessen man dich beschuldigt, trifft, gerechterweise für ein anderes Unrecht, deinen Ungehorsam gegen mich, bestraft worden.“

Wassiliffa senkte den Kopf; Frau Göröw versteckte ihr Gesicht abermals in das Taschentuch.

Die Gräfin fuhr mit innerlichem Wohlbehagen fort:

„Auf dem verächtlichen Wege der Anonymität wurden deines Bräutigams Eltern von dem Eindruck unterrichtet, den deine unpassende Flucht hervorgebracht hatte; Herr Alexis Marizkij, dessen Takt sich bei dieser Gelegenheit bewährte,

wandte sich an mich als an die einzige Persönlichkeit, die dich verteidigen und beschützen kann. Er schrieb mir, daß er wisse, ein Wort von mir oder meine Gegenwart bei deiner Trauung würde diese schlimmen Gerüchte vernichten. Ich kann also deine Ehre wiederherstellen und dir die Genugthuung verschaffen, die Gattin eines Ehrenmannes, eines Mannes, der den besten Gesellschaftskreisen angehört, zu werden. Ich bin mit Vergnügen bereit es zu thun, mein Kind; aber meine Güte mit Undankbarkeit gelohnt zu sehen, bin ich müde. Wünschst du daher, daß ich dies Wort ausspreche, so mußt du es durch ein unbeschränktes, demüthiges und vollständiges Bekenntnis deines begangenen Unrechts, all deiner mir zugefügten Beleidigungen verdienen."

Die Gräfin schwieg; die Stille im kleinen Salon wurde nur durch Frau Göröws halbunterdrücktes Schluchzen unterbrochen.

"Ich bin in Verzweiflung, Tante," sagte Wassilissa mit klarer Stimme, „daß ich außerstande bin, das, was ich fühle, deutlicher und verständlicher auszudrücken. Ich sagte Ihnen schon und werde es stets wiederholen, daß ich die Größe meines Unrechts gegen Sie und meine Cousine vollständig einsehe; daß ich von Dankbarkeit für Ihre moralischen sowohl als auch materiellen Wohlthaten durchdrungen bin; ich sehe ein, daß durch das Verlassen Ihres Hauses ich nicht nur in den Augen der Welt unvorsichtig, sondern Ihnen gegenüber, die Sie Mutterstelle an mir vertraten, auch strafbar gehandelt habe ...."

"Aber," rief die Gräfin, indem sie sich mit zornfunkelnden Augen erhob, „du willst also nicht eingestehen, daß dein wahnsinniger Eigensinn und dein teuflischer Stolz die Veranlassung zu diesen von dir so wohlgefällig aufgezählten Sünden war?"

Wassilissa erhob die Augen und blickte ihre Tante entschlossen an.

"Das kann ich nicht eingestehen, Tante," sagte sie mutig. „Hätten Sie von mir gefordert, was man von einem gehorsamen und ehrerbietigen Kinde fordern darf, so würde ich gehorcht haben."

"Ich verlangte also zu viel?" rief die edle Dame.

Wassilissa senkte die Augen und antwortete nicht.

"Unterwirf dich, meine Tochter; thue, was die Gräfin von dir verlangt," flüsterte die vollständig niedergeschmetterte Frau Göröw und zupfte Wassilissa am Kleide.

Diese schien taub und stumm zu sein.

„Schweigen Sie!“ rief die Gräfin ihrer armen Cousine zu, welche zitterte und sich zu verkriechen schien; „das geht Sie nichts an. Ich habe also meine Befugnisse überschritten?“ sprach sie mit drohendem Ton zu ihrer Nichte.

Das junge Mädchen blieb stumm.

„Antworte!“ rief die Tante wütend. „Ist's das, was du sagen willst? Antworte, ich befehle es!“

Wassilissa erhob entschlossen das Haupt und sagte endlich:

„Da Sie eine Antwort fordern, Tante, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie, meiner Meinung nach, mehr als gerecht und vernünftig war, von mir verlangten.“

Der Gräfin Wut war plötzlich vergangen, eine bittere, erbarmungslose Ironie trat an deren Stelle. Sie setzte sich ruhig nieder und kreuzte die Arme.

„Dies ist also das Mädchen, welches ich, einige Monate alt, als Waise, ohne einen Groschen Geld, zu mir nahm; das Mädchen, welches dazu verdammt war in einem Provinzialinstitut zu vegetieren, um dann bei irgend einem Krautjunker auf dem Lande für dreihundert Rubel jährlich die Gouvernante zu spielen. Aus Mitleid nahm ich sie an Kindesstatt in mein Haus, gab ihr eine Erzieherin und Lehrer, verschaffte ihr Vergnügungen, Toiletten, Schmuck — kurz, alles was nicht nur zum Wohlbefinden, sondern sogar zum Luxus gehört; meiner Fürsorge verdankt sie anständige Manieren, ich gestattete ihr, mit der Komtesse Zenaide Kumjassin, meiner Tochter, Freundschaft zu schließen — und als Dank für alle diese Wohlthaten beleidigt sie mich und verweigert mir auf eklatante Weise ein ganz unwesentliches, nur scheinbares Zeichen von Unterwerfung. Denn wisse es — und möge ewige Schamröthe dich an dieses Unrecht erinnern, — jenes Versprechen, das ich von dir verlangte, war nur eine Prüfung, nichts als eine Prüfung, und diese Prüfung mit Ehren zu bestehen hatteft du nicht einmal das Verlangen.“

Wassilissa suchte ein nervöses Zittern zu bemeistern und sagte endlich:

„Und war Tschudessow etwa auch bloß eine Prüfung?“

Stumm vor Entrüstung blickte die Gräfin ihre Nichte an, sie konnte keine Antwort finden.

„Bis zu dem Tage, an dem Sie, trotz meiner Bitten, trotz meiner formellen Weigerung, diesem Herrn meine Hand bewilligten, diesem Herrn, der weder Herz noch Gewissen hat,

dessen Erziehung und Manieren so tief unter den meinigen stehen, dank Ihrer Sorgfalt, wie die des Dieners unter denen des Herrn — bis zu jenem Tage hatte ich zu Ihnen das gleiche Vertrauen wie zu Gott. Ich würde, um Sie gegen den Vorwurf der Ungerechtigkeit zu verteidigen, für Sie in den Tod gegangen sein!“

Wassilissa sprach diese letzten Worte in fieberhafter Erregung.

„Und jetzt?“ fragte die Tante, immer noch ironisch.

„Jetzt denke ich anders.“

„Und wie denkst du jetzt?“ fragte die Gräfin hochmütig.

„Ich denke, wenn meine Tante immer nur gütig und hochherzig gewesen wäre, so würde sie vor allem darauf gehalten haben, daß man ihr gehorche; ich denke, daß in dieser Stunde, wenn nicht Umstände, die von Ihrem Willen unabhängig waren, diese Heirat verhindert hätten, ich entweder im Grabe oder mit Tschudessow verheiratet sein würde.“

„Nun, und was wäre dabei für ein Unglück?“ unterbrach sie die Gräfin.

„Wäre ich nicht vorher gestorben, so hätte ich dieses gemeine und verachtungswürdige Geschöpf, welches, um sich zu rächen, anonyme Briefe schreibt, eigenhändig getötet.“

Die Gräfin fuhr zusammen: den nämlichen Verdacht hatte schon Fürst Schürow ausgesprochen.

„Wer sagte dir, daß er es war . . .“

„Ich sah ihn; er kam nach Pawlowsk, um sich an meinem Unglück zu weiden, er freute sich, mich bleich und traurig zu finden. Ich ließ ihm Zeit, mich nach Gefallen zu betrachten; dann sagte ich ihm, er sei ein Feigling, ein Clender, ein Verleumder. Er schwieg dazu.“

Wassilissa hatte unwillkürlich ihre Stimme erhoben; ihre blauen Augen schleuderten Blitze und sie schwieg. Die Gräfin fand keine Antwort; sie mußte vielleicht unwillkürlich dem aristokratischen Blute, das in diesem jungen Herzen siedete, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Leider fügte das junge Mädchen hinzu:

„Und dieses Menschen Namen sollte ich tragen! Als ich sah, bis wie weit der Gehorsam gehen müsse, den Sie, Tante, beanspruchen; fürchtete ich mich, nochmals einer solchen Prüfung unterzogen zu werden. Das erste Mal hatte ich wenigstens nichts versprochen. Was würde mich beim zweiten-

mal erwartet haben, wenn ich unvorsichtigerweise mich gebunden hätte?"

„Ganz richtig,“ sagte die Gräfin, „Mißtrauen und Undankbarkeit! Deinem Wahlspruch treu, fügst du auch noch die Beleidigung hinzu! Und du weigerst dich also entschieden, um Verzeihung zu bitten?"

„Wegen dieses Mißtrauens? Ja, Tante, ich verweigere es. Dieses Mißtrauen war begründet und gerechtfertigt.“

„Ich bin also ein Ungeheuer, ein entartetes Weib?“ sagte die Gräfin kalt.

„Nein, Tante, Sie sind die beste der Frauen, und mag Ihre Ungerechtigkeit auch noch so groß sein, ich werde nie aufhören Sie zu lieben; aber Sie verlangen unbedingten Gehorsam. Nun ist es aber weder meiner Würde noch meiner Ehre angemessen, mich einem despotischen Willen zu unterwerfen.“

„Despotisch?“ rief die Gräfin aufbrausend, wurde aber sofort wieder ruhig. „Deine Ehre,“ fügte sie hinzu, ist gegenwärtig nur etwas ganz Geringes; sie befindet sich in meiner Hand, und wenn es mir gefällt, so brauche ich sie nicht zu öffnen. Kehre ich aufs Land zurück, ohne etwas gesagt oder gethan zu haben, so ist deine Ehre tot und deine Heirat unmöglich.“

„Sie haben nicht das Recht, so zu handeln, Tante!“

„Wie? Ich hätte nicht das Recht nach Gutdünken zu sprechen oder zu schweigen?“

Mit einer edeln, majestätischen Gebärde zeigte die Waise gen Himmel.

„Ueber Ihrem Gutdünken ist Gott und die Pflicht. Es ist Ihre Pflicht, eine Unschuldige vor unverdienter Ehrlosigkeit zu schützen.“

„Wenn ich nun aber eine Freche vor der verdienten Strafe nicht schützen will?“ fragte die Gräfin, bleich vor Wut.

„Dann wird Gott Sie richten! Denn indem Sie die Wahrheit verhüllen, werden Sie zur Mitschuldigen der Ehrlosen.“

„Hinaus!“ rief die Gräfin, mit dem Fuße stampfend.

Wassilissa machte eine Verbeugung und entfernte sich erhobenen Hauptes. Frau Göröw versuchte es, noch einige Entschuldigungen zu stammeln; die ungeduldige Gräfin stieß sie aber von sich.



„Sie haben dieses Ungeheuer in die Welt gesetzt,“ sagte sie, „versuchen Sie es, sie zur Vernunft zu bringen.“  
Mehr tot als lebendig folgte Frau Górow ihrer Tochter.

LV.

**Zina macht einen unerlaubten Besuch.**

Anstatt nach dem Bahnhof zurückzufahren, kehrten die Damen Górow in ihre kleine Stadtwohnung zurück. Am Nachmittag kam verabredetermaßen Marizkij zu ihnen.

Die Unordnung in dieser engen Wohnung, wo sich nichts auf dem gewohnten Platze befand, wo auf dem in Eile gedeckten Tische noch das Frühstücksgeschirr stand, war nicht geeignet den peinlichen Eindruck, den der Anblick des verstörten Gesichts seiner zukünftigen Schwiegermutter auf den jungen Mann hervorgebracht hatte, zu vermindern.

„Mißlungen?“ war sein erstes Wort.

„Ganz und gar,“ antwortete die unglückliche Frau traurig. „Die Gräfin verlangt, daß Lissa um Verzeihung bitte, und diese will nicht.“

„Das heißt, Alexis,“ unterbrach sie das junge Mädchen, „ich habe um Verzeihung gebeten, aber sie verlangt etwas anderes; sie will, daß ich für meine Weigerung, eine Verpflichtung einzugehen, deren Tragweite ich nicht kannte, um Verzeihung bitten soll.“

„Das ist zu arg!“ rief Marizkij.

„Und doch verlangt sie es und will davon nicht ablassen. Ich frage dich nun, kann ich, soll ich nachgeben?“

Marizkij dachte einen Augenblick nach; seiner Braut schien dieser Augenblick recht lang.

„Nein,“ sagte er zärtlich, „dafür darfst du sie nicht um Verzeihung bitten; eher müßte sie um ihres thörichten, dummen Eigenjnnes willen . . .“

Das Klingeln der Thürschelle unterbrach diesen Satz, in welchem noch manch Verletzendes unausgesprochen blieb. Frau Górow ging, um zu öffnen, hinaus, und im gleichen Moment stürzte Zina lachend, weinend und wie ein Ziegenböcklein

hüpfend herein. Miß Junior folgte ihr ganz verstört und hob den Sonnenschirm auf, den, um die Cousine umarmen zu können, ihre Komtesse fortgeworfen hatte.

„O Zina, Zina!“ rief Wassilissa in Thränen ausbrechend, „seit dem Tage, an dem du mich auf den Armen trugst — sie trug mich, die Kräfte hatten mich verlassen,“ fuhr sie, sich an Marizkij wendend, fort; „ich war bewußtlos, konnte sie weder umarmen noch ihr danken; ohne sie wäre ich gestorben . . . Mein Bräutigam Alexis, meine Cousine Zenaïde,“ fügte sie hinzu, als sie sich besann, daß sie die unumgängliche Vorstellung vergessen habe.

„Guten Tag, Cousin; meine herzlichsten Glückwünsche!“ sagte Zina und reichte dem jungen Mann mit angeborener vollendeter Grazie die Hand.

Marizkij küßte diese liebenswürdige königliche Hand und Zina drückte ihre Cousine innig an ihr Herz. Miß Junior machte dem schönen Offizier ihr steifes englisches Kompliment und blieb mit zwei Sonnenschirmen in der Hand stehen, trotz Frau Górows Aufforderung Platz zu nehmen.

„Miß Zina,“ sagte sie, „da Sie jetzt Ihre Cousine gesehen haben, so wollen wir nach Hause zurückkehren.“

„Rechnen Sie nicht darauf, Miß Junior,“ antwortete Zenaïde den Kopf schüttelnd; „ich gehe nicht eher, als bis ich nichts mehr zu sagen weiß.“

„O, wenn es die Frau Gräfin wüßte . . .“

„Ich erzähle es ihr nicht,“ erwiderte die junge Mutwillige kaltblütig; „ziehen Sie es vor, stehen zu bleiben, so ist das Ihre Sache; ich setze mich. Wenn du wüßtest wie wir gelaufen sind,“ sagte sie, indem sie sich auf das alte, von Motten zerfressene Kanapee setzte und Lissas Hand ergriff. „Du bist also glücklich?“

„Glücklich, ja! aber nicht verheiratet! Wann diese Heirat zustande kommt, weiß ich nicht.“

„Ach ja, ganz richtig! Mama sagte mir die ganze Zeit über, das ginge mich nichts an; du weißt, daß ich die Dienboten nie ausfrage, nur hie und da den Kutscher, der mir auch verraten hat, wo du wohnst. Miß Junior soll das auch nichts angehen, wie man sagt . . . Arme Miffy!“

Ihre lachenden Augen warfen einen freundschaftlichen Blick auf die Engländerin, die sich endlich, mit beiden Schirmen in der Hand, hingesezt hatte; sie protestierte durch ihre äußerst steife Haltung gegen diesen unvorsichtigen Besuch.

„Meine Miß Junior ist sehr gut,“ sagte Zina lebhaft. „Ich ärgere sie wohl manchmal... mein Bruder übrigens noch mehr; ihr Gewissen und mein Wille sind in fortwährendem Kampfe, aber sie ist sehr gut und sehr geduldig; schließlich thut sie doch alles, was ich will, und das ist sehr nett von ihr.“

Die Engländerin lächelte ein wenig und ihre Augenlein drückten ein süßes Behagen aus. Die liebenswürdigen Tollheiten ihrer Schülerin, obschon sie ihre sonst so ruhigen armen Nerven auf eine schauerhafte Weise durchrüttelten, hatten ihr die höchste Achtung für dieses nichts fürchtende, mutige Wesen eingeflößt.

„Und der Fürst?“ fragte Wassilissa, „ich habe ihm noch nicht danken können.“

„Der Fürst?“ wiederholte Zina. „Wenn du willst, werde ich ihm anstatt deiner danken; er wird den Dank aus meiner Hand recht gern acceptieren,“ fügte sie, den Kopf mit einer reizenden, stolzen Bewegung zurückwerfend, hinzu. „Wir sind sehr gute Freunde,“ sagte sie errötend, als Marizkij sie anblickte. „Weißt du, daß er hier ist?“

„Ist er wirklich hergekommen?“ wiederholte der junge Offizier.

„Ja; es scheint, ihr könntet seiner vielleicht bedürfen... Aber was gibt es denn eigentlich?“

„Man beschuldigt den Fürsten, daß er mich entführt habe, und mich, daß ich auf seine Kosten lebe...“

„Nun, Mama wird das alles schon in Ordnung bringen!“

„Das ist es eben, sie will nicht!“

„Wie, sie will nicht? Das wollen wir doch sehen! Sie ist gar nicht mehr böse, meine Mama; ich thue jetzt fast alles, was ich will. Sie ist sehr nachsichtig geworden.“

„Leider nicht für mich,“ erwiderte Lissa, die sich der Scene von heute früh erinnerte.

„Hat sie dich vorhin gescholten? dich gedemütigt?“

„Sie hat mich sogar davongejagt!“

„Oh,“ sprach Zina, „das ist ihr letztes Rettungsmittel, wenn sie nichts mehr zu sagen weiß; ich kann dich versichern, daß sie besser ist, als sie scheint. Weshalb gingen Sie nicht zu ihr?“ sagte sie zu Marizkij.

„Ich war eben im Begriff es zu thun, mein Fräulein, als Sie kamen...“

„Nun, so gehen Sie jetzt gleich zu ihr, sie wird dann nicht merken, daß ich so lange fortgeblieben bin. Hast

du bezüglich Schürow's Anteil an deiner Flucht etwas gestanden?"

"Nein," antwortete die junge Braut. "Ich glaube Tante ahnt davon nichts."

"Sehr gut! Erwähnen Sie nichts davon, Herr Marizkij; auch ich habe nicht davon gesprochen, ein andermal will ich sie damit überraschen; jetzt könnte das meine Pläne stören. Machen Sie, daß Sie fortkommen," sagte sie zu dem jungen Offizier.

Als er gegangen war, führte sie ihre Cousine ins Nebenzimmer, blickte ihr offen ins Gesicht und sagte:

"Was meinst du dazu, wenn ich Schürow heiraten würde?"

"Oh," rief Wassilissa erfreut, "das wäre prächtig; das wäre eine würdige Belohnung für seine Verdienste."

"Nun, Geliebte, du kannst dich freuen; freilich, wenn ich ihn nicht ein wenig ansporne, so getraut er sich nicht, doch das setzt mich nicht in Verlegenheit; zuerst aber wollen wir deine Heirat ins reine bringen."

"Liebst du ihn auch?" fragte Wassilissa und blickte der Freundin ins Gesicht.

"Ich vergöttere ihn!" antwortete Zina mutig. "Auf der ganzen Welt gibt es keinen besseren, ehrenhafteren, zart-sinnigeren Mann . . . und weißt du, er liebt mich! Nicht, daß er darüber den Kopf verlore, aber so, daß er merkwürdig geistreich geworden ist. Der arme, liebe Prinz Charmant! Ich heirate ihn aus Reue, weil ich immer so schändlich über ihn gespottet habe. Wenn ich daran denke, daß ich ihn für einfältig hielt, so möchte ich mich ohrfeigen!"

Sie lachte. Miß Junior rief jammernnd, sie möchte doch kommen; endlich entschloß sie sich ihre Bekenntnisse abzubringen und von Wassilissa Abschied zu nehmen.

"Wann sehe ich dich wieder?" fragte diese.

"Morgen; du wirst doch zu Mama kommen . . ."

"Sie hat mich fortgejagt!"

"O, das thut nichts, da kannst du ganz ruhig sein; stehe nur recht früh auf, man wird dich holen lassen. Ich sage dir, sie ist gar nicht so böseartig, nur ein wenig . . ." — sie suchte den passenden Ausdruck — "despotisch."

Wassilissa erinnerte sich des Mißerfolgs, den sie mit diesem Worte am Morgen erzielt hatte, und lächelte traurig.

"Ich versichere dich, du brauchst dich nicht zu fürchten,"

wiederholte Zina zuversichtlich. „Mama mag wollen oder nicht, ich werde dich morgen doch sehen.“

Noch ein Duzend Küsse folgten und dann verschwand sie. Wassilissa blickte ihr aus dem Fenster gebeugt nach. Leicht wie Diana schwebte sie, von Miß Junior begleitet, dahin. Diese sah wie ein zur Meute der göttlichen Jägerin gehöriger Dachshund aus.

---

LVI.

Ein wenig überall.

Nachdem Wassilissa an Mademoiselle Bochet telegraphiert hatte, zu ihr nach Petersburg zurückzukehren, setzte sie sich ans Fenster, um die Rückkehr ihres Bräutigams zu erwarten. Es war ein trauriger, trüber Tag; der September gehört in Rußland nicht zu den heiteren Monaten. Dem jungen Mädchen wurde die Zeit recht lang, viele traurige Gedanken durchzogen ihr Gehirn und hinterließen eine große Ermattung.

Endlich erschien Marißkij, blaß und verstört, wie nach einer Krankheit. Sie blickte ihn an, ohne eine Frage zu wagen . . . Er umfing sie zärtlich.

„Nun?“ begann sie endlich schüchtern.

„Sie ist unzugänglich!“ antwortete er mit verzweifelter Gebärde. „Von einer solchen Halsstarrigkeit hatte ich keinen Begriff. Zwei Stunden lang kämpfte ich; alle fünf Minuten war sie geschlagen, trotzdem gewann sie stets wieder die Oberhand. Diese Art, auf das zu antworten, was man gar nicht gefragt, und auf gestellte Fragen nicht zu antworten, ist das Ermüdendste, was sich denken läßt. Des Kampfens überdrüssig, entfernte ich mich, ohne ein Resultat erzielt zu haben.“

„O, ich kenne sie,“ sagte Lissa traurig; „keine Möglichkeit, sich mit ihr zu verständigen, und dir gegenüber getraute sie sich nicht einmal, zornig zu werden.“

„Glaubst du?“ rief Marißkij. „O, du hättest sie nur hören sollen: ‚Dieses gottlose Mädchen, dieses entartete Kind, diese Undankbare! . . .‘ Ich wiederholte ihr dagegen immer: ‚Dieses junge Mädchen, das in wenigen Tagen meine Frau sein

wird; dann hielt sie inne, mäsigte ihre Ausdrücke und den Ton ihrer Stimme und begann immer wieder aufs neue. Es war ein gelungener Auftritt."

"Sie hat also geschrien?" fragte Wassilissa naiv.

"So viel sie nur konnte, bis sie ganz heiser war. Ich begreife nicht, wie eine Dame der guten Gesellschaft, eine Dame unsrer Aristokratie, sich so vergessen kann, Laute auszustößen, die am andern Ende des Hauses von der Dienerschaft gehört werden mußten!"

"Sie ist immer so, wenn man ihr widerspricht," antwortete das junge Mädchen. "Sobald sie Widerstand findet, verliert sie die Selbstbeherrschung. Was fangen wir jetzt an?" fügte Lissa nach einer Weile hinzu.

"Wir gehen morgen noch einmal zu ihr . . . sie rechnet darauf, daß ich dich zu Entschuldigungen veranlassen werde, nämlich zu dem, was sie bedingungslose Unterwerfung nennt."

"Willst du, daß ich es thue?" fragte das junge Mädchen nach einer Pause.

Anstatt zu antworten, blickte Marizkij sie mit thränenvollen Augen an.

"Wenn du meinst, daß dies das einzige Mittel sei, um ein Ende zu machen, wenn deine und deiner Eltern Ruhe davon abhängt, so glaube ich, daß ich es über mich bringe, zu thun, was sie verlangt . . . Aber ich werde sie dann nie wiedersehen, ich werde sterben, ohne ihr verziehen zu haben. Du mußt mir sagen, daß du es wünschest, daß ich dir meine Liebe dadurch beweise . . . sonst . . ."

Sie senkte traurig den Kopf und ihre Stimme erstarb.

Marizkij kniete vor ihr nieder.

"Du bist ein Engel," sagte er und eine Thräne rann über seine Wange. "Du bist das mutigste und aufopferungsfähigste Wesen; ich werde dich für das, was du eben sagtest, nie genug lieben können." Er drückte sie innig an sein Herz und setzte sich neben sie. "Nein, ich will nicht, daß du dich demütigst, ich will nicht, daß du, Hochherzige und Gute, nach all deinem Märtyrertum dieser alten, verrückten . . ."

Wassilissa verschloß ihm den Mund.

"Sie hat mich erzogen," sagte sie; "wären ihre Wohlthaten nicht gewesen, so würde ich nicht zu denen gehören, die deinen Namen tragen dürfen."

"Ich würde dich in jedem Stand, ob Bäuerin oder Magd, geliebt haben."

Lissas Herz nahm diese leidenschaftlichen Worte begierig in sich auf; ihre Vernunft aber veranlaßte sie, lächelnd den Kopf zu schütteln.

„Es mag schon sein,“ sagte sie, „daß wir weder Ursache haben sie zu bewundern noch zu lieben; aber undankbar darf ich nicht sein, und es wäre mir lieb, wenn du sie nicht wieder . . .“

„eine alte Berrückte nennen würdest,“ sagte Marizkij lachend; „nun, meinetwegen, ich werde schon noch andere, gleichbedeutende Ausdrücke finden.“

Das Brautpaar lachte. In diesem Alter folgen, wie bei den Kindern, die verschiedenartigsten Eindrücke schnell aufeinander.

„Wenn sie nun aber keine Vernunft annehmen will?“ fragte Wassilissa.

„Ich habe so meine Idee,“ sagte der junge Offizier geheimnisvoll; „ohne die Einwilligung meines Obersten kann ich mich jetzt nicht verheiraten, ohne die Erlaubnis meiner Eltern wird er mir dieselbe verweigern; ich muß also meinen Abschied nehmen; bin ich aber erst frei, so finde ich leicht einen Priester, der, wenn man ihn gut dafür bezahlt, uns traut. Dann führe ich dich zu meinen Eltern, und wenn sie dich sehen, dann werden sie dich auch so lieb gewinnen, wie du es verdienst.“

Wassilissa bekämpfte diesen Vorschlag lange; sie wollte ihrem Verlobten Unannehmlichkeiten und Vorwürfe, welche von einer solchen Ehe unzertrennlich sind, ersparen; als aber Marizkij alle Vernunftgründe erschöpft hatte und ihr erklärte, daß er sich eine Kugel durch den Kopf jagen würde, falls sie auf ihrer Weigerung beharrte, mußte sie endlich nachgeben.

Bei Frau Göröw brauchte es keiner so langen Ueberredung; auch Mademoiselle Bochet ließ sich leicht für das abenteuerliche Projekt gewinnen. Dieses gute Mädchen, dessen ganzes Leben aus einer ununterbrochenen Reihe von Unterrichtsstunden in der Grammatik und Musik bestanden hatte, fand sich in dieser Atmosphäre der Leidenschaften, Stürme und Kämpfe anfangs recht unbehaglich; nach und nach aber interessierte sie sich dafür, sie überzeugte sich, daß es auf der Welt noch etwas anderes gäbe als Noel und Chapsal und Czernys Uebungstücke. Als sie diese stürmische Liebe sah, stiegen niegeahnte Jugendgefühle in ihr auf, und es fehlte nicht viel, so wäre sie hingegangen; um der Gräfin ihre

Meinung zu sagen. Aber diese gefährliche Mission war nicht ihr beschieden.

Auch dem Grafen Rumjassin war es nicht beschieden, seine Frau zur Vernunft zu bringen.

Durch ein Telegramm zurückberufen, war er im Laufe des Nachmittags angekommen. Die erste Unterredung mit seiner Frau hatte ihn gänzlich aus der Fassung gebracht; er fand plötzlich, daß man ihn für etwas verantwortlich mache, worin er sich durchaus nichts vorzuwerfen hatte.

„Sie sind an allem schuld,“ sagte seine Ehehälfte zu ihm; „Sie haben dieses Kind stets verwöhnt; und erst kürzlich noch, als sie kam, um sich über mich bei Ihnen zu beklagen, war es da nicht Ihre Pflicht, sie ordentlich zur Rede zu stellen?“

„Aber, meine Liebe . . .“

„Was aber thaten Sie statt dessen?“ fuhr die Gräfin unbarmherzig fort. „Sie liebkosten sie, thaten zärtlich mit ihr, gaben ihr Unsummen . . .“

„O, Unsummen,“ murmelte der bemitleidenswürdige Graf.

„Nun, wieviel denn?“

„Sechshundert Rubel,“ sagte der Graf, die Hälfte unterdrückend.

„Nun, was sage ich denn? Sechsmal mehr, als nötig gewesen wäre. Ihre Schuld also ist es, und Sie kämen mir heute gerade recht mit Ihrer Fürsprache.“

„Aber, meine Teure, man kann ihr doch nichts vorwerfen, und die Verleumdung . . .“

„Nichts vorwerfen?“ wiederholte die Gräfin im Falsett — in dieser Stimmlage pflegte sie ihrem ehelichen Zorn freien Lauf zu lassen — „aber ihre Undankbarkeit gegen mich, aber die Ungeheuerlichkeit dieses Fluchtkomplotts, in das sie Ihre eigene Tochter verstrickte?“

Der Graf mußte auf den Schnurrbart beißen, um nicht, bei dem Gedanken an seine tapferen Kinder, die es verstanden hatten, unter der Nase der ehrenwerten Frau Gräfin ihrer Cousine zur Flucht zu verhelfen, laut aufzulachen. Als er aber sah, daß er nichts ausrichtete, stellte er seine Bemühungen ein, nachdem er schließlich noch einen letzten Versuch gemacht hatte.

„Nun gut, meine Liebe,“ sagte er und drehte sich auf dem Absatz herum, „handeln Sie, wie es Ihnen beliebt, ich habe durchaus nichts dagegen; aber Sie werden mir hoffentlich



das gleiche Recht zugestehen. Ebenfogut wie Sie, bin auch ich der Verwandte, und mehr noch, der gesetzliche Vormund meiner Nichte. Sie können Ihre Einwilligung zu der Ehe versagen, Sie können Ihr Zeugnis zu Gunsten der verleumdeten Unschuld verweigern — die Befugnis, als Beschützer der Unschuld zu figurieren, besitze ich allerdings nicht, — aber ich kann meine Nichte zum Altar führen und kann jedem, der sich untersteht, sie schief anzusehen, das Gesicht entzweihauen. Ich gebe Ihnen daher mein Wort, daß ihr bei dieser feierlichen Gelegenheit weder meine Einwilligung, noch mein Schutz fehlen werden.“

Bei diesen Worten klirrten die Sporen des Grafen, er beugte sich galant auf die Hand seiner verblüfften Gemahlin, führte sie an seine Lippen und verschwand leicht wie ein Morgennebel.

Die Gräfin war so außer Fassung, daß es ihr gar nicht einfiel, ihn zurückzuhalten. Wie? sogar ihr Mann trat ihr entgegen? Das war ja ein förmliches Komplott. Hatte sich denn die ganze Welt gegen sie verschworen?

Während ihrer achtundzwanzigjährigen Ehe hatte es der Graf nur ein- oder zweimal gewagt, seiner Frau gegenüber den eigenen Willen zur Geltung zu bringen, und die Gräfin war genötigt gewesen nachzugeben, — mit guter Miene, um ihre Niederlage zu bemänteln. Diesmal hatte sich der Herr Gemahl so klar ausgedrückt, daß es keinem Zweifel unterlag, er würde, was er gesagt, ausführen; durfte sie da der Welt wohl das Schauspiel eines Zwiespalts geben? Sollte ihre seit Jahren so friedliche Verbindung, ihre für alle Zeiten mustergültige Ehe, dieses exemplarische Bündnis, sich in einen toben- den Orkan auflösen?

Die Gräfin brütete fast zwei Stunden lang über diesen Betrachtungen; schließlich war sie ungefähr in der gleichen Verfassung wie damals, als sie die Flucht ihrer Nichte vernahm. Sie würde viel darum gegeben haben um aus dieser fatalen Lage ehrenvoll herauszukommen.

Schürow, der am Abend zum Besuch gekommen war, fand sie träumerisch und zerstreut; die Kosten der Unterhaltung mußte daher hauptsächlich Zina bestreiten. Auch diese machte, dem Beispiel ihrer Mutter folgend, ein ernsthaftes Gesicht — ein Fastengesicht, wie sie es nannte; — aber unter den feierlichen Zügen brach zuweilen eine undefinierbare, schnell unterdrückte, tolle Heiterkeit hervor. Man sprach vom Spazieren-

gehen und der Fürst machte eine ganz unschuldige Bemerkung, den Sommergarten betreffend; ein flüchtiges, schalkhaftes Lächeln glitt über das Gesicht der Komtesse, hinderte sie aber nicht, ganz ernsthaft zu antworten.

Der arme Fürst war zwei Stunden lang vergebens die Alleen dieses Parks auf und ab gelaufen, Zina war nicht erschienen.

Trotz dieser Anwandlungen von Heiterkeit verstand es Zenarde dennoch die Unterhaltung auf eine schädliche Weise zu führen; sogar ein Beifallszeichen seitens der Mutter wurde ihr für die Art, wie sie den Nutzen der Kindergärten hervorhob, gesendet. Es herrschte in diesem kleinen Kreise, trotz aller Verstimmung, ein harmonisches Beisammensein, bis zuletzt Justine Adamowna mit ihrem Rechenschaftsbericht erschien. Seit der unerwarteten Ankunft der Gräfin brannte Justine vor Begier, etwas zu erfahren; ein im Laufe des Nachmittags eingetretenes Ereignis hatte ihre Neugier noch mehr rege gemacht, sie konnte es kaum noch aushalten. Marizkij war ihr nämlich auf der Treppe begegnet und hatte ihr einen Blick zugeworfen, der viel zu denken gab; er hatte ihren Gruß nur durch ein sehr kurzes militärisches Salutieren erwidert; die unglückliche Favoritin legte sich die Frage vor, ob man vielleicht doch Verdacht gegen sie hege, und ihre Gedanken ließen ihr keine Ruhe.

Das verhältnismäßig karge Mittagsmahl verging ruhig; ebenso auch die eine Hälfte des Abends; sie getraute sich nur schüchtern aufzublicken, um den Gesichtsausdruck der Anwesenden zu studieren. Als sie nichts Beunruhigendes entdeckte, legte sich ihre Aufregung und sie brachte ihren Bericht, auf dem die im Asyl eingetretenen Tagesereignisse verzeichnet waren, zum Vorschein.

Die Gegenwart der Favoritin machte auf Zenarde einen unangenehmen Eindruck; sie konnte es ihr nicht vergessen, daß sie Wassilissa vor Ostern schlecht behandelt hatte; plötzlich aber kam ihr der Gedanke, durch Justines Vermittelung das zu erfahren, was sie gern gewußt hätte, und zwar in der Voraussetzung, diese nützliche Person, die während der ganzen Zeit in Petersburg geblieben war, müsse in der Lage sein, ihr Auskunft erteilen zu können.

Während der Thee zubereitet wurde, begab sich die Komtesse in den Speisesaal, wohin sich Justine zurückgezogen hatte, und legte ihr ohne Umstände folgende Frage vor:

„Wissen Sie vielleicht wer der Glende war, der, wie man mir sagte, einen anonymen Brief geschrieben haben soll?“

Ob schon Justine große Verdienste und auch viel Selbstbeherrschung besaß, verlor sie doch ihren Gleichmut, als man sie so entschlossen angriff. Ihre Bestürzung war um so größer, da sie weit davon entfernt war zu ahnen, daß Zenarde sie gar nicht in Verdacht haben konnte. Sie getraute sich nicht die Augen aufzuschlagen, ihr gelbliches Gesicht wurde grün und sie antwortete mit einer eigentümlich heiseren Stimme:

„Nein, mein Fräulein. Wer hat Ihnen das erzählt?“

Der fremdartige Ton und die Veränderung der Gesichtsfarbe fielen Zenarde auf; sie fuhr daher mit ihren Fragen noch viel nachdrücklicher fort:

„Alle Welt spricht ja davon; es schien mir übrigens, Sie müßten davon gut unterrichtet sein.“

Justine hatte das Gefühl, daß sie um jeden Preis die Fragerin ansehen müsse; sie entschloß sich also aufzublicken, begegnete aber zwei so flammenden Augen voller Verachtung und Entrüstung, daß sie sich beeilte ihre gewohnte bescheidene Miene wieder anzunehmen; mit zitternden Händen faltete sie ihre Arbeit sorgfältig zusammen und antwortete in liebenswürdigstem Tone:

„Ich bin nicht besser unterrichtet als andere.“

„Ist das wirklich Ihre Ansicht?“ sagte Zenarde hochmütig. „Sie hatten ja von jeher die Gewohnheit, alles früher als andere Leute zu wissen.“

„Was wollen Sie damit sagen, mein Fräulein?“ rief die Favoritin mit weinerlicher Stimme.

Zina zuckte die Achseln und drehte ihr den Rücken; sie war von der Wahrheit mehr als halb überzeugt.

Es folgte noch eine kurze ernste Unterhaltung und dann griff der Fürst nach seinem Hut.

Als er die fast dunkeln Räume durchschritt, kam ihm Zina entgegen und sagte halbblaut zu ihm:

„Morgen nachmittag gegen zwei Uhr besuchen Sie meine Mutter.“

„Schön, mein Fräulein,“ antwortete Schürow. Dann fügte er klaglich hinzu: „Ich habe Sie heute nicht gesehen . . .“

„Dieser Abend zählt also nicht?“ erwiderte Zina mit erheuchelter Naivetät.

„Nein; wüßten Sie nur, wie oft ich heute im Sommergarten auf und ab gegangen bin!“

Das bosshafte junge Mädchen konnte ein heiteres Lachen kaum unterdrücken.

„Das wird Sie lehren, ohne Erlaubnis spazieren zu gehen,“ sagte sie. Dann reichte sie ihm die Hand mit einem so durchdringenden süßen Blick, daß Schürow in höchster Ekstase diese gnädige Hand küßte.

Sie wollte schon eine Bewegung machen, um ihm die Hand zu entziehen, ein flüchtiger Blick aber überzeugte sie, daß sie allein feien, und sie gestattete daher dem Fürsten, seine Lippen noch einmal auf ihre rosigen Finger zu drücken, dann entfloß sie durch die verödeten Räume. Ein Spiegel warf ihr von den Lampen hell erleuchtetes Bild zurück. . . Der Fürst betrachtete es so lange, bis es sich in grauem Nebel verlor; dann stieß er einen Seufzer aus und kehrte heim.

---

LVII.

Die Gräfin gewinnt einen allgemeinen Heberblick.

Punkt ein Uhr kam der gräßliche Wagen um Wassilissa — ohne ihre Mutter, — so lautete der ausdrückliche Befehl der Gräfin, welcher der Anblick von Frau Göröw unausstehlich war, abzuholen. Marizkij sprang auf eine Droschke und kam gleichzeitig mit Wassilissa vor dem Kumjassinschen Hause an. Die Thür öffnete sich, und während ein Diener den Besuch anmeldete, flüsterte der junge Offizier seiner Gefährtin zu:

„Ich bitte dich, gib nicht nach!“

Als sie in den blauen Salon traten, erschien Zina in einer Thüröffnung und gab ihnen ein Zeichen, daß sie auf ihren Schutz und ihre Freundschaft rechnen könnten; ehe sie noch Zeit hatten, zu antworten, verschwand sie wieder, und im nächsten Moment standen sie vor der gefürchteten Gräfin.

Diesmal machte Wassilissa keinen Versuch, sich der Hand zu nähern, welche ihr gestern die Thür gewiesen hatte; nach einer respektvollen Verbeugung wartete sie auf die Einladung Platz zu nehmen, die von der Tante auch sofort erteilt wurde.

Die Gräfin war gegen ihre Feinde noch höflicher als gegen ihre Freunde, — wenn sie nicht zornig war. Nach einem peinlichen Schweigen richtete die edle Dame folgende unbefangene Frage an Marizkij:

„Nun, mein Herr, ist es Ihnen gelungen, dieses rebellische Kind zum Nachgeben zu bewegen?“

Eine ehrerbietige, jedoch verneinende Bewegung war die Antwort. Darauf ergriff Wassilissa, bleich, aber entschlossen, das Wort:

„Wollen Sie, Tante, den Ausdruck der Reue genehmigen, den ich Ihnen bereits darbrachte und den zu wiederholen ich bereit bin; glauben Sie an meine Aufrichtigkeit und verlangen Sie keine Worte von mir, die mein Herz nicht bestätigen kann.“

Ihr Blick war so sanft, so bittend und doch von einer solchen weiblichen Würde erfüllt, daß Marizkij an sich halten mußte, um nicht zu ihren Füßen niederzusenken.

Die Gräfin schwieg einen Moment.

„Ich muß also daraus schließen,“ sagte sie endlich, „daß du es vorziehst, auf diese Heirat zu verzichten, als deinen Stolz zu beugen.“

„Ich ziehe es vor, lieber auf diese Heirat zu verzichten, als aus Interesse einen Schritt zu thun, den mein Gewissen mißbilligt. Ich kann dem Manne, den ich liebe, entsagen,“ sagte Wassilissa stolz, „wenn ich ihn aber heirate, so geschieht es mit erhobenem Haupte und mit reinem Gewissen, ohne Lüge und Heuchelei!“

Heuchelei! Daran hatte die Gräfin nicht gedacht. Was Wassilissa dachte, kümmerte sie eigentlich wenig; es handelte sich einzig und allein um eine formelle Konzeßion, derjenigen ähnlich, welche sie in Kumjassino gefordert hatte, als ihre kranke Nichte in ungesunder und schädlicher Isolierung jeden Tag an Kräften verlor. Es würde also Heuchelei sein, Worte der Reue auszusprechen, die das Herz mißbilligt. Offenbar, ja! War es also durchaus notwendig, nicht nachzugeben, das Zeugnis zu verweigern, eine Unschuldige beschimpfen zu lassen, weil sie nicht eine Heuchlerin sein wollte?

Diese Betrachtungen führten die Gräfin recht weit, die Zeit aber drängte, denn Wassilissa und Marizkij warteten auf Antwort.

„Dein Fehler besteht gerade darin, daß du der Reue unzugänglich bist,“ sagte sie endlich.

Wassilissa senkte den Kopf; in diesem Falle allerdings war sie der Reue unzugänglich.

„Aber gnädige Frau,“ sagte Marizkij, „Sie denken immer nur an Fräulein Göröw; mir scheint aber, als ob ich auch etwas dabei beteiligt wäre! Wenn Sie diejenigen Schritte, welche die Einwilligung meiner Eltern herbeizuführen geeignet sind, nicht thun, so bestrafen Sie das wirkliche oder vermeintliche Unrecht Ihrer Nichte gegen Sie; weshalb aber wollen Sie mich, der Ihnen nichts gethan hat, daran hindern, eine Heirat nach meinem Herzen einzugehen?“

„Nun, so heiraten Sie sie doch!“ rief die Gräfin aufbrausend; „heiraten Sie sie, verleumdet und entehrt, wie sie ist . . . und seien Sie Ihr ganzes Leben unglücklich mit ihr! Ein so undankbares Kind kann nur eine schlechte Frau, eine schlechte Mutter werden; heiraten Sie sie doch gegen den Willen Ihrer Eltern, die vor Kummer darüber sterben werden, ohne meinen, ohne Gottes Segen, der da sagte: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren‘, und mögt ihr für eure Undankbarkeit in euren Kindern bestraft werden!“

Jedes russische Herz ist abergläubisch. Um wieviel mehr also das Herz eines jungen unglücklichen Mädchens. Wassilissa hatte sich bei dem Worte „entehrt“ erhoben, sie hatte, bleich, unbeweglich, mit der Hand auf dem Herzen, die fürchterlichen Worte ihrer Tante, welche eine Prophezeiung oder eine Verdammung zu sein schienen, angehört.

„Meine Tante hat recht,“ sagte sie resigniert zu Marizkij, „ihren Segen kann ich nicht erlangen, der Ihrer Eltern wird Ihnen gleichfalls verweigert — ich will Ihnen kein Unglück bringen, — ich verzichte darauf, Ihre Frau zu werden, vergessen Sie mich . . . leben Sie wohl!“

Beim ersten Schritt aber, den sie that, wurde sie ohnmächtig; Marizkij fing sie in seinen Armen auf und brachte sie aufs Kanapee, und die Gräfin hielt ihr ein Riechfläschchen vor.

Da ertönte plötzlich die Glocke der Hausthür, im blauen Salon achtete man aber nicht darauf.

Endlich schlug Wassilissa die Augen auf und machte einen Versuch, sich aufzurichten. Durch eine mehr zärtliche als gebieterische Handbewegung ihrer Tante wurde sie veranlaßt, liegen zu bleiben.

„Gnädige Frau,“ sagte Marizkij leise, „ich wünsche, daß am Tage des Gerichts Sie und ich mit einem ebenso reinen

Gewissen wie das dieses unglücklichen Kindes vor unserem Schöpfer erscheinen könnten. Sie wird mit der Märtyrerkrone in den Himmel eingehen!"

Die Gräfin antwortete nicht; Wassilissas letzte Worte hatten durch ihren Adel und ihre Erhabenheit sie mächtig ergriffen; die unmerkliche Arbeit, welche sich seit dem vorigen Tage in ihrem Geiste vollzog und sie nicht zur Ruhe kommen ließ, erreichte jetzt plötzlich ihr Ende. Nur noch eine Sekunde des Zögerns; — nachgeben, hieß ihren Stolz beugen, sich unterwerfen, sie, die Gräfin Kumjassin! Der Gedanke an das jüngste Gericht, welchen der junge Mann heraufbeschworen, zog sie endlich gen Himmel; sie brachte ebenso aufrichtig wie zu Ostern, als sie mit einem inbrünstigen und zerknirschten Herzen gebeichtet hatte, Gott das Opfer ihres Hochmuts.

"Sie haben recht, mein Herr," sagte sie nicht ohne Nührung, „ich maße mir nicht an, unfehlbar zu sein . . . Möge Gott zwischen uns entscheiden. Ich glaubte recht zu thun; aber sie bewies so viel Mut und Entsaugung, daß viele Fehler dadurch aufgewogen werden. Ich wünsche, daß Sie glücklich sein möchten," fügte sie hinzu; auf Wassilissas bleiche Wange fiel eine Thräne.

Diese stand auf und warf sich ihrer Tante in die Arme; die Gräfin drückte sie innig an ihr Herz.

"Ah! wie ich Sie liebe! wie ich Sie liebe!" wiederholte sie immer wieder, während Marißkij die Hand der Gräfin mit dem Gefühl aufrichtiger Ehrerbietung und wahrer Liebe küßte.

---

## LVIII.

### Fina sorgt für sich.

Nachdem alle drei ruhiger geworden waren und als die Gräfin sich anschickte, eine Moralpredigt zu beginnen, hörte man plötzlich nahe Fußtritte, die nicht von einem Diener herührten.

Die edle Dame war eben im Begriff den unwillkommenen Störenfried nach Gebühr zu empfangen, als sie zu ihrer größten Ueberraschung ihre Tochter, ihre eigene Tochter,

ungerufen und noch dazu von Fürst Schürow begleitet, eintreten sah.

Diese respektwidrige Tochter warf sich, ohne dazu aufgefordert zu sein, ihrer Mutter in die Arme, küßte sie ungestüm und rief:

„Mama, liebste, beste Mama, wie gütig Sie sind! und wie wir alle Sie lieb haben!“

Sie hatte gehorcht! Entsetzlich! Zenarde hatte gehorcht! Aber man ließ der Gräfin keine Zeit zu Vorwürfen; Schürow ergriff ihre beiden Hände und wiederholte ihr, schüchtern zwar, aber rot vor Freude:

„Sie haben eine edle, eine himmlische Seele, Gräfin! Sie sind ein Engel!“

„Wo kommen Sie denn hergeschneit, Fürst?“ sprach die Gräfin, halb von dem Kompliment befriedigt, halb über das unvermutete Erscheinen böse. „Sie sind nicht angemeldet worden!“

Ein Blick des Vorwurfs traf ihre Tochter; diese aber antwortete mit einer reizenden Naivetät, die wohl etwas erheuchelt sein mochte:

„Mama, ich war es, die den Diener daran verhinderte; ich mußte, daß Sie beschäftigt seien, und hielt es daher für das Beste, den Fürsten selbst mitzubringen.“

Die arme Gräfin war ganz verblüfft. Ihre eigene Tochter führte den Fürsten ein, verhinderte den Diener ihn anzumelden! Das war ja eine vollständige Umwälzung aller irdischen Verhältnisse! Sie nahm sich vor Zenarde, die während dieser Reise sich zu viel Freiheit herausgenommen hatte, wieder in ihre Schranken zurückzuweisen.

Im Uebermaß seiner Freude schüttelte der Fürst Marizkij's Hand so heftig, daß er sie fast ausgerissen hätte; dabei vergaß er ganz, Wassilissa zu begrüßen. Diese schwamm in einem Meer von Glückseligkeit, sie näherte sich ihm lächelnd und berührte seinen Arm. Schürow wandte sich um.

„Fürst,“ sagte sie zu ihm, „ich habe Sie noch nicht gesehen, konnte Ihnen daher auch nicht danken . . .“

„Danken? Wofür?“ rief die Gräfin, welche ein ausgezeichnetes Gehör hatte.

Die vier jungen Leute blickten sich an und verstummten. Wassilissa erinnerte sich zu spät an das Verbot ihrer Cousine und machte sich die größten Vorwürfe . . . Da legte sich Zina ins Mittel.



„Mama,“ sagte sie, „meine Cousine dankt dem Fürsten, weil er mich bei ihrer Abreise aus Rumjassino so großmütig unterstützte.“

„Bei ihrer Abreise? Also ist es doch wahr?“ rief die Gräfin überrascht.

„Die Wahrheit ist,“ sagte der Fürst, „daß ohne meine Pferde und meinen Kutscher, die ich eigens von einem andern Gute kommen ließ, Fräulein Górow schwerlich Ihren Landsitz verlassen haben würde; das ist alles.“

„Sie finden wohl, das sei noch nicht genug?“ sagte die Gräfin verdrießlich. „Also du?“ fügte sie mit Abscheu, zu ihrer Tochter gewandt, hinzu.

„Also ich, Mama, ja! Ich war es, die den Fürsten bat, mir zu helfen; denn Sie begreifen doch, daß ich nicht imstande war, alles allein anzuordnen!“

„Aber wann, wie konntest du, ohne mein Wissen . . .“

„O Mama, beim Spazierengehen sprachen wir darüber, und dann schrieben wir uns auch.“

Bei diesen letzten Worten nahm sie eine so reizende trotzige Miene an, daß die glücklichen Brautleute sich nicht enthalten konnten, einen Blick und ein Lächeln auszutauschen.

Schúrow stand wie ein begossener Pudel da.

„Geschrieben? Du?“ flüsterte die Gräfin. Sie mußte sich fragen, ob sie es sei, die den Verstand verloren habe, oder ob ihre Tochter verrückt geworden sei. Der Fürst, als ob er die Ungeheuerlichkeit seines Verbrechens gar nicht ahne, lächelte unwillkürlich. Zenardes Augen blitzten wie ein paar schelmische Sterne unter den bescheiden gesenkten Augenlidern hervor.

„O, einen einzigen Brief bloß! das heißt, er einen und ich einen; das ist alles, liebe Mama.“

„Das ist wohl noch nicht genug?“ sagte die Gräfin bitter. „Sollte er nicht zufällig auch meine Scheune angezündet haben?“

„Nein, Mama, das that ich ganz allein!“ sagte Zina mit einer reizenden Kopfbewegung, die eine geheime, innerliche Befriedigung ausdrückte.

„Mein Gott, wie wird nur all dieser Wirrwarr noch enden!“ flüsterte die Gräfin, Arme und Augen gen Himmel erhebend.

Zenarde nahm den Fürsten bei der Hand und zog ihn sachte zur Mutter hin.

„Mama . . .“ begann sie und hielt inne, indem sie den Fürsten ein wenig am Ärmel zupfte.

„Segnen Sie uns!“ flüsterte dieser und kniete mit dem jungen Mädchen vor der erstaunten Gräfin nieder.

Ueberraschung und Freude verschlangen alle Sorgen der edeln Dame und ihr Widerstand ging in dem allgemeinen Trubel unter.

„Ah! von ganzem Herzen, meine Kinder!“ rief sie. Während der nächsten Minuten fand eine allgemeine Umarmung statt.

Das Klirren der Sporen meldete jetzt die Ankunft des Grafen. Seine Frau beeilte sich, ihm die soeben vollzogenen Ereignisse mitzuteilen, und er, ein steter Freund der Ordnung und des Friedens, verstand es, sich ziemlich erstaunt zu stellen, ob schon eine kurze Unterhaltung, die er zehn Minuten früher mit den Neuverlobten gehabt, ihm die Ueberraschung, welche ihm die Gräfin zu bereiten glaubte, erspart hatte.

Jetzt wurde Frau Göröw und sogar auch Mademoiselle Bochet herbeigerufen, welch letztere für die Anhänglichkeit, die sie ihrer früheren Schülerin in trauriger Lage bewiesen, einen freundschaftlichen Dank von der Gräfin empfing. Der Rest des Tages verging in Projekten, Lachen und vierhändigen Walzern. Die beiden jungen Paare trieben die Ausgelassenheit so weit, Quadrillen nach der Musik einer alten Spieluhr zu tanzen, während die beruhigte und lächelnde Gräfin ihnen zuschaute und sich mit dem Ueberschlag von zwei ganz gleichen glänzenden Aussteuern für die jungen Eheleute beschäftigte. Frau Marizkij konnte natürlich auf eine ganz andere Aussteuer Anspruch machen als Frau Tschudessow; sie mußte anstatt sechs, zwölf Duzend von jedem Wäschartikel haben. Beim Anblick dieser verliebten und heiteren Jugend erinnerte sich die Gräfin an die Zeit ihres eigenen Brautstandes, und die Folge davon war, daß ihr Mann an diesem Tage mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit behandelt wurde.

So war die Stunde des Mittagessens herangenah; der Graf ließ Champagner bringen, um die Gesundheit der Brautpaare auszubringen; das superfeine Mahl war im englischen Klub bestellt worden. Nur Fräulein Justine, die in der Frühe schon ausgegangen war, wußte von dem, was hier vorging, noch nichts.

Als sie zurückkehrte, lief Zina ihr entgegen und rief:

„Fräulein Justine, alle Welt heiratet, nur Sie nicht!“

Lissa heiratet Alexis Marizkij, ich heirate den Fürsten Schürow, und Sie, wen werden Sie denn heiraten?"

"Herrn Tschudessow!" warf Wassilissa, hinzukommend, dazwischen; „ich kenne niemand, der würdiger wäre, Fräulein Justines Mann zu sein; übrigens bin ich überzeugt, daß sie einander viel besser kennen, als wir Einfältige im Geiste es ahnen!"

"Ich hoffe, sie werden Kinder bekommen, viele Kinder, die ihnen ähnlich sehen!" fügte Zenarde hinzu.

"Amen!" schloß der Fürst, der sonst eigentlich nicht böse artig war.

Justine hatte, bleich vor Zorn, all diesen Spott mit ihrem unangenehmen Lächeln angehört. Sie dachte: „Ihr glaubt mich auszulachen, nun, wir wollen sehen, ob eure Prophezeiung nicht doch noch eintrifft!"

---

## LIX.

### Schluf.

Acht Tage später war Marizkij's Hochzeit mit Wassilissa, welche vom Grafen und der Gräfin Kumjassin, inmitten der glänzendsten Gesellschaft, die man zu dieser Jahreszeit auf-treiben konnte, zum Traualtar geführt wurde. Schürow und Zenarde hatten beschlossen sich auf dem Lande trauen zu lassen; und einige Tage nach Marizkij's Hochzeit fuhren alle nach Kumjassinno.

Dmitrij, als er vernahm, daß sein guter Freund, Fürst Schürow, sein Schwager werden und er das Recht haben würde, ihn zu duzen, war glücklich.

Am Vorabend ihrer Hochzeit spazierte Zina mit ihrem Bruder längs der großen Allee, in welcher sie Wassilissas Flucht besprochen hatten.

"Es thut mir aber doch recht leid, mein kleiner Mann," sagte sie und gab ihm einen Kuß, daß wir uns trennen müssen; du wirst es recht traurig und einsam haben."

"D," antwortete das Kind stolz, „in sechs Wochen komme ich ins Bagencorps; ich bin trotz meiner drei ausländischen

Sprachen doch erzdumm und werde genug zu thun haben, um vorwärts zu kommen; in den Ferien nimmst du mich zu dir, nicht wahr?" fügte er hinzu und drückte den Arm seiner Schwester an sein volles Herz, welches trotz seiner mutigen Haltung überzulaufen drohte.

"Gewiß, mein liebster Bruder! Und in der Stadt kommst du an allen freien Tagen zu uns."

"O, mit Vergnügen! Mama hat genug mit ihren Wohlthätigkeitsangelegenheiten zu thun, sie wird mich nicht vermissen . . ."

Am nächsten Tage vertauschte Zina Namen und Stammgut der Kumjassin gegen die der Schürow.

"Soll ich die Einrichtung der blauen Stube in rosa ändern lassen?" fragte ihr Bräutigam.

"Wozu?" antwortete das mutige Mädchen; "ich fürchte die Erinnerungen nicht, sie haben weder Wesen noch Seele; und blau kleidet mir auch recht gut," fügte sie mit jener kindlichen Koketterie hinzu, die ihr so reizend stand.

Die Gräfin, welche, wie ihr Sohn sich ausgedrückt hatte, immer mit ihren Wohlthätigkeitsangelegenheiten beschäftigt war, gestattete sich jetzt nur noch drei bis vier Monate Ferien, von denen sie fast sechs Wochen in Schürowo verlebte. Ihr Schwiegersohn, ein Muster aller Schwiegeröhne, denn er wußte jedem Streit auszuweichen, zeigte ihr einst seinen Gemüsegarten.

"Ah! in dieses Loch haben Sie Aepfelbäume gepflanzt!" sagte sie. "Ich hätte Kirschbäume hingesezt, die Lage eignet sich vorzüglich dazu, aber Sie verstehen das natürlich besser als ich! Schade nur, daß Sie nie Aepfel ernten werden; Kirschbäume hingegen . . ."

Als sie einmal die Frühbeete besichtigte, sagte sie:

"Sie ziehen hier Erbsenschoten? Was das wieder für eine absonderliche Idee ist! Wozu das? Wenn es noch Spargel wären! Wir in Kumjassino haben das ganze Jahr hindurch Spargel — aber Erbsenschoten! Als ob man nicht genug davon im Sommer essen könnte! Uebrigens, das ist Ihre Sache, schade nur um das hinausgeworfene Geld."

Wenn sie Schürowo verläßt, so atmet der Fürst, welcher für sein Leben gern Erbsenschoten iszt, erleichtert auf und telegraphiert an Marizkijs, damit sie hinkommen.

"Um die Luft zu reinigen!" sagt Zenaida mit ihrer gewohnten Bosheit.

Die Kinder beider Familien wachsen zusammen auf und bilden eine einzige fröhliche und lärmende Schar; die Knaben sind kräftig, die Mädchen intelligent.

Wassilissa sagt, es gäbe Momente, wo sie die ihrigen nicht herausfinden könne.

Die kleine Welt hat Onkel Dmitrij unbeschreiblich lieb. Dmitrijs Avancement zum Lieutenant fand natürlich viel später statt; doch da alles seine Zeit hat, so war auch sein glänzender Austritt aus dem Regencorps endlich herangenaht. Die neue Würde hinderte ihn nicht, zum steten Gaudium seiner Neffen und Nichten, allerlei aus Papier auszuschnneiden. Dieses seltene Talent hatte kein einziges von den Kindern geerbt.

Mademoiselle Vochet erzieht Wassilissas Kinder; Miß Junior ist mit einem hübschen Ruhegehalt nach England zurückgekehrt. Das war ihr Zensur schuldig! Einst fragte man diese, weshalb sie nicht, wie Wassilissa, ihre alte Lehrerin zur Erziehung ihrer Kinder behalten habe.

„Ich fürchtete,“ sprach sie, „daß meine Töchter den gleichen Charakter haben könnten wie ich; in diesem Falle würde Miß Junior entweder den Verstand in meinen Diensten verloren haben, oder meine Töchter würden gerade solche Streiche gemacht haben wie ich seiner Zeit.“

Der Fürst ist ganz bezaubert; er kann sein Frauchen, wenn sie so spöttisch lächelt, was ihrer Physiognomie einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht, nicht genug betrachten.

Die Kinder sind allerliebste; erscheint aber die Gräfin zum Mittagessen, dann werden sie versteckt — länger als fünf Minuten duldet sie sie nicht um sich.

„Die meinigen wurden anders erzogen,“ pflegt sie zu sagen; „andere Zeiten, andere Sitten! Mir gefällt das alte System besser.“

Wenn sie so spricht, so haben die Fürstin und ihr Bruder Mühe, das Lachen zu verbeißen.

Wassilissas Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen. Die Fürstin, welche es nicht dulden wollte, daß Justine bis zu ihrem Lebensende im Hause ihrer Mutter bleibe, wirkte für diese fähige Person eine Stelle als Directrice eines städtischen Asyls aus, wo sie auch freie Heizung, Beleuchtung und Wohnung hatte.

Justine war also eine gute Partie geworden und Eschubessow heiratete sie. Leider aber gehen nicht alle Wünsche in

Erfüllung! Auf sein Ideal — „eine kleine Kokotte“ — mußte Tschudessow Verzicht leisten, denn seine Frau ist fürchterlich eifersüchtig. Fürst Schürow bedauert, daß sie keine Kinder haben; er sagt: „Ich hätte gern die Früchte dieser Verbindung sehen mögen.“

Das wäre freilich interessant gewesen! Diesmal aber hatte die Vorsehung Mitleid mit der armen Menschheit; diese guten Leute sollten keine Nachkommenschaft haben.

(E n d e.)







1



